

Schiller als Historiker

von

Johannes Janssen.

Zweite neu bearbeitete Auflage.

Penze
Wag
Dome

Freiburg im Breisgau.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

1879.

Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Incr. 7938

6237422

Schiller als Historiker

von

Johannes Janssen.

Zweite neu bearbeitete Auflage.



Freiburg im Breisgau.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

1879.

Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

108569

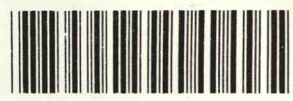
953

1956

ca Centrală Universitară
R. S. T. I
80 493
C108 569

2022/01

B.C.U. Bucuresti



C108569

„Die Geschichte ist nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden.“

Schiller an Caroline von Beulwitz am 10. December 1788.

„Es wäre doch sehr unbillig, wenn wir außer Acht lassen wollten, daß Schiller sich nur eine kurze Zeit seines Lebens, gleichsam im Vorübergehen, und eigentlich, um sich selbst zu bilden, und die ihm mangelnde unmittelbare Erfahrung durch eine mittelbare zu ersetzen, mit der Geschichte beschäftigte.“

Hoffmeister, Schiller's Leben 2, 200.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

An die Leser.

Vorliegende Arbeit, mit der ich mich längere Zeit mit Liebe beschäftigte, ist die erste besondere und ausführliche Schrift, welche über Schiller als Historiker erscheint. Weil die Person Schiller's sich von seinen Werken so wenig trennen läßt, daß man über diese nur dann ein unbefangenes Urtheil gewinnen kann, wenn man ersterer näher zu treten sucht, so habe ich zunächst erörtert, wodurch der Dichter zum Historiker geworden ist, unter welchen Verhältnissen seines innern und äußern Lebens seine Geschichtswerke entstanden sind, und wie er selbst über seine Leistungen urtheilt. Nur durch Beantwortung dieser Fragen erhalten wir den rechten Maßstab, den wir an seine Geschichtswerke anlegen dürfen. Wir finden diese Beantwortung in Schiller's eigenen zahlreichen Briefen, insbesondere in seinen Briefen an Körner, in welchen er sich mit redlichster Selbsterkenntniß und einem solch' hingebenden Vertrauen ausspricht, daß wir ihn in der Werkstätte seines Geistes zur Zeit seiner historischen Schriftstellerei belauschen und die Personen und Verhältnisse kennen lernen können, die seine damalige Thätigkeit beeinflussten.

Auch war ich der Ansicht, daß der Werth, den Schiller's vielgelesene historische Schriften auch in unserer Zeit noch

beanspruchen könnten, nur dann sich feststellen lasse, wenn man bei ihrer Beurtheilung auch die neueren Forschungen, welche uns jetzt über die von ihm behandelten Geschichtsperioden vorliegen, berücksichtige, ohne natürlich dabei auf Rechnung Schiller's schreiben zu wollen, was er sich in seiner Zeit, in der diese Forschungen noch nicht gemacht worden, an Quellenmaterial nicht aneignen konnte. In dieser Beziehung habe ich besonders auf die Geschichte des Abfalls der Niederlande Rücksicht genommen und auf Grund der zahlreichen neu veröffentlichten Documente in raschem Ueberblick die Genesiß der niederländischen Revolution zu entwickeln versucht. Bei Besprechung seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges hob ich diejenigen Momente hervor, welche mir zu einer unbefangenen Beurtheilung jener langen Wirrsale am wesentlichsten schienen. Wie ich hierbei nationale Fragen berühren mußte, die auch in der Gegenwart noch die Gemüther bewegen, so konnte ich bei Prüfung der kleineren historischen Abhandlungen Schiller's nicht umhin, mit wenigen Worten seine religiösen Ansichten zu besprechen, über die noch neuerdings wieder so verschiedene Urtheile laut geworden sind.

Diese Sätze aus der Vorrede zur ersten Auflage meiner Schrift bezeichnen auch für die vorliegende vielfach neue Bearbeitung das Ziel und den Gang der Untersuchung.

Frankfurt am Main, 5. August 1879.

Joh. Zausen.

Inhalt.

I. Beginn der historischen Arbeiten Schiller's und Geschichte des Abfalls der Niederlande 1786—1788.

Schiller's erste Geschichtsstudien 1. Beschäftigung mit französischen Historikern 2—3. Bearbeitung von Mercier's Philipp II. von Spanien — welche Anforderungen er an den Historiker stellt 4—5. Bearbeitung von St. Real's Verschwörung des Marquis von Bedemar; beginnt ein historisches Sammelwerk 5—6. Sein äußeres und inneres Leben in Weimar — Urtheile über die dortigen literarischen Größen — seine gedrückte materielle Lage treibt ihn zu allerlei journalistischen Beschäftigungen 7—9. Sein Geisteserker, wie er sich über ihn ausdrückt 10. Will eine belletristisch-historische Zeitschrift gründen 11—12.

Geschichte des Abfalls der Niederlande — welche Zwecke er bei dieser Arbeit verfolgte — Selbstbekenntnisse über seine historische Schriftstellerei und deren Werth 12—16. Nähere Charakteristik des Werkes über die Niederlande; Umfang der Quellenstudien Schiller's — ob er im Vergleich mit seinem Vorgänger Wagenaar Fortschritte in der Quellenkritik gemacht? Deßfallige Nachweise mit Bezug auf Burgundius 16—26. Schiller's unberechtigter Subjectivismus und vorgefaßte Ideen — er bearbeitet die Geschichte als „schöpferischer Kopf“ — seine Charaktertypen 27—33. Grundirrtum in Schiller's

Auffassung der niederländischen Revolution, insbesondere der Inquisition 34—39. Genesis der niederländischen Unruhen; Philipp II. 39—48. Schiller's Dranien ist nicht der geschichtliche Dranien 49—52. Graf Egmont 53—55. Wie sich die neueren Forschungen zu Schiller's Urtheil über den Cardinal Granvell verhalten — ob Granvell den Glaubens- edicten einen ‚fürchterlichen Gehorsam‘ verschafft hat 55—61. Granvell's Verhältniß zu den niederländischen Großen; Rathschläge, die er dem König Philipp II. zur Beruhigung der Niederlande ertheilt 61—70. Schiller interpretirt die Quellen zu Ungunsten Granvell's 71—72. Seine Urtheile über die Adelsoligarchie nach Granvell's Entfernung — die ‚Inconsequenz‘ Dranien's — ob Dranien ‚nationale‘ Tendenzen verfolgte 72—80. Der Geusenbund und die Silberstürmereien 80—88. Herzog Alba 88—89. Weshalb Schiller sein Geschichtswerk nicht vollendete 90—91.

II. Schiller als Professor in Jena. Herausgabe der Memoiren und Geschichte des dreißigjährigen Krieges 1789—1792.

Schiller's Berufung nach Jena und wie sich Goethe dabei verhielt 92—95. Weshalb Schiller die Professur angenommen 95—96. Vorbereitende Studien für die Collegien und erste Vorlesungen 97—102. Erfährt, daß er nicht als ‚Professor der Geschichte‘ angestellt worden, und wünscht eine anderweitige Anstellung 102—104. Herausgabe der Memoiren; Plan der Arbeit; universal-historische Uebersichten 105—106.

Beginnt für Göschen's ‚Damenkalender‘ eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges — Göschen's Ankündigung des Werkes 106. Günstige Aufnahme des Werkes und Urtheile über dasselbe 107—110. Wie ‚schnell‘ Schiller gearbeitet und wie er selbst über sein Buch urtheilt 110—112. Wie überhaupt für Göschen's Damenkalender gearbeitet wurde — Schiller will die historische Schrift eines Andern unter seinem Namen

herausgeben — Stellen aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 112—116.

Eingehende Beurtheilung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Ob Schiller durch dieses Werk sich ein ‚nationales‘ Verdienst erworben — Rückblick auf die Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung in national-patriotischer Beziehung — der Kosmopolitismus der Deutschen und die politische Universalität — Aussprüche von Lessing, Wieland, Jean Paul und Herder 116—123. Bemerkung von K. A. Menzel 123. Das ‚vaterländische Interesse‘ in Schiller’s Briefen 124. Schiller’s weltbürgerlicher Standpunkt in der Beurtheilung des dreißigjährigen Krieges 125—126. Ob seine Auffassung desselben eine ‚protestantische‘ ist 126—128. Seine Darstellung des Krieges ist eine kleinfürstlich-französische 128—130. Die französische deutschfeindliche Nationalpolitik und die Urtheile der Fremden über ‚deutsche Freiheit‘ 130 bis 134. Schiller’s Verherrlichung König Heinrichs IV. von Frankreich 134—135. Sein doppelter Grundirrtum in der Darstellung des böhmischen Krieges 136. Wie der böhmische Aufstand auf Grund der neueren Forschungen zu beurtheilen — Aussprüche der deutschen und böhmischen Lutheraner über den Krieg — der dreißigjährige Krieg ist kein Religionskrieg 136—144. Schiller’s Angaben über das Prager Blutgericht — Kaiser Ferdinand II. und dessen Gegenreformation in Böhmen 146—149. Stellen aus einer Staatschrift des lutherischen Kurfürsten Johann Georg von Sachsen 149—151. Von welcher Seite der Ruf eines Religionskrieges erging 151—154. Ein Ausspruch von Leibniz 154 bis 155. Der dreißigjährige Krieg, den Schiller als Religionskrieg auffaßt, war lediglich ein Krieg gegen Kaiser und Reich — Aussprüche neuerer Historiker 155—158. Ob Schiller’s Urtheil über den Einfluß der Spanier begründet ist 158—159. Herzog Maximilian von Bayern und Wallenstein — Johann Schweikard von Mainz 160—163. Schiller’s

Auffassung des Schwedenkönigs Gustav Adolph und des Generals Tilly 164—172. Schiller's Widersprüche mit sich selbst 173—175. Niebuhr's Urtheil über Schiller's dreißigjährigen Krieg 175—176.

III. Schiller's kleinere historische Abhandlungen 1789 bis 1797.

Nothwendigkeit der Erörterung der religiösen Ansichten Schiller's und Rückblicke auf seine religiöse Erziehung 177—182. Seine bodenlose Atomistik in der Geschichte des Abfalls der Niederlande 183—184. ‚Teleologisches Princip‘ in der Jenaer Antrittsrede 185—186. Schiller's Abhandlungen und Aussprüche über das Mittelalter in Vergleich mit Johannes von Müller und Leibniz — über Schiller's Geschichtsconstruktionen — er ist den Dichtern, nicht aber den Historikern zu empfehlen 188—194. Schiller's Abhandlungen über die erste Menschengesellschaft und über die Sendung Moses'; weshalb diese besonders zu berücksichtigen 195—201. Der Coadjutor Dalberg über Schiller's Abhandlungen — Schiller's Aeußerung über die Franzosen 202—203. Wirkungen der französischen Revolution auf Schiller's Geschichtsanschauungen. Seine Geschichte der französischen Unruhen vor Heinrich IV. 203—209. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls Vieilleville 210. Er beurtheilt das Mittelalter unbefangener als früher 210—215. Sein politisches Glaubensbekenntniß in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen 215 bis 217. Ob er als Historiker die christliche Weltanschauung vertreten, und was man von seiner ‚Conversion‘ zu halten habe 217—221.

I. Beginn der historischen Arbeiten Schiller's und Geschichte des Abfalls der Niederlande 1786—1788.

Schiller hatte schon auf der Karlsruhschule durch die Lectüre des Plutarch eine Vorliebe für historische Studien gewonnen. Als neunzehnjähriger Jüngling übergab er im Jahre 1778 der Gräfin Franziska von Hohenheim eine nach seinen Collegienheften bearbeitete ‚Geschichte von Württemberg bis zum Jahre 1740‘¹, die im Vergleich mit der geistlosen Darstellungsart der meisten damaligen Geschichtsbücher in formeller Beziehung alle Beachtung verdient. Als dann später seine Dramen ‚Fiesco‘ und ‚Don Carlos‘ historische Vorarbeiten erforderten, vertiefte sich Schiller in die Lectüre geschichtlicher Bücher mit solchem Eifer, daß Reinwald einen poetischen Mahnruf an den Freund erließ: er möchte doch nicht seinem Berufe als dramatischer Dichter ungetreu werden und die Bahn verlassen, die er zur Ewigkeit begonnen‘². Der Dichter selbst fühlte, daß das Studium

¹ Schiller's Geschichte von Württemberg bis zum J. 1740 wurde zum ersten Mal herausgegeben in der ‚Württembergischen Volksbibliothek‘ und aus dieser besonders abgedruckt zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des Verfassers. Stuttgart 1859.

² Schiller's Leben von G. v. Wolzogen (2 Bde., Stuttgart 1830), Bd. 1, 43 ff. Vgl. Palleski, Schiller's Leben und Werke (2 Bde., Berlin 1859), Bd. 1, 266.

der Geschichte nicht bloß für seine Poesie, sondern für die Bereicherung seines Wissens, die Erweiterung seines Ideenkreises und überhaupt für seine ganze geistige Ausbildung nothwendig sei. Er bedauerte deshalb im Jahre 1786, daß er ‚nicht zehn Jahre hinter einander Geschichte studirt‘ habe, weil er dann ‚ein ganz anderer Kerl‘ geworden sein würde¹.

Von vornherein aber trat er, wie es sein dichterischer Genius und seine Jugendentwicklung erklärlich macht, nicht mit wissenschaftlichem, sondern mit poetischem Sinne an die Geschichte heran, und hegte für sie wesentlich nur ein psychologisches und moralisches Interesse. Darum konnten ihn bei seinen Studien nicht die deutschen Historiker anziehen, die, abgesehen von Wenigen, mit bloßer Gelehrsamkeit vorwiegend nur für die Kunst, auch wohl lediglich für die praktische Ausbildung der Juristen und Theologen ihre Werke abgefaßt, oder zum Frommen der Nachwelt reiche, aber trockene Materialien gesammelt hatten. Sein lebhafter Geist verlangte andere Nahrung. Er verfiel auf das Studium französischer Geschichtschreiber, die in künstlerischer Beziehung allerdings die deutschen weit überragten und vielseitigere Gesichtspunkte geltend machten, aber durchaus nicht geeignet waren, den Dichter in das wahre Wesen der Geschichte einzuführen und zu einem richtigen Begriffe historischer Forschung zu bringen. Sie gehörten zu jenen von Lessing gezeißelten ‚poetischen Geschichtschreibern‘, welche sich ‚kein Gewissen daraus machten, ihre Vermuthungen für Wahrheit zu verkaufen und die Lücken der Zeugnisse aus

¹ Schiller's Briefwechsel mit Körner von 1784 bis zum Tode Schiller's (4 Bde., 2. Ausgabe. Leipzig 1859), Bd. 1, 57.

ihrer Erfindung zu ergänzen¹. Mit sophistischer Dialectik oder im Geiste der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts hatten diese Geschichtsdichter, unter welchen in Schiller's Studien St. Real und Mercier² die erste Stelle einnahmen, alle Personen und Ereignisse der Vergangenheit mit subjectiver Willkür gemodelt und umgeformt, und die Geschichte nicht als eine ernste Lehrerin des Lebens, sondern als einen großen Tummelplatz für die Künste ihres Geistes und Witzes betrachtet. Die Beschäftigung mit denselben konnte auf Schiller nur schädlich wirken. Man erkennt diese schädliche Einwirkung schon in einem Vorberichte des Dichters zum ‚Fiesco‘, worin er die Freiheiten, die er sich in der Behandlung geschichtlicher Stoffe erlaubt habe, dadurch rechtfertigt, daß ihm ‚eine einzige große Aufwallung, die er durch die gewagte Erdichtung in der Brust seiner Zuhörer bewirke, die strengste historische Genauigkeit aufwiege‘³.

Weil Schiller, nach Wilhelm von Humboldt's Charakteristik, alle seine Studien nur für bestimmte Arbeiten betrieb und das bloße, von keinem unmittelbaren Zwecke geleitete

¹ Lessing's sämtliche Schriften (neue Ausgabe von v. Maltzahn), Bd. 6, 140.

² Vgl. S. 4 Note 2 und S. 6 Note 1. Für den Fiesco studirte der Dichter, gemäß seiner Vorrede zu diesem Drama, ‚des Cardinals v. Neß Conjuraction du Comte Jean Louis de Fiesque, die Histoire des Conjuracions, die Histoire de Gènes und den dritten Theil von Robertson's Geschichte Karl's V.‘ Dem Don Carlos liegt vorzugsweise St. Real's sog. Geschichte desselben zu Grunde. In der ‚Vorrede zu den Scenen des Don Carlos in der Thalia 1785‘ bei Hoffmeister, Nachlese zu Schiller's Werken (Stuttgart 1858), Bd. 4, 215 erwähnt der Dichter auch den Ferreras, und verlangte von Reinwald (vgl. Schiller's Leben von C. v. Wolzogen 1, 45) für sein Drama Brantome's Geschichte Philipp's II.

³ Vgl. Hoffmeister, Nachlese 4, 145.

Studiren nicht kannte¹, und weil er überdieß von der Schriftstellerei leben mußte, so finden wir ihn bei seinen historischen Beschäftigungen im Jahre 1786 sofort auch produktiv thätig. Der erste Versuch, welchen er dem deutschen Publikum bot, war eine Uebersetzung von Mercier's ‚Philipp II., König von Spanien‘², worin der ‚richtende Kiel des Schriftstellers‘ ein ‚Ungeheuer brandmarkt‘, welches ‚das Schiff der römischen Kirche auf einer See von Menschenblut treiben ließ‘, und Jeden hinwegschaffte, ‚der sich zu denken unterstand‘. Jeder Unbefangene wird, abgesehen von historischen Gründen, schon von lediglich ästhetischem Standpunkte ein Verwerfungsurtheil aussprechen über ein Gemälde, wie es hier Schiller nach Mercier entwarf. Aber die Ansichten des Franzosen stimmten mit den damaligen eigenen Ansichten des Dichters überein. Er rechnete den spanischen König neben dem Papste Gregor VII. zu den fürchterlichsten Despoten, die ‚an das edelste, heiligste Leben gegriffen‘ und ‚in wenigen Jahren verwüstet‘ hätten, ‚was hunderttausend thätige Menschen in einem Jahrhundert nicht ersetzen könnten‘³. Mercier's Darstellungsweise, welche die innersten Motive des menschlichen Handelns enthüllen wollte und mit dem prunkenden Anspruche auftrat, sogar auch die Gedanken der Menschen genau errathen zu haben, traf mit Schiller's Anforderungen an den Historiker, wie er sie im Jahre 1786 aufstellte, zusammen. Das Studium der Ge-

¹ Vgl. R. Tomasek, Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft (Wien 1862), S. 38.

² Die Abhandlung erschien zuerst im zweiten Hest der von Schiller herausgegebenen Rheinischen Thalia 1786. Abgedruckt bei Hoffmeister, Nachlese 4, 241—266.

³ Vgl. die Stellen zum Geisterseher bei Hoffmeister, Nachlese 4, 280.

schichte, äußerte damals der Dichter in seinem ‚Verbrecher aus verlorener Ehre‘, sei für das bürgerliche Leben noch immer deßhalb so fruchtlos geblieben, weil die Historiker nicht das innere Wesen der handelnden Persönlichkeiten aufgedeckt, und dadurch eine ‚Lücke‘ gelassen hätten ‚zwischen dem historischen Subject und dem Leser, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abschneide‘. Sollte die Geschichte eine Schule der Bildung werden, so müsse der Historiker die Leser ‚mit dem Helden bekannt machen, ehe er handle‘. ‚Wir müssen den Helden,‘ sagt er, ‚seine Handlung nicht bloß vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an seinen Thaten und noch weit mehr an den Quellen dieser Gedanken, als an den Folgen jener Thaten.‘ Schiller forderte für die Geschichte die dramatische Behandlungsweise, welche den Menschen einzeln heraushebt, ihn zum Herrn seines Glückes und Unglückes macht und die Gründe seiner Handlungen in ihm selbst aufsucht ¹.

Wir werden später sehen, wie er dieser Anforderung in seinen eigenen Geschichtswerken nachzukommen suchte.

Im Jahre 1787 bearbeitete Schiller nach St. Real's völlig romanhaften Schilderungen die ‚Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618‘. Obgleich bereits im Jahre 1756 der kritische Pierre Grosley² die vollständige Unhaltbarkeit der Angaben des geistreichen Sophisten nachgewiesen hatte, so hielt der Dichter doch an dessen Glaubwürdigkeit fest. Er er-

¹ Vgl. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung (4. Ausgabe, Leipzig 1853), Bd. 5, 337.

² Discussion historique et critique sur la conjuration de Venise et sur l'histoire de cette conjuration écrite par St. Réal. Paris 1756.

klärte, daß er ‚die Verschwörung gegen Venedig beinahe wörtlich aus St. Real übersetzt habe, weil der Leser bei jeder andern Behandlung dieses Gegenstandes zu viel verloren haben würde‘¹. Die dramatische Lebendigkeit französischer Geschichtschreibung, die unbekümmert um den objectiven Thatbestand Phantasiemalerei für historische Wahrheit verkaufte, reizte den Dichter so, daß ihn noch zur Zeit, als er sich mit seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande beschäftigte, Voltaire entzückte. ‚Der Charles XII.‘ schreibt er im April 1787 an Körner, ‚entzückt mich. Ich finde ihn mit mehr Geist sogar geschrieben, als das Siècle de Louis XIV. Er verbindet das Interesse einer Robinsonade mit dem philosophischen Geiste und der kräftigen Schreibart des letztern. Zugleich hat mir das Ganze einen gewissen Anstrich von Alterthum . . . So wünschte ich mir eine Geschichte des Königs (Friedrich’s II.) von Preußen.‘

Die ‚Verschwörung des Marquis von Bedemar‘ wurde zuerst in der von Schiller mit Anderen unternommenen Sammlung: ‚Die Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten‘ herausgegeben. Für diese Sammlung, von welcher nur der erste Band im Jahre 1788 bei Crusius in Leipzig erschien, wollte der Dichter auch die niederländische Rebellion des 16. Jahrhunderts bearbeiten².

¹ Vgl. Hoffmeister, Nachlese 4, 377, wo von S. 301—377 der Aufsatz abgedruckt ist. Vgl. auch die Beurtheilung von St. Real’s Roman bei Hoffmeister, Schiller’s Leben, Geistesentwicklung und Werke (Stuttgart 1837—1842), Bd. 2, 9 ff.

² Vgl. Schiller’s Brief vom 6. Oct. 1787 (an Haug?) in dem literarischen Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen (Leipzig 1849), Bd. 2, 471—472.

Die Geschichte dieser Rebellion ist das erste Product seiner selbständigen Schriftstellerei auf historischem Gebiete.

Bevor wir in deren Charakteristik eingehen, wollen wir zunächst die äußeren Verhältnisse kennen lernen, unter welchen diese Schriftstellerei begann; die Anregungen, die der Dichter empfing; die Gemüthsstimmungen, die ihn beeinflussten, und die Zwecke, welche er bei seinen damaligen Arbeiten verfolgte.

Nach einem unruhigen wechselvollen Jugendleben kam Schiller, achtundzwanzig Jahre alt, im Juli 1787 nach Weimar, dem *Plm-Athen* jener Zeit, dem Sammelplatze aller Größen der deutschen Literatur. Er hoffte, daß in der dortigen geistigen Atmosphäre seine Poesie gedeihen und an dem Herzoge Carl August, dem hohen Protector von Goethe, Herder und Wieland, einen Förderer finden würde. Allein er sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Die ganze Umgebung, die er in Weimar vorfand, und der geistige Verkehr, in den er eintrat, konnte seinem poetischen Idealismus keine Nahrung bieten, und seine gedrückte materielle Lage, in der ihm, wie er später an Goethe schrieb, 'einmal alles Geld bis auf etwa zwei Groschen ausgegangen war, ohne daß er wußte, woher neues zu bekommen', führte ihn zu allerlei Beschäftigungen, die mit seinen Idealen in Widerspruch standen.

Das vielfache Ungemach, welches den Dichter von Jugend auf betroffen, war zwar niemals im Stande gewesen, die Elasticität seines Geistes zu lähmen und die Energie seines Willens niederzudrücken, aber es hatte sein Gemüth verbittert. Diese Verbitterung und die Unzufriedenheit mit der Gegenwart wurde in Weimar so groß, daß sie den Grundton fast all' seiner Briefe bildet. Als er dort ankam,

war der Herzog abwesend, und die Herzogin-Mutter, deren Geist er äußerst hornirt nennt¹, zog ihn so wenig an, daß er bald ganz entfernt vom Hofe lebte. Herder, auf dessen Bekanntschaft er sich am meisten gefreut hatte, ‚machte sich‘, klagte Schiller am 8. August 1787 in einem Briefe an Körner, ‚aus schriftstellerischen Menschen nichts, aus Dichtern und dramatischen vollends am allerwenigsten‘. Er hatte noch kein einziges von Schiller's Erstlingswerken gelesen. Bei Wieland fand der Dichter freundliche Aufnahme, trat aber dem alternden Manne, den er mit den tausend Widersprüchen seiner Natur in den Briefen trefflich charakterisirt, niemals näher. Nur Wieland's Schwiegersohn Reinhold, Professor der Philosophie im benachbarten Jena, ein früherer Novize des Jesuitenordens, der seinen Glauben abgeschworen hatte und nunmehr ‚den Katholicismus so herzlich haßte, wie nur ein Philosoph‘, übte Einfluß auf ihn, indem er ihn zum Studium der Kantischen Philosophie, die später auf seine Geschichtsanschauungen so mächtig einwirkte, veranlaßte. Aber auch mit Reinhold konnte er kein Freundschaftsverhältniß schließen, da er diesen nicht für befähigt hielt, ‚sich zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder in dem Ideal noch in der Wirklichkeit zu erheben‘, und er, wie er schreibt, keines Menschen Freund sein könne, ‚der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden habe!‘² Der Dichter fühlte sich in Weimar innerlich ‚ganz isolirt‘. In Goethe wollte er damals einen ‚Egoisten in ungewöhnlichem Grade‘ erkennen, dessen ganze Handlungsart auf den ‚höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt‘ sei³; er wurde ihm

¹ Brief an Körner vom 28. Juli 1787.

² Brief an Körner vom 29. Aug. 1787

³ Brief an Körner vom 2. Febr. 1789.

abhold, weil er sich von ihm behindert glaubte¹. Bei dessen Anhängern, die sich durch eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachment an die Natur und eine Resignation in seine fünf Sinne hervorthaten, fand er, so viel Gelebtes, so viel Sattes und grämlich Hypochondrisches, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu sein². Seine Briefe sind voll von heftigen und bitteren Aeußerungen über die literarischen Größen in Weimar. Hieraus, wie es wohl geschehen, einen Schluß zu ziehen auf des Dichters Neid, Mißgunst und Nachsicht, ist ein unberechtigtes und verwerfliches Verfahren, weil diese Laster Schiller niemals besudelten. Aber man muß für seine damalige schriftstellerische Thätigkeit diese Aeußerungen berücksichtigen, weil sie seine Gemüthsstimmungen charakterisiren, und Gemüthsstimmungen und Empfindungen die Meinungen und Raisonnements auch des größten Geistes beeinflussen.

Um sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, griff Schiller zum Journalismus. Er setzte die von ihm 1785 gegründete Zeitschrift, *Thalia* fort, arbeitete an der *Allgemeinen Literaturzeitung* und wurde durch Wieland auch für den *Merkur* gewonnen. *Das deutsche Publikum,* hatte er schon früher geklagt³, zwingt seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Speculationen des Handels zu wählen. Eine derartige Speculation leitete ihn bei der Abfassung seines im damaligen Modegeschmack gegen erdichtete hierarchische Tendenzen und In-

¹ Brief an Körner vom 9. März 1789.

² Brief an Körner vom 12. Aug. 1787.

³ Brief an Körner vom 7. Dec. 1784.

triguen gerichteten ‚Geistersehers‘, den er gleichzeitig mit seiner ‚Geschichte des Abfalls der Niederlande‘ schrieb. Er selbst urtheilte am 6. März 1788 in einem Briefe an Körner: ‚Dem verfluchten Geisterseher kann ich bis diese Stunde kein Interesse abgewinnen; welcher Dämon hat mir ihn eingegeben!‘ Am 17. März: ‚Der Geisterseher, den ich eben jetzt fortsetze, wird schlecht — schlecht, ich kann nicht helfen; es gibt wenig Beschäftigungen, bei denen ich mir eines sündlichen Zeitaufwandes so bewußt war, als bei dieser Schmiererei. Aber bezahlt wird es nun einmal, und ich habe wirklich bei der ganzen Sache auf Göschens (des Verlegers) Vortheil gesehen!‘ Nachdem die ‚Thalia‘ einen Theil des Romans gebracht hatte, meldete der Dichter am 17. Mai: ‚Die Thalia macht wieder schrecklich viel Aufsehen; sie circulirt durch alle Häuser, und mir werden erstaunlich schöne Sachen darüber gesagt. Soviel ist indessen gewiß, daß ich mir diesen Geschmack des Publikums zu Nutzen machen und soviel Geld davon ziehen werde, als nur immer möglich ist.‘¹ Am 12. Juni heißt es weiter: ‚Jetzt danke ich dem guten Zufall, der mir den Geisterseher zuführte. Lache mich aus, soviel Du willst: ich arbeite ihn in's Weite und unter dreißig Bogen kommt er nicht weg. Ich wäre ein Narr, wenn ich das Lob der Thoren und Weisen so in den Wind schlänge. Göschen kann ihn mir gut bezahlen.‘

Zu derselben Zeit, nachdem schon einige Abschnitte seiner niederländischen Rebellion im ‚Merkur‘ erschienen waren,

¹ Wie ganz anders urtheilte Schiller in seiner spätern Periode in einem Briefe an Fichte vom 3. Aug. 1795: ‚Es gibt nichts Höheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publikums, und an der Veränderung dieses elenden Geschmacks zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens.‘ Schiller's und Fichte's Briefwechsel (Berlin 1847), S. 46.

trat er mit Körner in Verbindung wegen Gründung einer umfassenden literarisch-historischen Zeitschrift, die bei Götschen in Leipzig herauskommen sollte. ‚Götschen’s Vortheil und Wunsch,‘ schreibt er am 12. Juni 1788 an Körner, ‚ist es, ein gangbares, jeden Monat rentirendes und accurat erscheinendes Journal zu verlegen; der unsrige ist, den meisten Antheil daran zu haben und es gut bezahlt zu bekommen.‘ ‚Dieses Journal müsse,‘ entwickelte er, ‚sich durch interessante Namen empfehlen. Mein Name gilt freilich, aber doch nicht gerade bei allen Klassen, um deren Geld es uns zu thun ist, bei denen muß man z. B. einen Garve, Engel, Gotter oder einen Biester und seines Gelichters (ich meine nicht die Menschen selbst, sondern ihre Arten) affichiren. Vielleicht, daß es mir gelingt, Herder, wenn er aus Italien zurück ist, durch große Preise zu locken, vielleicht komme ich mit Goethe in Verbindung; von Gotter dünkte ich auch Beiträge zu erhalten. Meine Hauptidee ist, wirklichen Gehalt der Autoren und Sachen wo möglich zur Lockspeise zu machen, diese aber in Modenstoff arbeiten zu lassen.‘ Er macht auch deßfallige Vorschläge. ‚Cagliostro’s und Starck’s, Flamels Geisterseher, geheime Chroniken, Reiseberichte, allenfalls pikante Erzählungen, flüchtige Wanderungen durch die jezige politische und in die alte Geschichtswelt — das sind Objecte für Journale. Vor allen Dingen müßten wir es uns zum Gesetz machen, unsern Stoff entweder aus dem Moment, d. h. aus dem Neuesten zu wählen, was bei der Leserswelt eben in Umlauf ist, oder aus den entlegensten Feldern, wo wir durch das Bizarre und Fremde Eingang finden würden. Interessante, leicht und elegant behandelte Situationen, Charaktere u. s. w. aus der Geschichte, erdichtete moralische Erzählungen, Sittengemälde, dramatische Vorstellungen, allenfalls populäre und dabei ge-

fällige Ausführungen philosophischer, vorzüglich moralischer Materien, Kunstkritiken, satyrische Schilderungen, Meißner'sche Dialoge u. dgl. müßten unser Debüt sein.'

Bei journalistischen Arbeiten und Bestrebungen dieser Art wird man es als ein Glück für den Dichter erachten, daß er in der Geschichte ein besseres Feld fand, um seine materielle Existenz zu sichern und sich geistig fortzubilden, zugleich aber erkennen, daß er seiner historischen Schriftstellerei keine volle freie Zeit widmen konnte und die für historische Studien nothwendige Unbefangtheit, Ruhe und Sammlung des Geistes nicht besaß.

Die erste Aeußerung über seine Geschichte des Abfalls der Niederlande findet sich in einem Briefe an Körner vom 18. August 1787, worin er dem Freunde mittheilt, daß er es über sich genommen, die niederländische Rebellion zu schreiben: er arbeite mit Lust und hoffe, 'etwas recht Lesbares zu Stande zu bringen'. Am 22. September berichtete er, daß er sich 'stark und mit einigem Vergnügen' mit seinem Werke beschäftige. Schon am 6. October dachte er an die Herausgabe desselben. 'Das verfluchte Geld! An Crusius¹ schreibe ich nächsten Mittwoch, zu Ende des Monats muß ich Geld haben, weil ich da ganz auf dem Sande bin. Wenn mich Crusius nicht gleich bezahlen kann, so gebe ich meine Niederlande besonders heraus und arbeite noch an einer andern Verschwörung.'² Am 19. November schreibt er an Körner, daß er 'die meiste Zeit in Strada, Grotius und zehn Andern herumwühle', und am 19. December heißt

¹ den Verleger der Sammlung merkwürdiger Verschwörungen, vgl. oben S. 6.

² Brief (an Haug?) vom 6. Oct. 1787, vgl. S. 6, Note 2.

es in einem Briefe an denselben: „Meine niederländische Rebellion kann ein schönes Product werden; und wahrscheinlich wird es viel thun. Im Merkur des folgenden Januars erscheint etwas davon, das Euch vorläufig eine Idee geben wird. Alles macht mir hier seine Glückwünsche, daß ich mich in die Geschichte geworfen und am Ende bin ich ein solcher Narr, es selbst für vernünftig zu halten. Wenigstens versichere ich Dir, daß es mir ungemein viel Genuß bei der Arbeit gibt, und daß auch die Idee von etwas Solidem (das heißt, etwas, das ohne Erleuchtung des Verstandes dafür gehalten wird) mich dabei sehr unterstützt; denn bis hierher war ich doch fast immer mit dem Fluche belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat.“ Aber schon nach drei Wochen war der innere Trieb zur Beschäftigung mit seinem Gegenstande verschwunden. Am 7. Januar 1788 bedauerte er, daß er mit einem heterogenen, fremden und oft undankbaren Stoffe ringe, „dem ich Leben und Blüthe geben soll, ohne die nöthige Begeisterung von ihm zu erhalten. Die Zwecke, die ich mit dieser Arbeit finde, halten meinen Eifer noch so hin und verbieten mir, auf halbem Wege zu erlahmen.“

Welche Zwecke verfolgte er?

„Mit der Hälfte des Werthes,“ meldet er, „den ich einer historischen Arbeit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt, als mit dem größten Aufwand meines Geistes für die Frivolität einer Tragödie. Glaube nicht, daß dieß mein Ernst nicht sei... Bewundert man einen großen Dichter, so verehrt man einen Robertson, und wenn dieser Robertson mit dichterischem Geiste geschrieben hätte, so würde man ihn verehren und bewundern. Wer bürgt mir

dafür, daß ich das nicht einmal werden könne oder vielmehr, daß ich es die Leute werde glauben machen können.' Und weiter: 'Meine niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Mann machen... mein Schicksal muß ich innerhalb eines Jahres ganz in der Gewalt haben, und also für eine Versorgung qualificirt sein... es ist wahrscheinlich, daß ich einen Ruf nach Jena bekommen werde; aber ich muß eine Frau dabei ernähren können, denn noch einmal, mein Lieber, dabei bleibt es, daß ich heirathe.'

Körner zweifelte an Schiller's Beruf zum Historiker und verwies ihn warnend auf Voltaire, der nur 'die Neugierde einiger Müßiggänger (den Geschichtsforschern hat er schwerlich Genüge gethan) über Ludwig XIV. und Karl XII. auf eine angenehmere Art befriedigt' hätte. Er war in Sorge darüber, daß die Ideen des Freundes über schriftstellerische Thätigkeit entsetzlich prosaisch geworden wären, und wollte darin eben kein Meisterstück der weimarischen Cultur erkennen¹. Aber Schiller antwortete am 18. Januar 1788 unter Anderm: 'Ich muß von Schriftstellerei leben, also auf das sehen, was einträgt... bei einem großen Kopf ist jeder Gegenstand der Größe fähig, bin ich einer, so werde ich Größe in mein historisches Fach legen.' Und später: 'Du wirst mir zugeben müssen, daß kein Fach so gut dazu taugt, meine ökonomische Schriftstellerei darauf zu gründen'... 'Auch sehe ich recht gut voraus, daß ich durch meine Arbeit in der Historie mir einen wesentlicheren Dienst leisten werde, als der Historie selbst, und dem Publikum einen angenehmeren, als einen gründlichen den

¹ Schiller's Briefwechsel mit Körner 2, 243.

Gelehrten.' ,Schlägt die niederländische Rebellion ein, daß innerhalb zweier Jahren eine neue Auflage zu machen ist, so habe ich gleich gegen vierhundert Thaler baar und ohne Mühe verdient.'

Schiller hatte bisweilen Augenblicke, wo er glaubte, am Ende bin ich dem Publicisten näher als dem Dichter, wenigstens näher dem Montesquieu als dem Sophokles'. Er schmeichelte sich wohl gar mit dem Gedanken, einmal ,der erste Geschichtschreiber in Deutschland werden zu können'¹. Jedoch das richtige Gefühl, daß er nicht zum Historiker geschaffen sei und die Geschichte seinen Geist nicht dauernd befriedigen könne, trat immer rasch wieder ein. ,Wenn ich auch nicht Historiker werde,' sagt er am 27. Juli 1788, ,so ist dieses gewiß, daß die Historie das Magazin sein wird, woraus ich schöpfe, daß sie mir die Gegenstände hergeben wird, in denen ich meine Feder und zuweilen auch meinen Geist übe.'

Wichtiger noch für seine Auffassung der Geschichtschreibung und die Art seiner Thätigkeit in derselben ist das offene Bekenntniß, welches er am 10. December 1788 in einem Brief an Caroline von Beulwitz ablegt. ,Was Sie von Geschichte sagen, ist gewiß ganz richtig, und der Vorzug der Wahrheit, den die Geschichte vor dem Romane voraus hat, könnte sie schon allein über ihn erheben. Es fragt sich nur, ob die innere Wahrheit, die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poetischen Darstellung herrschen muß, nicht ebenso viel Werth hat, als die historische. Daß ein Mensch in solchen Tagen so empfindet, handelt und sich ausdrückt,

¹ Schiller's Briefwechsel mit Körner 2, 280.

ist ein großes, wichtiges Factum für den Menschen, und das muß der dramatische oder Romandichter leisten. Die innere Uebereinstimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen sein muß. Der Nutzen ist unverkennbar. Man lernt auf diesem Weg die Menschen und nicht den Menschen kennen, die Gattung und nicht das sich so leicht verlierende Individuum. In diesem großen Felde ist der Dichter Herr und Meister, aber gerade der Geschichtschreiber ist oft in den Fall gesetzt, diese wichtigere Art von Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen, oder ihr mit einer gewissen Unbehülflichkeit anzupassen, welches noch schlimmer ist. Ihm fehlt die Freiheit, mit der sich der Künstler mit schöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine noch die andere befriedigt. Was Körner aus seinen Vordersätzen auf meinen Beruf zur Geschichte anwendet, mag immer richtig sein. Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit hier und da mit jener ersten philosophischen zusammentreffen. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden.¹

Was die Geschichte unter seinen Händen wurde, zeigt uns zunächst sein Abfall der Niederlande, worin er eine

¹ Schiller und Lotte (Stuttgart 1856), S. 160.

Geschichte darstellt, nicht wie sie geschehen, sondern wie er nach seinen subjectiven Anschauungen wünschte, daß sie sich zugetragen haben sollte.

Die Vorrede des Buches ist für seinen Standpunkt äußerst bemerkenswerth. Watson's¹ ‚vortreffliche‘ Geschichte Philipp's II. versetzte ihn, erzählt er, in eine Begeisterung, zu welcher ihn ‚Staatsactionen nur selten erhoben‘. Bei genauerer Prüfung entdeckte er, daß er in diese Begeisterung gekommen nicht sowohl durch das, ‚was aus dem Buche in seinen Geist übergegangen, als durch die schnelle Wirkung seiner eigenen Vorstellungsart, die dem empfangenen Stoffe gerade die Gestalt gegeben, worin er ihn so vorzüglich reizte‘. Diese Wirkung wünschte er, wie er sagt, bleibend zu machen, zu verstärken, diese Empfindungen weiter zu verbreiten. Darin bestehe sein ganzer Beruf, Geschichte zu schreiben. Weniger um seine

¹ Geschichte der Regierung Philipp's II., Königs von Spanien. Aus dem Englischen, 2 Bde. Lübeck 1778. Die ‚Vortrefflichkeit‘ von Watson's Geschichte Philipp's II. kann sich höchstens auf den Stil und auf die Gruppierung der Thatsachen beziehen, nicht aber auf ein gründliches Quellenstudium. König Philipp's II. neuester Biograph, W. Prescott, sagt in der Vorrede zu seiner History of the reign of Philipp the Second (London 1857), vol. 1, 1 über seinen Vorgänger, daß es nicht geläugnet werden könne: ‚that Watson himself was not so solicitous as he should have been to profit by opportunities which a little pains might have put within his reach . . . that he contended himself too easily with such cheap and common-place materials as lay directly in his path; and that, consequently, the foundations of his history are much too slight for the superstructure.‘ Als Entschuldigung für diese Mängel führt Prescott an: ‚But the public, in Watsons days, were not fastidious on regard to the sources of the information on which a narrative was founded.‘



108560

Geschichte mit vielen neuen Begebenheiten anzufüllen, ‚als um zu denen, die er bereits hatte‘, einen Schlüssel aufzufinden, habe er sich, heißt es weiter, an die Quellen gemacht.

Schiller will also die subjective Wirkung, welche er aus der Geschichte empfangen, verbreiten, er will den Schlüssel für diese Wirkung auffuchen, und ist sich also des Resultates von vornherein bewußt, weiß, was er finden wird, und füllt dann dieser subjectiven Wirkung gemäß — nach seinen eigenen Worten — weite leere Strecken aus, hebt anscheinende Widersprüche auf, und knüpft isolirte Facta an die übrigen an. Er behandelt die Geschichte als ‚schöpferischer Kopf‘, der, wie er am 7. Januar 1788 an Körner schreibt, ‚das Unfruchtbare und Leere in der Geschichte zu befruchten und auf das Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen‘ sucht. Der Geschichtschreiber müsse, meinte er nach Wilhelm von Humboldt's Mittheilung, ‚den gesammelten Stoff aus sich heraus zur Geschichte construiren‘. ‚Der wahre Zusammenhang‘ werde ‚am sichersten von demjenigen erkannt, der seinen Blick an philosophischer und poetischer Nothwendigkeit geübt‘ habe, denn auch hier stehe ‚die Wirklichkeit mit dem Geist in geheimnißvollem Bunde‘.

Schiller zählte zu den Historikern, die nach einem Ausspruche Johann's von Müller ‚sich in die allgemeinen Ideen verlieben‘, und wendete auf das historische Material ein Verfahren an, welches Goethe einmal trefflich gezeichnet hat. ‚Ein guter Kopf,‘ sagt Goethe, ‚wendet desto mehr Kunst an, je weniger Data ihm vorliegen; er wählt gleichsam, seine Herrschaft zu zeigen, sich aus den vorliegenden Datis wenige Günstlinge aus, die ihm schmeicheln; er versteht die übrigen so zu ordnen, wie sie ihm nicht

widersprechen, die feindseligen zu verwickeln und zu umspinnen.¹

Mit einer wirklichen Geschichtschreibung hat ein solches Verfahren Nichts gemein.

Auf die Vorarbeiten für sein Werk und auf dessen Abfassung verwendete der Dichter, wie wir aus seinem Munde hören, nur eine sehr kurze Zeit. Während dieser Zeit arbeitete er, nach Ausweis seiner Briefe an Körner, auch noch an seinem Geistesfeind und an seinem Menschenfeind, schrieb viele Recensionen, trieb anderweitige Lectüre, verkehrte häufig in Gesellschaften und Redouten, und schwang sich bisweilen ‚aus dem Schulstaub des Geschichtswerks in's Gebiet der Dichtkunst hinein‘. Er dichtete unter Anderm die ‚Götter Griechenlands‘. Wir werden deshalb bei ihm keine umfassenden Quellenstudien voraussetzen wollen, und müssen uns wundern, daß es ihm bei seiner geringen Vorübung im Latein (hatte er doch damals noch nicht einmal den Livius gelesen!) möglich geworden, auch nur diejenigen Quellen durchzulesen, deren Benutzung sich in seinem Buche nachweisen läßt.

Er selbst nennt in der Vorrede ‚außer de Thou, Strada, Reynd, Grotius, Meteren, Burgundius, Meursius, Bentivoglio und einigen Neuern‘ als seine Führer ‚die Memoiren des Staatsraths Hopperus, das Leben und den Briefwechsel seines Freundes Biglius, die Proceßacten der Grafen von Hoorne und von Egmont, die Apologie des Prinzen von Dranien und wenige Andere‘. Er betont, daß ihm ‚eine ausführliche, mit Fleiß und Kritik zusammen-

¹ Vgl. Gerwinus 5, 338.

getragene *Compilation*‘, nämlich die ‚Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande‘ sehr wichtige Dienste bei seiner Arbeit geleistet habe¹.

Der Verfasser dieser von Schiller sehr unpassend als ‚*Compilation*‘ bezeichneten Allgemeinen Geschichte der Niederlande² war der protestantische Geschichtsforscher Wagenaar, dessen gründliches Werk mehr wie irgend ein anderes den Dichter bei seinen Arbeiten orientirte.

Hatte Schiller, wie wir früher angaben, bei seinen ersten Geschichtsstudien das Unglück, auf Bücher zu stoßen, die nicht im Geringsten geeignet waren, ihn auf den Weg einer richtigen historischen Forschung zu bringen, so konnte er für den Abfall der Niederlande keinen bessern Führer finden, als Wagenaar, der in der Vorrede zum dritten Bande seines Werkes so musterhafte Grundsätze für Quellenkritik und Geschichtsdarstellung aufstellt, wie man sie bei einem Historiker des vorigen Jahrhunderts selten findet. Der Geschichtschreiber solle, erörtert er, zuvörderst das gesammte vorhandene Quellenmaterial sammeln und sich anzueignen suchen, und sodann die kritische Sichtung desselben vornehmen. Den ältesten und ächtesten Quellen gebühre überall der Vorzug vor den abgeleiteten, und man müsse bei ihrem Gebrauch außer der Zeit ihrer Abfassung auch den Ort berücksichtigen, wo sie abgefaßt worden. Spätere Historiker, welche den Ereignissen fern gestanden, dürfe man nur benützen, „wo sie ungedruckte oder unauß-

¹ Wir citiren Schiller's Werk nach Goedeke's Ausgabe der Sämmtlichen Schriften des Dichters, Bd. 7.

² Allgemeine Geschichte der Vereinigten Niederlande, von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit, aus dem Holländischen, 8 Bde. Leipzig 1756—1767. Nach Jan Wagenaar's *Vaderlandsche Historie*, D. 1—20. Amsterdam 1752—1759.

gegebene Urkunden gebraucht haben'. Ueberall müsse der Forscher auf die ursprünglichsten Quellen, nämlich auf die urkundlichen Materialien zurückgehen, und zwar sowohl auf die officiellen Actenstücke, als auf die geheimen diplomatischen Verhandlungen, Briefe und dergleichen. Der Geschichtschreiber dürfe niemals aus irgend welchen Gründen die Wahrheit, das heißt ‚die Seele der Historie‘, verletzen. Er verletze aber diese Wahrheit nicht bloß, wenn er Falsches berichte oder Wahres verschweige, sondern auch, wenn er Personen und Dinge der Vergangenheit überall vor den Richterstuhl seines subjectiven Urtheils ziehe, welches nie einen absoluten Maßstab abgeben könne, und durch Lob oder Tadel das Urtheil der Leser zu bestimmen suche. Der Historiker darf, sagt er, seine Leser ‚nicht mit günstigen oder ungünstigen Vorurtheilen für oder wider die Personen, deren Handlungen er erzählt, einnehmen‘; er darf nicht die geheimen Absichten menschlicher Handlungen ergründen wollen und seine Muthmaßungen über dieselben nicht als historische Wahrheit ausgeben. Lassen sich aber die Absichten einer Persönlichkeit aus deren Worten oder Handlungen klar entdecken, so soll der Historiker diese Worte und Handlungen einfach mittheilen, und die Leser zu einem eigenen Urtheil heranbilden. Doppelt gefährlich werde die subjective Einmischung eines Historikers, wenn es sich um die Darstellung einer Geschichte handle, wie die des niederländischen Volkes, ‚welches große Parteien in der Kirche und dem Staate hat und gewaltigen Umkehrungen und Veränderungen in der Regierung unterworfen gewesen ist‘. Darum will sich Wagenaar von dieser Einmischung frei erhalten. Er will sich in seinem Urtheil weder nach dem Geschmack seiner Zeit richten, noch gegen diesen Geschmack sich aussprechen, sondern allenthalben, unbeirrt durch Freund

oder Feind, den objectiv geschichtlichen Thatbestand, so weit er ihn durch seine Forschungen erkannt hat, darstellen, um dadurch die Anhänger der verschiedenen Parteien in Kirche und Staat ,anzuweisen, daß einer über des andern Grundsätze und Handlungen mit Mäßigung urtheilen möge‘.

Prüft man auf Grund dieser Anforderungen Wagenaar's das Schiller'sche Werk, so findet man zunächst, bezüglich des Umfanges der Quellenstudien, daß dem Dichter bei seiner Arbeit, wie er selbst in der Vorrede beklagt, die holländisch geschriebenen Quellen, sowohl die Historiker wie Bor, Hoofst u. s. w., als die vielen von Wagenaar benützten officiellen Actenstücke unbekannt geblieben. Unbekannt blieben ihm ferner mehrere lateinische Quellen, unter denen wir nur auf den bekannten Pontus Heuterus und besonders auf Van der Haer¹ aufmerksam machen wollen. Letzterer verdient nach Ausweis der neuern Documente unter allen Historikern, welche im sechzehnten Jahrhundert über die Genesis der niederländischen Revolution geschrieben, durch reiches Material, genaue Angabe der Thatsachen und Billigkeit des Urtheils eine der ersten Stellen. Man hat es neuerdings dem Dichter hoch angerechnet, daß er sich, wie er in der Vorrede sagt, ,um den Briefwechsel des Cardinals Granvella vergeblich bemüht habe‘, weil diese Bemühung die Kenntniß voraussetze, daß ein solcher Briefwechsel von Bedeutung vorhanden, und weil man damals ,noch kaum eine Ahnung davon gehabt habe, was in dieser Correspondenz zu finden sein möchte‘². Aber man hat dabei übersehen, daß der Dichter, um von der Existenz dieser

¹ Florentii Van der Haer, De initiis tumultuum Belgicorum libri duo. Duaci 1587.

² Tomaschef 76.

Correspondenz Kunde zu erhalten, nur Jöcher's allgemein bekanntes Gelehrtenlexicon unter dem Artikel Granvell nachzuschlagen brauchte, und daß in seiner Zeit bereits zwei ausführliche Werke über Granvell erschienen waren, welche einen Theil dieser Correspondenz benutzt hatten¹. Hätte Schiller diese Werke gekannt, so würde er sein Urtheil über Granvell bedeutend modificirt, und eingesehen haben, daß selbst Strada, worauf man schon früher hingewiesen², mit Parteilichkeit über den Cardinal geurtheilt. Unter den von Schiller in der Vorrede angeführten Quellen finden wir im Werke selbst den Briefwechsel des Bigliuz sehr dürftig und den Bentivoglio, den er nur ein einziges Mal citirt, so gut wie gar nicht benutzt. Mit Recht aber hat man die Behauptung eines neuern Literaturhistorikers, daß Schiller's Arbeit augenscheinlich im besten Falle sich darauf beschränkt habe, die Citate seiner leitenden Quelle³, die ihm, was er an Material brauchte, in zweckmäßigen Uebersetzungen gab, zu verificiren⁴ ernstlich gerügt⁴. Wer dieß behauptet, beweist nur, daß er nie

¹ Mémoires pour servir à l'histoire du Cardinal de Granvelle, par Dom Prosper Levesque. 2 voll. Paris 1753. — Histoire du Cardinal de Granvelle, par M. Luc. Denans de Courchelet. 2 voll. Bruxelles 1784. Im Jahr 1580 waren in Antwerpen erschienen: Diverses lettres interceptes du Cardinal de Granvelle à divers personnages du party des malcontens etc.

² In den in der vorhergehenden Note citirten Memoiren Granvell's.

³ Wagenaar.

⁴ Zul. Schmidt, Schiller und seine Zeitgenossen (Leipzig 1859), 211. Er sagt über Schiller's Abfall der Niederlande: „Leider ist dazwischen eine kleine Charlatanerie eingeschoben: Schiller zählt die Quellschriftsteller auf, die er gelesen haben will, und versäumt nicht, dieselben auf jeder Seite zu citiren. Und doch hat sich augenscheinlich

einen Vergleich zwischen Schiller und Wagenaar angestellt hat, denn bei einem solchen Vergleich ist Schiller's durchaus selbständige Benutzung von Strada, Hugo Grotius, Meteren und Burgundius, besonders bezüglich der inneren Verhältnisse der Niederlande, ganz ‚augenscheinlich‘.

Läßt Schiller's Buch hinsichtlich des Umfanges der Quellenstudien auch vom Standpunkte der damaligen Zeit, der hier natürlich allein in Betracht kommt, gar viel zu wünschen übrig, so ist dieß noch mehr hinsichtlich der Quellenkritik der Fall. Hier stellt sich ein Vergleich Schiller's mit Wagenaar sehr zu Ungunsten des Erstern heraus¹.

seine Arbeit u. s. w. zu verificiren — was höchst überflüssig gewesen wäre, da er nicht im Stande war, den Werth der Quellen zu beurtheilen.' Gegen ihn Tomaschef 74 und 133, Anm. 13.

¹ Wir wollen dieß an einigen Beispielen in Betreff der Benutzung eines einzigen Historikers, nämlich des Burgundius, nachweisen. Wir wählen gerade diesen aus, weil Schiller ihn unter allen Quellen am meisten benutzt hat, und dessen ganz unzuverlässiges Werk noch immer für eine Quelle von bedeutendem Werthe gilt. Burgundius schrieb seine ‚Historia Belgica ab a. 1558‘ (Ingolstadii 1629) im Geiste und nach der Art der Historiker aus dem Zeitalter der Renaissance. Er hat eine Vorliebe für Rhetorik, Pathos und Sentenzen; er schiebt erdichtete Reden ein, ist ungenau in der Angabe des Thatsächlichen, und verändert oder erfindet sogar officiële Actenstücke und Briefe. So ist z. B. erdichtet die Rede, die er den Cardinal Granvell vor der Abreise König Philipp's im Jahre 1559 in Gent halten läßt, wie sich dieß aus der wirklichen Rede Granvell's ergibt, die uns jetzt vorliegt in der Collection des documents inédits contenant l'histoire de la Belgique publ. par Gachard (Bruxelles 1833), vol. 1, 313 ff. Auch die lange Apostrophe, die er dem Syndicus von Gent in den Mund legt, ist nur eine rhetorische Ausschmückung von einzelnen Sätzen der generalstaatlichen Demonstration. Wagenaar, der aus den Rathspröcolollen der Staaten von Holland und Westfriesland sowohl die ächte Rede des Cardinals, als die genannte

Was Schiller's Gesamtauffassung und Darstellung der niederländischen Revolution anbelangt, so

Remonstrations kannte, und aus ihnen die Hauptpunkte getreu mittheilt, läßt natürlich die Erfindungen des Burgundius unberücksichtigt, und weist im Verlauf seiner Darstellung Bd. 3, 25—26 darauf hin, wie wenig wahrscheinlich es sei, daß König Philipp die ihm bei dieser Gelegenheit nach der Angabe des Burgundius von Einigen beigelegten Worte gesprochen habe. Anders verfährt Schiller. Er nimmt die Stilübungen des Burgundius als geschichtliche Thatsachen auf und verstärkt dessen Stelle: *„Fulminatus est rex improvisa expostulatione . . . Dixisse quidem ferunt, num et se exesse vellent qui Hispanus utique sit“*, durch die positive Angabe: *„Ich bin auch ein Ausländer, rief er (der König) endlich; will man nicht lieber gar mich selbst aus dem Lande jagen?“* Ebenso sind die von Burgundius dem Prinzen von Oranien zugeschriebenen Reden als bloße Erfindungen anzusehen. So die Rede desselben vor der Abreise Egmont's nach Spanien, ferner jene, welche er angeblich im Staatsrathe über die Bestrafung der Häretiker im Jahre 1556 hielt. Ersterer liegen nur wenige Worte in der Lebensbeschreibung des Viglius zu Grunde, und Wagenaar geht deshalb in seiner Darstellung auf die ursprüngliche Quelle zurück, ohne auch nur den Burgundius zu erwähnen; letztere ist so sentenziös und von Gelehrsamkeit prunkend, daß sie sich auf den ersten Blick als ein bloßes rhetorisches Elaborat herausstellt. Schon Wagenaar hielt sie für ein solches. *„Ich habe,“* sagt er Bd. 3, 64, *„aus dieser Rede nichts anführen mögen.“* Schiller dagegen theilt nicht nur beide Reden mit, sondern behandelt sie als *„schöpferischer Kopf“*, indem er seinerseits von Neuem ausschmückt und amplificirt, und sogar Namen hinzufügt, die sich in den erdichteten Reden nicht vorfinden. Burgundius läßt S. 179 Oranien in der Rede vom Jahre 1556 sagen: *„Nunquam tutius quam per exempla progredimur. Nova et inexperta cum periculo incipiuntur. Carolus Caesar anno MDL. sollicitantibus provinciis de rigore legum quaedam detraxit. Sicut rex Philippus proxime meditabatur, benignitatem ejus episcopi deterruere.“* Daraus wird bei Schiller S. 194: *„Beispiele können uns am sichersten leiten. Aber wozu Beispiele aus dem heidnischen (!)*

findet man in ihr fast alle jene Fehler eines unberechtigten Subjectivismus, vor welchen Wagenaar den Historiker warnt.

Alterthum, da das glorreiche Muster Karl's des Fünften, des größten der Könige, vor uns liegt, der endlich, besiegt von so vielen Erfahrungen, den blutigen Weg der Verfolgung verließ, und viele Jahre vor seiner Thronentsagung zur Gelindigkeit überging. Philipp selbst, unser gnädigster Herr, schien sich ehemals zur Schonung zu neigen; die Rathschläge eines Granvella und seines Gleichen belehrten ihn eines Andern' u. s. w. Schon diese einzige Stelle ist für des Dichters subjective Auffassung Oranien's und Granvells bezeichnend. Für die Art, wie Burgundius rhetorisch ausschmückt, vgl. man ferner die Rede, welche Viglius bei Burgundius 94—96 hält, mit der Vita Viglii (die dem Burgundius seiner Vorrede nach vorlag) in Hoynk van Papendrecht, *Analecta Belg.* 1, 40 sq; ferner die Vita Viglii 42 mit Burgundius 102—103; ferner Philipp's II. Antwort an den Grafen Egmont aus dem Jahre 1565 bei Strada (*De bello Belgico decas prima, Romae 1637*) 215—216 und *Mémoires de Viglius et d'Hopperus* (neue Ausgabe: Bruxelles 1858) 269—270 mit Burgundius 104—106; ferner den Brief der niederländischen Großen an Philipp II. vom 29. Juli 1563 bei Hopper (in der citirten neuen Ausgabe) 253—254 mit Burgundius 69—70. Schiller 126 macht aus Burgundius und Hopper einen neuen Brief, und citirt dazu die Vita Viglii, wo kein Wort davon steht. Am schlimmsten ergeht es der historischen Wahrheit bei Schiller's unkritischer Benutzung des Burgundius an denjenigen Stellen, wo letzterer königliche Erlasse fabricirt oder mit rhetorischen Floskeln wesentlich verändert. Dahin gehört, um nur Ein Beispiel anzuführen, König Philipp's unerbittlicher und in seinen Folgen so unheilvoller Brief vom October 1565 über die Durchführung der Strafedicte gegen die Sectirer. Burgundius hat entweder den ächten Brief vor sich gehabt und denselben entstellt, oder nur von der Existenz eines solchen Briefes gewußt und dann frischweg einen Wortlaut erdichtet, denn der von ihm S. 116 bis 118 angeführte stimmt mit dem wirklich geschriebenen durchaus nicht überein. Der ächte Brief lag in Hopper's, von Schiller sonst

Eine gewisse subjective Thätigkeit ist für den Geschichtschreiber unerläßlich. Wer diesen Namen in Wahrheit verdienen will, darf sich nicht damit begnügen, lediglich das Geschehene auszufondern, nackte Thatfachen zu registriren und sich zum bloßen Wächter der aufgespeicherten Schätze zu machen, sondern er muß den Kern der Dinge erfassen und die in dem ursachlichen Zusammenhang gegründeten Wahrheiten herausfinden. Darum ist es, wie Wilhelm von Humboldt sagt, ‚um den Historiker schlimm bestellt, der nichts von poetischen und philosophischen Gaben mitbringt‘. Aber es steht noch schlimmer um ihn, wenn er diese Gaben ungehörig anwendet und seine constructive Thätigkeit nicht der Ergründung des objectiven Thatbestandes völlig unterzuordnen weiß. Denn diese Ergründung, die umfassende und kritisch genaue Erforschung des Geschehenen, bleibt des Geschichtschreibers erstes und unver-

so oft citirten Memoiren vor; Wagenaar gibt, ohne Erwähnung des Burgundius, einen getreuen Auszug aus demselben. Schiller dagegen benutzte nicht den ächten, sondern den von Burgundius fingirten Brief, der allerdings viel sentenziöser und pikanter ist, und verstärkt noch die Farben. So überträgt er S. 168 die Stelle: *Inquisitores praeter me intueri neminem volo. Lacessant scelus securi. Satis est mihi, si scandalum declinaverint* mit den Worten: ‚Die Inquisition solle ohne Rücksicht auf etwas Menschliches, fest, furchtlos und von Leidenschaft frei ihren Weg wandeln und weder vor noch hinter sich schauen. Er genehmige Alles, sie möge so weit gehen als sie wolle, wenn sie nur das Aergerniß vermeide.‘ In der ersten Ausgabe des Schiller'schen Buches waren nach dem Fabrikat des Burgundius noch die Worte hinzugefügt: ‚Auf ihn allein solle sie sich berufen; er selbst wolle dem Unwillen des Volkes offene Stirne bieten.‘ Bei Hoffmeister, Nachlese 4, 397. Diese Worte müssen dem Dichter doch zu stark erschienen sein, denn sie sind in den späteren Ausgaben weggelassen.

brüchliches Geſetz. Sie verlangt von ihm, auch wenn er mit den reichſten Geiſtesgaben verſehen wäre, einen unermüdblichen Fleiß in der Anſammlung des Materials, Ernſt und Gründlichkeit der Forſchung, und jenen freien, uneingenommenen Sinn, der ‚mit der größten Ehrfurcht vor der Materie‘ auch nicht die kleinſte Lücke der Ueberlieferungen mit den Gebilden der Phantaſie ausfüllt. Der Hiſtoriker muß ſeine Ideen aus der Fülle der Begebenheiten ſchöpfen, nicht die Producte ſeines ſubjectiven Gedankenproceſſes und ſeiner individuellen Weltanſchauung als leitende Ideen der Vergangenheit hinſtellen.

An dieſen Fehlern leidet Schiller's Werk.

Der Dichter hat kühne Gedanken, glühende Worte, geiſtreiche Antitheſen, glückliche Bilder, er gibt ſeiner Darſtellung Wärme und Kraft und durchgeiſtigt das dürre Material mit Ideen. Aber ſeine Ideen ſind nicht als Reſultate einer mit ächt hiſtoriſchem Sinn unternommenen Erforſchung der Begebenheiten und Perſonen in ſeinem Geiſte entſprungen, ſondern ſie ſind der Geſchichte als eine fremde Zugabe geliehen worden. Die aprioriſtiſchen Vorausſetzungen ſeines eigenen Geiſtes, und die ſeines ‚phiſophiſchen‘ Zeitalters, ſuchte er auch in der Vorzeit auf und beurtheilte nach ihnen dieſe Vorzeit. Dabei zweifeln wir aber keineswegs an ſeinem ernſtlichen Willen, der Wahrheit treu zu ſein, denn ſeine Fehler lagen nicht in ſeinem Willen, ſondern in der Art, wie er arbeitete, und ‚als ſchöpferiſcher Kopf‘ die Geſchichte ‚ſchuf‘. Sein Geiſt, befriedigt durch die Kraft und Lebendigkeit des eigenen Wirkens, wurde gleichgültig gegen die Objecte. Er arbeitete überhaupt viel zu raſch, als daß es ihm möglich geweſen wäre, das ſich ſtetig entwickelnde Leben der Geſchichte zu beobachten und die einfachen Wahrheiten

der Begebenheiten zu erkennen. Darum nannte er auch die Geschichte ‚nur ein Magazin für seine Phantasie‘. Er dichtete der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen an, und wußte diese in einzelnen Individualitäten zu verkörpern und in großen geschichtlichen Perspektiven zu entfalten.

Als seine Ideen gipfelten in der ‚Idee der Freiheit‘, wie diese in seinem ‚philosophischen‘ Zeitalter aufgefaßt wurde. Er war ein begeisterter Anhänger der neuen Lehren des Naturrechtes und der Volkssouveränität, das heißt der Ideale der Revolution. Er hatte zuerst in seinen Räufern einen ‚poetischen Sturm‘ gelaufen gegen die bestehenden Ordnungen, und das Gesetz, welches noch keinen großen Mann gebildet habe, der Freiheit, welche ‚Kolosse ausbrüte‘, entgegengestellt. Er hatte dann im Fiesco die republikanischen Ideen des Jahrhunderts noch bestimmter ausgeprägt; in Kabale und Liebe eine erschütternde Anklage gegen die gesellschaftliche Verkommenheit der Zeit gerichtet¹; im Don Carlos ‚eine ‚dramatisirte Predigt der Menschenrechte‘ geliefert und als der beredteste Prophet des neuen Weltalters die ganze Weltbeglückung dem politischen Liberalismus der Zeit übergeben. In Rousseau'schen Idealen der Natur und Vorzeit schwärmend, hatte er lange Jahre hindurch, im Gegensatz zu den Verderbnissen der bürgerlichen Gesellschaft, einen ursprünglichen Naturzustand der allgemeinen Gleichheit und Glückseligkeit angenommen und sich einen abstracten, nebelhaften, undefinirbaren Begriff von Freiheit gebildet. Er war von dieser undefinirbaren Freiheit noch zur Zeit der Abfassung seines ersten Geschichtswerkes erfüllt, obgleich er da-

¹ Vgl. C. Iwesten, Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft (Berlin 1863), S. 9—19.

mals schon den Rousseau'schen Standpunkt des Naturideals überwunden und sich zum Gedankenideal Montesquieu's erhoben hatte¹. Unzufrieden mit der Gegenwart, in gedrückter äußerer Lage, und in einem innern Kampfe begriffen, dessen hoher Ernst und glühendes Feuer Mitgefühl einflößt, machte sich Schiller in seinem Geschichtswerke zum Apostel jener Freiheit, die er im Don Carlos gepriesen. Sein Marquis Posa selbst hätte, wie man richtig bemerkt hat, diese Geschichte des Abfalles der Niederlande schreiben können. Wie sich Schiller früher in Stuttgart für Washington und Franklin begeistert hatte, so begeisterte er sich jetzt für die niederländischen Revolutionsmänner, die er im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts als edle Freiheitshelden auffasste. Und damit man über die politische Tendenz des Buches nicht im Zweifel bleibe, so sagt er in der Einleitung im ‚Merkur‘ in einer seitdem weggebliebenen Stelle: ‚Die Kraft also, womit das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagstück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufe wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen.‘

‚Groß und beruhigend,‘ heißt es in der Einleitung des Werkes, ‚ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Annahmungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechneten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden.‘ Diese Wahrheit, sagt der Dichter weiter, habe ihn nirgends so lebhaft durchdrungen, als bei der Geschichte des niederländischen Aufstandes, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte rang.

¹ Vgl. Tomajsek 37. Twesten 14.

Darum habe er ‚dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufstellen‘ wollen, um ‚in der Brust seines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken‘.

Den Kampf für die allgemeine menschliche Freiheit identificirt der Dichter mit dem Kampf für die protestantischen Lehrmeinungen, die ihm als das neue Licht erscheinen, welches über Europa aufging. Der freie Bürger der Niederlande ‚empfing freudig dieses Licht, dem sich gedrückte, traurige Sklaven verschlossen‘, und wurde durch ‚fröhlichen Muthwillen‘ angereizt, das ‚Ansehen verjährter Meinungen zu prüfen und eine schimpfliche Kette zu brechen‘. Aber ‚die schwere Zuchtruthe des Despotismus hing über ihm, eine willkürliche Gewalt drohte die Grundpfeiler seines Glückes einzureißen, der Bewahrer seiner Geseze wurde sein Tyrann‘. So erkühnte sich das Volk, ‚einen veralteten Vertrag aufzuweisen und den Herrn beider Indien an das Naturrecht zu mahnen‘.

Als Führer des Volkes tritt Wilhelm von Oranien auf, der nach Schiller's Ansicht als ‚zweiter Brutus sich dem großen Anliegen der Freiheit weihte‘ und als erleuchteter unternehmender Geist den ‚großen politischen Augenblick haschte, und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit erzog‘! Wie der niederländische Aufstand gegen den ‚spanischen Tyrannen‘ in den Augen des Dichters dem Kampfe gleicht, den fünfzehnhundert Jahre früher die Batavier und Belgen gegen die Römer führten, so gleicht ihm Wilhelm von Oranien dem Claudius Civilis, der der Nation ‚das gefährliche Geheimniß ihrer Kräfte aufdeckte und ihren stummen Gram zu einer blutigen Erklärung brachte‘. Wilhelm von Oranien ist der eigentliche Held des historischen Kunstproductes des Dichters. In seiner Schilderung ist ihm gelungen, was er früher in seinem Drama Fiesco

vergebens zu leisten versucht hatte, nämlich die Darstellung eines politischen Charakters, der unter dem Schleier des unbefangenen Lebensgenusses nur auf den Augenblick lauert, wo er an die Spitze der Dinge treten kann, und der, ausgerüstet von der Natur mit allen Talenten, die zur Größe befähigen und hindrängen, nur seinen geheimen Plänen lebt, die er an unsichtbaren Fäden dem großen Ziele zuführt¹. Wilhelm's poetische Figur, die Schiller ausgemalt, tritt aus der Veinwand um so blendender hervor, weil der Dichter, im Gegensatze zu ihr, in der Person König Philipp's von Spanien einen Geist der Finsterniß, ein Nachtstück eines menschlichen Charakters, erfunden und dargestellt hat.

Wenn Schiller früher von dem Historiker verlangte: er müsse seine Helden so darstellen, daß der Leser diese ‚ihre Handlungen nicht bloß vollbringen, sondern auch wollen sehe‘, so strebt er jetzt in seinen Charakterschilderungen darnach, dieser Anforderung Genüge zu leisten. Als Dramatiker sucht er in den einzelnen Männern selbst die psychologischen Quellen zu ihren Handlungen, weiß diese Handlungen überall zu motiviren, setzt überall Plan und Berechnung voraus, und gibt den Charakteren, wie im Roman, eine poetische Haltung und Rundung, die sich im geschichtlichen Leben, wo die zwingende Macht positiver Zustände so oft auch das Thun der mächtigsten und eigenwilligsten Geister bestimmt, nirgends findet. Schon Schiller's Freund Körner hat dieses unhistorische Verfahren des Dichters betont, das ‚Subjective‘ in seiner Behandlung der Charaktere, welches ‚von der besonderen Denkart und Stimmung des Künstlers abhängig ist‘. ‚Deine Manier in der Behand-

¹ Vgl. Runo Fischer, Selbstbekenntnisse Schiller's (Frankfurt 1858), S. 37 ff.

lung von Charakteren in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges ist mir lieber,' schreibt Körner dem Dichter am 6. December 1790, 'als die in der Geschichte der Niederlande. In dieser ist mehr Subjectives, mehr Idealisirung des Geschichtschreibers, mehr Personificirung abstracte Begriffe und weniger Individualität.'

So wirft Schiller, um den 'Schlüssel zu dem politischen Leben' König Philipp's aufzufinden, einen 'flüchtigen Blick in seine Seele', construirt sich dessen Charakter nach psychologischen Möglichkeiten, und bringt auf dem Wege psychologischer Erörterungen heraus, daß dieser 'ein Barbar aus Empfindung' gewesen, während sein Vater Carl V. 'ein Barbar aus Berechnung' war. 'Philipp,' sagt er, 'mußte um so mehr Despot sein, als sein Vater, um so viel enger sein Geist war; oder mit andern Worten: er mußte sich um so viel ängstlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabsteigen konnte.'¹

¹ Unter den neueren Historikern hat besonders der Anglo-Amerikaner John Lothrop Motley in seinem Werke: 'The Rise of the Dutch Republic' (3 Bde., London 1856) den König Philipp als einen blutdürstigen und geldgierigen Tyrannen geschildert. Unbefangene und einsichtige Zeitgenossen beurtheilten den König ganz anders. Man vergleiche zum Beispiel die Berichte der venetianischen Gesandten Cavalli und Micheli bei Albèri, *Relazioni degli ambasciatori Veneti* (Firenze 1840), Serie 1, tom. 2, 193—223, 289—380. Micheli insbesondere hebt Philipp's Friedensliebe, Freigebigkeit und Frömmigkeit hervor. Der Belgier Johann Sarrazin, von Alexander Farnese an den König abgeordnet, schrieb über diesen unter Andern: 'J'admire une clémence et modestie naturelle, cette douceur qui reluit en sa face, son oeil, son parler, son geste, son port, esloigné de grandeur, d'insolence, de cruauté.' Bei Gachard, *Relations des ambassadeurs Vénetiens* (Bruxelles 1856), p. LXX. In einem Berichte des Venetianers Tiepolo heißt

Um das Revolutionsdrama in Scene zu setzen, stellt Schiller ganz unhistorisch den König von vornherein als einen Tyrannen hin, der sich gegen das Wohl und die Freiheit der Niederlande verschworen habe, und insbesondere den Prinzen von Oranien, den spätern Führer der Revolution, „unter allen gleichzeitigen Sterblichen am unveröhnlichsten haßte und so unnatürlich fürchtete“. Die Niederländer „hatten in Philipp's Angesicht den verderblichen Anschlag gegen ihre Freiheit gelesen, den er schon damals in seiner Brust auf- und niederwälzte“, und hatten deshalb den König im Jahre

es über Philipp: „È questo serenissimo re vigilantissimo nella giustizia, e tanto che è tenuto per severo, che tutti i suoi ministri, imitando S. M., procedano con questa severità nel castigar gli errori: cosa che, se ben torna in danno et mala sodisfazione d'alcuno, però è causa del benefitio commune, per li pochi delitti che si commettono in quel regno, talmente che può securamente ognuno, da mezza notte, camminare per ogni luogo: parlo della Castiglia Vecchia et Nuova, wo Philipp unumschränkt regiere. Bei Gachard, Relations 160. Ein Edelmann aus der Umgebung Tiepolo's rühmt des Königs einfaches Leben und seine Mäßigkeit und sagt zu seiner weitem Charakteristik: „Son caractère est mélancolique, mais ses manières sont telles que personne ne peut lui parler une seule fois, sans lui demeurer affectionné pour toujours. Elle (S. Maj.) déteste beaucoup les hommes vicieux, et les chatie sévèrement. Elle aime les gens de bonnes moeurs, les emploie volontiers et les enrichit.“ Bei Gachard 171. Vgl. 184. Der venetianische Gesandte Vendramino beurtheilt den König gleich vortheilhaft. „Telle est la justice, le calme et la constance qu'il a dans l'âme, que jamais il ne se montre troublé des malheurs ou des adversités qui lui surviennent. Il a une gravité remarquable . . . Sa nature le porte à la paix: c'est pourquoi il tâche le plus souvent d'obtenir ce qu'il veut par l'ascendant de l'autorité, plutôt que par la force.“ Bei Gachard 231. So urtheilten Zeitgenossen über den von Neuern als „Teufel des Südens“ verschrienen König.

1555, zur Zeit der Abdankung Carl's V., zu einem besondern Eid gezwungen, durch den er die Aufrechthaltung ihrer Gewohnheiten und Gebräuche angeloben mußte. Der Dichter citirt den Eid nach Wagenaar, übersieht aber dabei, daß derselbe, wie Wagenaar genau angibt, nicht erst im Jahre 1555, sondern schon im Jahre 1549, wenige Monate nach Philipp's erster Ankunft in den Niederlanden, wo ihn das Volk mit so großem Jubel empfangen hatte, geleistet worden war. Darum muß der Dichter den Wortlaut des Eides etwas verändern, indem er die Stelle: ‚Ich gelobe und schwöre, daß ich bis zum Antritt der Erbsfolge in den Landen und Grafschaften . . .‘ wegläßt, weil diese Stelle nicht mehr auf das Jahr 1555 paßte. Die Eidesleistung von Seiten des Königs, wie von Seiten der Stände lag ganz in dem alten Herkommen des Landes begründet, und Wagenaar bemerkt deßhalb in der Marginalie zu seiner Darstellung der Verhandlungen ganz richtig: ‚Philipp leistet und empfängt den gewöhnlichen Eid.‘¹

Philipp's Tyrannei wird vom Dichter vor Allem durch die Unterstellung begründet, daß er die spanische Inquisition in den Niederlanden habe einführen wollen, weil diese ‚ihm das geschickteste Werkzeug zu sein schien, den Geist dieses Volkes zu verderben und für eine despotische Regierung zuzubereiten‘. Daß der König diese Einführung beabsichtigt habe, läßt sich durch kein einziges historisches Zeugniß beweisen, es liegen vielmehr in den Briefen Granvell's Zeugnisse vom Gegentheil vor. Aber man schrieb dem König in den Niederlanden zur Zeit der sich vorbereitenden Revolutionsstürme fast allgemein diese Absicht zu, und selbst Egmont erklärte in seinem von Reiffenberg publicirten Ver-

¹ Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande 2, 559.

Hörprotokoll, daß er an diese Absicht geglaubt habe. Aber sie wurde niemals dort eingeführt. Aus einem Vergleich der von Philipp erlassenen Glaubensedicte mit den von Carl V. gegebenen hätte Schiller ersehen können, daß auch nicht die geringsten Veränderungen in den Strafbestimmungen oder in der Art der Procebur vorgenommen worden¹. Aber er stellte diesen Vergleich nicht an. Er behauptet vielmehr, Philipp habe zur Einführung der spanischen Inquisition damit angefangen, ‚die Glaubensverordnungen seines Vaters zu schärfen, die Gewalt der Inquisitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkürlicher und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen‘, so daß ‚dem Tribunal zu der spanischen Inquisition wenig mehr fehlte als der Name und Dominikaner‘².

Das schreckenerregende Gemälde, welches Schiller mit reicher Phantasie von der Inquisition entwirft, verwirrt um so mehr die richtige Anschauung, weil der Dichter die Inquisition nicht im Geiste des sechzehnten, sondern nach den ‚philosophischen‘ Voraussetzungen des achtzehnten Jahrhunderts auffaßt, und den Protestantismus, gegen den sie gerichtet war, als eine Bewegung für Gewissensfreiheit hinstellt.

Die Entwicklung der modernen Staaten hat dahin ge-

¹ Näheres bei Janssen, Ueberblick über die erste Periode der niederländischen Revolution des 16. Jahrhunderts in der deutschen Ausgabe der *Civiltà* (Münster 1855), Jahrg. 1, 35—37.

² Zum Belege für diese Behauptung citirt er Hugo Grotius, *Annal. et Histor.*, und man kann auch aus diesem Citat den Dichter als ‚schöpferischen Kopf‘ kennen lernen. Hugo Grotius hat nur die Worte: ‚Philippus nihil territus, patri coepta instantius urgebat, asperatis edictis, aliaque remedia moliendo, quae vetustescens malum opprimerent.‘

führt, daß man im Interesse der Wahrheit und des Friedens gegen jeden staatlichen oder polizeilichen Druck in religiösen Dingen protestiren, und vom modernen Staate eine vollständige Religionsfreiheit für alle Secten, welche nicht die öffentliche Sittlichkeit gefährden, beanspruchen muß. Ganz andere Anschauungen aber hatte das sechzehnte Jahrhundert. Ihm war die Toleranz, die in unserer Zeit von den Sitten in die Gesetze übergegangen ist, völlig unbekannt. Jede neue Religionspartei forderte damals Toleranz lediglich für sich und betrachtete jede abweichende religiöse Ansicht als strafwürdige Kezerei. Calvin wendete bekanntlich den Scheiterhaufen an, Melanchthon billigte den Scheitertod Servet's, Luther forderte nach der Schlacht bei Kappel die Katholiken zur Vernichtung der Zwinglianer auf, und Theodor Beza wies in einem eigenen Buche nach, daß man Häretiker mit dem Tode bestrafen müsse. Ueberall, wo die Anhänger der sectirerischen Lehrmeinungen zur Herrschaft gekommen, hatten sie jegliche Spur der alten Religion vertilgt, und die protestantischerseits fast zum Glaubensartikel gewordene Theorie von der oberbischöflichen Gewalt der Landesherren und deren Verpflichtung, keine Religion außer der ihrigen zu dulden, machte jegliches System der Toleranz unmöglich¹. Als Kaiser Carl V. im Jahre 1530 an den lutherischen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen die Anforderung richtete, seinen katholischen Unterthanen, die bei dem Glauben ihrer Väter beharren wollten, Duldung und Religionsübung zu gestatten², erhielt er von

¹ Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat (Stuttgart 1861), 60 ff. Holzwarth, Abfall der Niederlande (Schaffhausen 1865), Bd. 1, 90—94.

² Vgl. Corp. Reformat. 2, 307. 911.

diesem eine abschlägige Antwort. Eine gleich abschlägige Antwort erhielt Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1563 von der englischen Königin Elisabeth, die er um Toleranz gegen die Katholiken gebeten hatte. Elisabeth erklärte eine solche Toleranz für unzulässig und sogar für gefährlich. Sie verfocht mit ihrem Minister Lord Burleigh denselben Grundsatz, den Philipp II. verfocht, daß nämlich ein Staat nie sicher sein könne, in welchem zwei Religionen geduldet würden, da es keine größere Feindschaft gäbe, als die, welche um der Religion willen entbrenne¹. Das ganze sechzehnte Jahrhundert trug den Charakter der Grausamkeit, und der confessionelle Absolutismus, der damals in Genf und London wie in Madrid vorherrschte, forderte überall blutige Opfer. Wenn deshalb ein berühmter neuerer französischer Historiker bemerkt, daß Calvin zum Beispiel bei der Verhängung des Scheitertodes über Servet nur nach einer allgemein angenommenen Idee seines Zeitalters gehandelt habe², die nicht ihm persönlich anzurechnen sei, so verlangt die unbefangene Geschichtschreibung denselben Standpunkt der Beurtheilung für Philipp II. und seine Glaubensdicke. Eben diesen Standpunkt vertrat schon Hugo Grotius mit ausdrücklichen Worten³, derselbe Hugo Grotius, auf den

¹ Vgl. die Citate bei Lingard, Geschichte von England 8, 139 und bei Döllinger 70.

² Guizot, Musée des protestants célèbres 99.

³ Annales 1, 16. Von neueren protestantischen Historikern vgl. Th. Juste, Hist. de la Révolution des Pays-Bas sous Philippe II. (Bruxelles 1860, 2 voll.) 1, 311. 316 Ueber die Anzahl der den Inquisitionsgerichten Verfallenen vgl. Janssen 1, 37. Die dort angezogene Schrift Wesenbeke's ist seitdem unter dem Titel: Mémoires de Jacques de Wesenbeke (Bruxelles 1859) von C. Kahlenbeck herausgegeben worden. Wesenbeke ist in seinen Angaben um so

sich Schiller bei seiner ungeschichtlichen Darstellung der Vorgänge beruft. Und diese Darstellung ist in den späteren Ausgaben des Werkes im Vergleich mit dessen ursprünglicher Redaction noch bedeutend gemildert¹.

Wollten wir dem Dichter glauben, so hätten die Inquisitionsgerichte erst mit König Philipp angefangen, ihre fürchterlichsten Schrecken zu verbreiten, während sich aus allen, selbst aus den im einseitigsten protestantischen Interesse geschriebenen Quellen der Zeit das Gegentheil ergibt. Aber der Dichter bedurfte solcher Schilderung, um seine allgemeine Charakteristik des Königs zu erhärten. ‚Der feige Tyrann entwichte in seinem Betstuhle zu Madrid den Bitten und Klagen und Verwünschungen seines Volkes.‘ Mit diesen Worten begleitet Schiller die Abreise Philipp's nach Spanien im Jahre 1559, und citirt hiefür zum Belege Wagenaar's Geschichte. Aber Wagenaar² spricht bloß von der Abreise des Königs. Von den ‚Klagen und Verwünschungen des Volkes‘ findet man bei ihm auch nicht eine Silbe.

Die Zustände in den Niederlanden hatten schon lange die Revolution in ihrem Schooße getragen, bevor diese unter Philipp II. zum offenen Ausbruche kam.

Wie trefflich eine gesunde, auf materiellen Fortschritt und freudigen Genuß hinzielende Lebensrichtung eines Volkes mit den idealsten Bestrebungen sich verbrüdernd läßt, wenn sie die rechten Grenzen einhält, zeigen uns Jahrhunderte

unverdächtiger, weil er, als eifriger Anhänger der neuen Lehre, selbst Verfolgungen erlitt.

¹ Vgl. Hoffmeister, Nachlese 4, 380 ff.

² Allgemeine Gesch. der vereinigten Niederlande 3, 27.

hindurch Flandern und Brabant. Hier that der religiöse Ernst und die frommgläubige Gesinnung dem menschlichen Forschungsgeiste und seinen kühnsten Unternehmungen keinen Abbruch: man gewann der Erde und dem Meere alle Borthteile ab, die mit den damaligen Mitteln zu erzielen waren; zu den Füßen der mächtigen Cathedralen inmitten eines Waldes von Thürmen erhoben sich alle jene ‚Palaststädte des Großhandels‘, deren ungeheuern Reichthum man anstaunt, deren Kunstpracht man in ihren Resten kaum noch zu unterhalten im Stande ist. Erst in der letzten Periode der Regierungszeit der burgundischen Herzoge trat eine Wendung zum Schlimmen ein. Diese Periode, wie glänzend auch in ihrer äußern Erscheinung, hat auf das niederländische Volk verderblich gewirkt. Handel und Industrie hatten während derselben noch immer an Bedeutung gewonnen, Künste und Wissenschaften waren im höchsten Grade gefördert worden, aber die Verkennung der sittlichen Interessen des Volkes war um so offener zu Tage getreten und im verführerischen Schooße übertriebener Verfeinerung waren jene Kräfte erschlafft, die ehemals im Dienste der Religion und der wahren Gesittung so Großes geleistet hatten. Das prachtvolle und üppige Hofleben hatte zunächst höchst verderblich auf einen großen Theil des Adels, besonders des niedern Adels gewirkt, der die glänzenden und kostspieligen Hoffeste auf seinen Schlössern nachahmte, Gelag und Würfelspiel zu einer täglichen Beschäftigung machte und sich dadurch um so mehr in Schulden steckte¹, als seit der geän-

¹ Hierüber ein wichtiges Memoire in Groen van Prinsterer's Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau (Leyde 1841) vol. 1, 37 sq. Vgl. De Gerlache, Histoire du Royaume des Pays-Bas (Bruxelles 1842) pag. 71. Juste 1,

berten Kriegsführung eine frühere reiche Erwerbsquelle, nämlich der Ritterdienst um Geld, langsam versiegte. Auch in den Städten, wo der durch den Handel verbreitete Reichthum einen übergroßen Hang zu Vergnügungen erzeugt hatte, diente das glänzende Leben des Hofes und Adels zum Vorbild. ‚Pracht und Eitelkeit in der Kleidung,‘ sagt der von Schiller angeführte Philipp von Comines, welcher die Niederlande um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bereiste, ‚wurde zu einem ungeheuern Aufwand, Luxus bei der Tafel zu einer solchen Höhe, wie bei keinem andern Volke Europa’s, getrieben.‘ Damit hing die größste Ausschweifung und Unsittlichkeit zusammen. Wie sehr der religiös-sittliche Ernst aus einem großen Theile der Bewohner gewichen war, ließen die sogenannten Rederyker erkennen, jene Dichtervereine, die früher das religiöse und vaterländische Bewußtsein des Volkes genährt hatten, jetzt aber ihre Darstellungen zu offenen oder verkappten Angriffen auf Religion und Sittlichkeit benutzten, und um so gieriger vom Volke gehört wurden, je lüsterner sie waren. ‚Es schien,‘ sagt ein einsichtsvoller Zeitgenosse, ‚als wenn man sich dort nicht mehr ergötzen konnte, ohne sich über Gott und die Kirche lustig zu machen; wer noch mit Eifer von beiden sprach, setzte sich dem Spott und der Verachtung aus.‘¹ Das ganze Sinnen und Trachten des Volkes, berichtet Hugo Grotius², war lediglich auf Vergrößerung der Erwerbsquellen und auf bequemen Genuß des gewonnenen Wohlstandes gerichtet. So erklärt sich jener merkwürdige Brief,

251 ff., wo genauere Angaben über die ungeheure Schuldenlast des niederländischen Adels.

¹ Näheres bei Janssen, Ueberblick über die niederländische Revolution 33.

² Annales 1, 8.

worin die edle Königin Maria von Ungarn, die fünf- und zwanzig Jahre lang die Regentschaft der Provinzen ruhmreich geführt hatte, dem Kaiser Carl V. auseinandersetzte: sie könne nicht länger ein Volk regieren, ja nicht einmal unter einem Volke leben, dessen Sitten einen so bedeutenden Wechsel erfahren hätten, daß weder Ehrfurcht vor Gott noch vor den Menschen bei demselben mehr vorhanden zu sein scheine ¹.

Mitschuld an diesen Zuständen trugen die schweren Mißbräuche und Aergernisse auf kirchlichem Gebiete.

Die geistliche Jurisdiction wurde damals in den Niederlanden größtentheils von auswärtigen Prälaten ausgeübt, und befand sich in einem fast chaotischen Zustande. In der Provinz Luxemburg z. B. durchkreuzten sich sechs Diöcesen; zu dem Bisthume Lüttich gehörte fast das ganze Herzogthum Brabant, das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Namur; Cöln, Minden, Münster und Osnabrück besaßen in verschiedenen Landestheilen bedeutende Districte; von den drei einheimischen Bisthümern standen unter dem von Utrecht ungefähr elfhundert Kirchen und mehr als zweihundert befestigte Städte. Häufig kamen zwischen der geistlichen und weltlichen Behörde wegen gegenseitiger Uebergriffe Streitigkeiten vor; die auswärtigen Bischöfe mißbrauchten oft ihre Gewalt zum Nachtheile der Eingeborenen, und ihre Jurisdiction blieb in manchen Provinzen unkräftig, weil diese nach ihren Privilegien sich keinem auswärtigen Richter zu stellen brauchten; bald lagen wegen der Reise in's Ausland, bald wegen der Verschiedenheit der Sprache Schwierigkeiten vor. Die Bischöfe selbst, damals meist aus adelichen oder fürstlichen Häusern entsprossen und an den Streitigkeiten

¹ Papiers d'état de Granvelle 4, 469 sq.

und Lehden ihrer Familien betheilig, waren nach und nach mehr weltliche als geistliche Würdenträger geworden, und benutzten das geistliche Amt gleichsam als Sinecure, um zu weltlicher Macht zu gelangen. Aber auch die kirchlich Gesinnten konnten wegen ihrer zu ausgedehnten Districte sich nicht mit der nöthigen Sorgfalt um den Clerus bekümmern. So fehlte einem großen Theile der Geistlichkeit nicht nur alle nothwendige Bildung, sondern es kamen bei Vielen auch grobe sittliche Vergehen vor, worüber die für die Niederlande erlassenen Verfügungen der Päpste nähere Belehrung gewähren. Trauriger noch sind die Berichte über Müßiggang, Verweltlichung und Unsittlichkeit vieler Klöster. Die Klosterschulen waren größtentheils in Verfall gekommen. Weil fast nur ihnen allein der Jugendunterricht oblag, so wuchs die Jugend vielfach ohne alle Bildung heran. Geistlicher Unterricht in Predigten und Katechisiren, schreibt ein für seine Religion begeisterter Zeitgenosse, ward häufig verabsäumt, die Sacramente wurden nur mehr nachlässig gespendet, die Kirchen blieben leer und die Sonntagsfeier war außer Acht gekommen¹. In dem Mangel an Schulen und in der daraus entstandenen Verwilderung der Jugend sah der tiefblickende Staatsmann Granvell eine der Hauptursachen der später ausgebrochenen Unruhen².

Wo solche Zustände vorhanden, sammelt sich überall eine gährende Masse revolutionärer Stoffe an, die nur eines

¹ Näheres bei Janssen 34. Vgl. Holzwarth 1, 107—108. Für die damaligen Sittenzustände höchst beachtenswerth sind die Mittheilungen in des Carthäuserpriors Arnoldi Havensii Commentarius de erectione novorum episcopatum (Coloniae 1609) 108 sq.

² Granvell's Brief an Hopper bei Gachard, Correspondance de Philippe II. tom. 2, 107.

äußern Anstoßes bedarf, um in eine stuthende Bewegung zu gerathen.

Die neuen Lehrmeinungen, die von Wittenberg und Genf ausgingen, gaben diesen Anstoß. Insbesondere waren es die Grundsätze Calvin's und seiner Schule, die, wie sie überhaupt der großen Crisis des sechzehnten Jahrhunderts einen wesentlich revolutionären Charakter ausdrückten, auch in den Niederlanden am meisten die inneren Unruhen und staatlichen Umwälzungen befördert haben. Während die dort weniger zahlreichen Lutheraner im Verlaufe der Ereignisse bloß eine gesicherte Stellung neben der alten Kirche erkämpfen wollten, arbeiteten die Calvinisten auf eine völlige gewaltsame Unterdrückung aller anderen Confessionen hin; wir finden deshalb, daß Lutheraner und Katholiken sich gegen deren Verfolgungswuth oft genug gegenseitig unterstützten. Die zahlreichsten Anhänger besaß der Calvinismus unter den Adlichen des Landes, die durch Verwandtschaft oder Freundschaft mit den deutschen Reichsrittern vielfach verbunden waren, und wie diese in ihrer herabgekommenen Stellung und drückenden Finanznoth auf Umsturz sann. Sie wurden die eigentlichen Führer der Bewegung, indem sie die religiösen Lehrmeinungen als Maske für politische Pläne benutzten und mit allen Mitteln der Verführung die niederen Volksklassen aufwühlten. In den niederen besitzlosen Classen hatte die Secte der Wiedertäufer, die durch ihre unsinnigen Tendenzen auf Weiber- und Gütergemeinschaft der groben Einbildungskraft, der Sinnlichkeit und Habjucht am meisten schmeichelte, die weiteste Verbreitung gefunden. Die neuerdings veröffentlichten Berichte von Augenzeugen über das von dieser Secte getriebene Unwesen grenzen an's Unglaubliche; sie zeigen, wie man aus Raub und Mord ein förmliches Gewerbe zu machen gesonnen war.

Kein Wunder deshalb, daß die draconischen Strafbestimmungen der Glaubensedicte Carl's V. die Beipflichtung der Ritter des goldenen Vlieses und die Zustimmung der Generalstaaten fanden¹.

Die Glaubensneuerung, von einem sittlich und materiell gesunkenen Adel zu ehrgeizigen und selbstjüchtigen Plänen benutzt, war die Hauptursache der niederländischen Rebellion.

Man verfällt jedoch in einen ebenso unberechtigten wie kleinlichen Pragmatismus, wenn man, wie es vielfach geschieht, den Abfall der Niederlande und die langwierigen blutigen Kriege einzig und allein aus dieser Neuerung und aus dem revolutionären Gebahren der Großen herleiten will. Denn daran trägt auch Alba's Militärdespotismus und König Philipp's späteres gewaltsames Eingreifen in die beschworene Verfassung reichliche Schuld. Aber durchaus ungerecht ist die Beschuldigung, daß Philipp von vornherein in den Niederlanden ein despotisches Regiment habe aufrichten und die Landesprivilegien brechen wollen. Bis zum Jahre 1566 hat der König Nichts gegen das verbrieftete Recht der Niederlande unternommen.

Suchen wir uns seine Stellung zu vergegenwärtigen.

In einer Zeit, in welcher England, Schottland, Scandinavien und ein großer Theil Deutschlands und Frankreichs von der Kirche bereits abgefallen war, erklärte sich Philipp muthig und offen zum Vertheidiger der Kirche, und glaubte in dieser Vertheidigung die Mission seines Lebens begründet. Selbst Schiller kann nicht umhin, seine ‚Bewunderung‘ über

¹ Vgl. Beckmann, Ueber die Entstehung des niederländischen Aufstands unter Philipp II., in dem Programm der Realschule zu Münster 1861. Holzwarth 1, 210—212.

die ‚kühne Haltung einer Maxime‘ auszusprechen, die ‚jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land sie auch betraf, als eigene Angelegenheit‘ betrachtete, und die den König bewog, ‚in diesem Falle stets sein Eigenthum fremdem Bedürfnisse aufzuopfern‘. Die Vertheidigung der Kirche erfüllte den König so, daß er, wie er schrieb, ‚lieber alle seine Länder und sein Leben, ja hundert Leben, wenn er sie hätte, verlieren wollte, als zugeben, daß der katholischen Kirche in seinen Staaten irgend ein Abbruch geschehe‘¹.

Von diesen Grundsätzen geleitet, wollte Philipp, nach dem Vorbilde seines Vaters Carl V., die Ausbreitung der neuen Lehrmeinungen, die überall zugleich zu staatlichen Umwälzungen geführt hatte, in den Niederlanden verhindern². Er bestätigte die von Carl V. nach dem Geiste des Jahrhunderts und dem Stand der damaligen Criminaljustiz erlassenen Strafbestimmungen gegen die Häretiker. Allein er erkannte, daß der ‚Schutz der Kirche‘, zu dem er sich bei Uebernahme der Regierung durch einen den alten Privilegien des Landes entsprechenden Eid öffentlich und feierlich vor dem Volke verpflichtet hatte, nicht bloß durch Bestrafung der Häretiker zu erzielen sei, und dachte deshalb an die Durchführung positiver Reformen. Um der weitern Verbreitung der neuen Lehren einen kräftigen Damm entgegenzusetzen, mußten die Mißbräuche, die sich in die kirchlichen Verhältnisse eingeschlichen, entfernt, und vor Allem mußte dem unmoralischen Leben eines großen Theils der Welt- und Ordensgeistlichkeit abgeholfen werden. Das

¹ Vgl. Correspondance de Philippe II. tom. I, 445.

² Carl V. verlangte strengstes Einschreiten gegen die Häretiker als ‚contra sediciosos, scandalosos, alboratadores e inquietadores de la republica‘. Vgl. Pichot, Charles Quint (Paris 1854) 408. 410.

erste Erforderniß hierfür war eine ‚Reformirung der kirchlichen Organisation‘. Zum Zwecke derselben knüpfte Philipp in Rom Unterhandlungen an und erhielt die Einwilligung des Papstes zu der Verfügung, daß fürderhin die Jurisdiction der auswärtigen Bischöfe in den Niederlanden aufhören, jede Provinz in Zukunft einen Bischof erhalten, aus der Gesamtzahl der siebenzehn Bisthümer vier Erzbisthümer errichtet und alle insgesammt der Metropole Mecheln untergeordnet werden sollten¹. Um eine vom kirchlichen Geiste durchdrungene Wissenschaft zu befördern, ließ der König an der Universität Löwen neue Lehrstühle für die Dogmatik und das canonische Recht errichten, und diese Universität wurde ‚die Hochburg des kirchlichen Glaubens‘²; vorzugsweise von ihr ging die Regeneration des niederländischen, vielfach auch des französischen Clerus aus. Zwischen Löwen und der im Jahr 1562 auf Betreiben des Cardinals Granvell neu errichteten hohen Schule zu Douay entstand ein reger wissenschaftlicher Wettstreit, der die Blüte beider Anstalten erhöhte.

Auch in der Landesverfassung wollte Granvell wichtige Reformen durchgeführt wissen, und drang vorzüglich auf Regelung des Heerwesens und Abhülfe der drückenden Finanznoth der Regierung. Hier fruchteten jedoch seine Rathschläge nicht. Philipp beeilte sich, nach Spanien zu kommen, wohin ihn seine Neigung und die ‚Furcht vor der wachsenden Türkenmacht‘ riefen. In den Niederlanden

¹ Auch die unbefangene protestantische Geschichtschreibung erkennt gegenwärtig die Zweckmäßigkeit der durch Philipp veranlaßten Reorganisation der kirchlichen Verhältnisse an. Vgl. Juste 1, 262. Vgl. ferner Sachard's Urtheil in der Correspondance de Philippe II. tom. 1, XCIII. Näheres bei Holzwarth 1, 68 ff.

² Näheres bei Holzwarth 1, 115—130.

hatte sich der König nie heimisch gefühlt. Die Liebe der Bewohner war ihm nicht zu Theil geworden: kalt und verschlossen, immer ernst, der niederländischen Sprache nicht kundig, nur von Spaniern umgeben, spanische Etiquette streng beobachtend, hatte er ein Volk gegen sich eingenommen, welches gewohnt gewesen, mit seinen Fürsten in stets freundlichem Verkehre zu stehen, und welches besonders von Carl V. verwöhnt worden war. Weit entfernt jedoch, dem Volke trozen zu wollen, glaubte Philipp den Wünschen desselben entgegen zu kommen, wenn er während seiner Abwesenheit einer Landestochter die Regentschaft übertrüge. Die Auserkorene war seine Halbschwester Margaretha von Parma, die in den Niederlanden geboren, mit den einheimischen Sitten und Gewohnheiten vertraut war und sich die Neigung des Volkes erworben hatte. Den einzelnen Provinzen setzte der König die Großen des Landes als Statthalter vor, und bedachte den Prinzen Wilhelm von Oranien und den Grafen von Egmont, aus Dank für früher geleistete Dienste, am huldreichsten bei dieser Besetzung; dann ordnete er den Staats-, Privat- und Finanzrath, und ernannte Nicolaus Perrenot, Herrn von Granvell, zum ersten Minister der Regentin. Darauf reiste er im Jahre 1559 nach Spanien ab.

Von Granvell vorzüglich hegte Philipp die Hoffnung, daß er die Interessen der alten Religion, der Krone und des Volkes vertreten, und zunächst die bezüglich der Organisation der neuen Bisthümer getroffenen Verfügungen in's Werk setzen werde. Aber mit dieser Durchführung waren die größten Schwierigkeiten verbunden. Um die Bisthümer zu dotiren, sollte jeder neue Bischof zum Abt eines vacant gewordenen Klosters erwählt, durch ihn die Klosterdisciplin wieder hergestellt werden. Weil nun aber die Aebte von

jeder Stimmrecht in den Staatenversammlungen gehabt hatten und dieses Recht nun auf die Bischöfe überging, so ließ zunächst der Adel seine Mißstimmung laut werden und behauptete, die Bischöfe seien Werkzeuge zur Verstärkung der monarchischen Gewalt und würden die Verminderung der Privilegien ruhig geschehen lassen. Einige der früheren Bischöfe beklagten sich über die Einschränkung ihrer Jurisdiction, die Aebte über den Verlust ihrer Macht; der entfittlichte Theil des Welt- und Ordensclerus fürchtete in den neuen Bischöfen strenge Sittenrichter; am lautesten erhoben sich natürlich die Anhänger der neuen Lehre, welchen die Aussicht auf eine strengere kirchliche Beaufsichtigung widerwärtig war.

So zeigte sich nun, daß der König das Land zu früh verlassen hatte. Durch seine königliche Gegenwart, durch ein eigenes kräftiges Eingreifen, umgeben von einer treuen Armee, hätte er alle Schwierigkeiten bewältigen können. Was sich ihm vereinzelt entgegengestellt haben würde und deßhalb leicht zu unterdrücken gewesen wäre, vereinigte sich unter der hinterlassenen Generalregierung zu einer fest geschlossenen Oppositionsmasse, welche, getragen von allen schon früher im Lande vorhandenen revolutionären Elementen, später den offenen Krieg heraufbeschwor.

Es erfolgte, was Granvell vorausgesagt: an der Reaction, weil sie nur halb durchgeführt wurde, erstarkte die Revolution.

Ordner und geschickter Führer aller Unzufriedenen wurde Prinz Wilhelm von Oranien.

Oranien ist, wie wir schon bemerkten, Schiller's Lieblingsheld, aber der Oranien der Geschichte gleicht, abgesehen von der hohen geistigen Befähigung des Mannes, auch nicht in Einem Zuge der poetischen Figur; die der

Dichter mit blendenden Farben in seinem historischen Kunstproduct vorführt. Schiller stellt in Dranien den Charaktertypus eines Freiheitshelden auf, der sittenrein und uneigennützig, mit ‚erleuchteter und freier Tugend‘ dem Wohle des Volkes alle seine Kräfte leiht, der für religiöse Duldung eifert und in all' seinen Handlungen die Züge ‚schöner Menschlichkeit‘ offenbart. Die Geschichte dagegen lehrt uns ihn als einen kalten, durchaus berechnenden Verstandesmenschen kennen, dessen stolzes Selbstgefühl weder durch religiösen Sinn, noch durch Wärme des Herzens veredelt wurde, dessen schrankenloser Ehrgeiz alle gesetzlichen Schranken durchbrach, nur für eigene, selbststüchtige Zwecke arbeitete, und vor der Anwendung auch der schlechtesten Mittel nicht zurückschreckte. Selbst Groen van Prinsterer, der die Correspondenz des Hauses Dranien-Nassau veröffentlicht hat und zu den eifrigsten Anhängern dieses Hauses gehört, sieht sich, obgleich er sich oft zum Apologeten des Prinzen aufwirft, auf Grund der Quellen zu dem Geständniß gezwungen: ‚Wilhelm führte ein leichtfertiges und verschwenderisches Leben; er wurde vom Ehrgeiz und Egoismus beherrscht.‘¹ Dieses verschwenderische Leben, welches schon vor dem Regierungsantritte König Philipp's zu seiner ungeheuern Schuldenlast von 800,000 Florin² reichlich beigetragen, brachte ihn allmählich in eine solche Finanznoth, daß er beim Beginn der Revolte im Jahre 1563 seinem Bruder Ludwig schrieb³, er sei nicht mehr im Stande, seinen Haushalt zu führen.

Wer die von Groen van Prinsterer zur Geschichte

¹ In der Vorrede zu Archives ou Correspondance 1, 200.

² Vgl. das S. 40 Note citirte Memoire.

³ Archives 1, 400.

Oranien's publicirten Materialien, die von Gachard herausgegebene Correspondenz desselben und die Staatspapiere Granvell's — Quellen, die Schiller allerdings nicht benutzen konnte — mit Unbefangenheit studirt, kann darüber nicht im Zweifel sein, daß Oranien von Anfang an ein doppeltes Spiel am spanischen Hofe und beim niederländischen Volke spielte. Er bewährte sich als Meister in jener Politik, welche die eigenen Triebfedern zu verhüllen, die Triebfedern Anderer aufzuspüren, Staatsbeamte zu bestechen, Spione aller Art auszusenden, und die unwissende und leicht bewegliche Masse am Gängelbände ihrer Leidenschaften und Vorurtheile zu leiten versteht. Zu derselben Zeit, als er dem Könige durch einen feierlichen Eid versprach, für die Aufrechthaltung der Glaubensedecte zu sorgen, und der Regentin Margaretha seine warme Anhänglichkeit „an unsere alte und wahre Religion im Gegensatz zu dieser neuen und unglückseligen Secte“ versicherte, gab er sich in Deutschland für einen Anhänger des Lutherthums aus; auch mit den französischen Calvinisten trat er in Verbindung, versprach aber gleichzeitig aus freien Stücken dem Papste, durch Proscriptionen und Güterconfiscationen die Ausrottung der „häretischen Pest“ des Calvinismus zu betreiben¹. Oranien, sagt ein Zeitgenosse, gehörte zu jenen Männern, welche die christliche Religion für eine Erfindung der Politik ausgeben, um das Volk im Zaum zu halten, wie dieß in ähnlicher Weise die von Numa Pompilius eingeführten Ceremonien, Wahrsagereien und

¹ Archives 1, 93. 104. 119. Gachard, Correspondance de Guillaume le Taciturne (Bruxelles 1847) 1, 430. Reiffenberg, Correspondance de Marguerite d'Autriche avec Philippe II. (Bruxelles 1842) 260. 279.

abergläubischen Gebräuche bezweckten¹. Mit dieser Angabe stimmt vollkommen überein, daß der Prinz wünschte, seine Frau möge sich nicht mit der melancholischen Lectüre der heiligen Schrift befassen, sondern den Amadis von Gaules und andere kurzweilige Bücher, die von der Liebe handeln, lesen², und daß er dem Herzog von Mencon die Weisung gab, man müsse sich um die Religion vor Allem dann wenig bekümmern, wenn man seine Interessen zu vertreten und sich Macht und Einfluß zu sichern habe³. Darum darf man sich nicht darüber wundern, daß er, zur Vertheidigung seiner Auflehnung gegen den König, in seiner eigenen Apologie, wie sehr er auch darin seinen angeblichen Kampf für Religionsfreiheit und Landesprivilegien betont, persönliche Motive in den Vordergrund stellt; daß er Religionsfreiheit nur predigte, wo es seinen Zwecken entsprach, bei anderen Gelegenheiten aber eine blutige Verfolgung der Katholiken nicht bloß schützte, sondern selbst ausübte⁴.

Seit dem Augenblicke, als Oranien sich in seiner Hoffnung, Statthalter der Niederlande zu werden, getäuscht fand, ging er in seinem Oppositionsverfahren gegen die Regierung von dem wohlervogenen Plane aus, mit Hülfe der neuen Lehre, zu deren Begünstiger er sich aufwarf, die Provinzen zu revolutioniren und der spanischen Herrschaft über dieselben ein Ende zu machen⁵, um dann, da Keiner im Lande ihm den Vorrang streitig machen konnte, sich

¹ Vgl. Correspondance de Guillaume le Taciturne 2, V.

² Vgl. Raumer, Histor. Taschenbuch, Jahrg. 1836, S. 115.

³ Vgl. Prosper Levesque, Mémoires de Granvelle 1, 251.

⁴ Näheres bei M. Koch, Untersuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande von Spanien (Leipzig 1860) S. 13 ff.

⁵ Vgl. Janssen 1, 192 ff.

dort zum selbständigen Gewalthaber aufzuwerfen, oder wenigstens einen Theil der Provinzen zu beherrschen. Bei der Eifersucht, mit der alle übrigen Staaten Europa's die Macht Philipp's betrachteten, bei der Unterstützung, die er bei den Protestanten Englands, Frankreichs und Deutschlands zu finden gewiß war, durfte Wilhelm wohl hoffen, den Kampf selbst mit einem so mächtigen, aber vielseitig beschäftigten und in entscheidenden Augenblicken immer unschlüssigen Monarchen, wie Philipp, mit Glück bestehen zu können.

Er begann den Kampf zunächst auf politischem Boden zum Schutze — so gab er vor — der Landesprivilegien, die gar nicht bedroht waren. Von Anfang an aber hatte er mit richtigem Blicke seinen stärksten Gegner in der Person Granvell's erkannt, und eingesehen, daß er, so lange dieser in den Niederlanden zugegen, seine Pläne nicht werde durchführen können. Uneingedenk der großen Wohlthaten, die ihm der Cardinal fortwährend erwiesen, nahm er nun ihn zum Zielpunkte seiner Angriffe, und suchte einen Mann als Mitthelfer und Freund zu gewinnen, der schon der Liebling des niederländischen Volkes gewesen war, bevor er noch dessen Held und Stolz wurde: Lamoral Graf von Egmont, Prinz von Gavre.

Egmont war ein offener, ritterlicher Charakter, ohne Verstellung, rein von Sitten, unerschütterlich der Religion seiner Väter treu, und mit unbegrenzter Liebe seinem Weib und seinen zahlreichen Kindern zugethan, denen er sich in Wahrheit als Vater zeigte und durch die er sich mit seinem Vaterlande noch inniger verwachsen fühlte. Carl V. hatte ihn zum Ritter des goldenen Vlieses geschlagen, und auch Philipp, der seiner Tapferkeit und Feldherrngröße zum großen Theile die herrlichen Siege von St. Quentin und

Gravelingen schuldete, ließ ihm Huld und Gnade in hohem Maße angedeihen. Er ernannte ihn zum Statthalter von Artois und Flandern, zum General in der Armee, zum Commandanten des Schlosses von Gent, und überwies ihm außerdem noch eine Stelle im Staatsrathe. Er glaubte dadurch sich Egmont's fernerer Treue versichert. Allein er hatte dessen Herz nicht gewinnen können. Bei all' seinen edeln Eigenschaften von hochfahrendem Wesen, auf eigene Verdienste und den Ruhm seiner Vorfahren pochend, war Egmont durch das düstere, abgeschlossene Wesen Philipp's verletzt worden, und empfand es übel, daß ein Mann wie Granvell, den keine hochgeborene Mutter auf dem Schooße gewiegt, durch geistige Ueberlegenheit und Redefülle im Staatsrathe vor Allen hervorleuchtete, so viel Pracht und Luxus entfaltete¹ und nächst der Regentin die erste Stelle in den Niederlanden einnahm. Kleinliche Gründe brachten ihn in Widerspruch gegen Granvell, und seitdem trat er mit Oranien, dessen Charakter ihm früher ganz mißfallen, in Verbindung² und wurde von diesem in ein Oppositionssystem hineingezogen, dessen Zweck und Tiefe er unmöglich zu erfassen vermochte: ohne klares Bewußtsein von dem Ziele seines Strebens ließ er sich von augenblicklichen Einflüssen, von der Stimmung seines Herzens lenken, und hat überhaupt nie eine andere Politik als die des Gefühles gekannt. Ohne sein Wissen und Wollen machte er sich nach und nach zu einem Spielball in den Händen des ‚Schweigers‘,

¹ Die Prachtliebe gehörte zu den Schwächen Granvell's; vgl. Janssen 194, Anm. Im Wesentlichen aber verwendete er seine reichen Geldmittel zur Förderung der Künste und Wissenschaften. Vgl. Janssen 39 und das Urtheil von Weiß in *Papiers d'état de Granvelle* 1, XXIII.

² Vgl. Van der Haer, *De initiis tumultuum Belg.* 124.

bis er endlich, fortgerissen von der mächtigen Strömung, der er sich Anfangs arglos hingeeben, ein Opfer von Ereignissen wurde, die größer waren, als er.

Durch seine Verbindung mit Egmont hatte sich Oranien einen volkfreundlichen Anstrich gegeben, den er durch eigene demagogische Kunstgriffe verstärkte. Er zog einen großen Theil des Adels auf seine Seite, wozu er es an Gelagen und Festlichkeiten nicht fehlen ließ¹, machte sich zum Wortführer aller Mißvergnügten und benutzte alle wegen Einsetzung der neuen Bischümer durcheinanderstürmenden Leidenschaften, um Granvell zu stürzen.

Das Bild, welches Schiller von Granvell entworfen, liefert einen deutlichen Beweis von dem großartigen Talent, welches der Dichter für allgemeine Charakter schilderungen besaß; es ist glänzend und tief, und mit fesselnden Zügen in die Erzählung eingeführt, aber es hat einen Mangel, den für den Historiker all' die genannten Vorzüge nicht ersetzen können: es ist nicht das Bild des historischen Granvell².

¹ Im Jahre 1563 schreibt Oranien aus Brüssel an Johann von Nassau: „Nous avons esté issi avecque les Estas, leur faisant la meilleure chière qui nous at esté possible,“ wobei dann auch zugleich Sachen verhandelt wurden: „qui vaulx mieux dire de bouche que non par escrire pour les raisons que scavés.“ Archives 1, 187. Letztere Worte belehren uns, weshalb sich die politischen Zwecke Oranien's aus dessen Briefen nicht enthüllen lassen. Er war viel zu vorsichtig, sie dem Papier anzuvertrauen, denn: „les lettres peuvent tomber,“ schreibt er, „en aultres mains qui en peuvent lors faire leur proffit.“ Archives 1, 400.

² Wir müssen dieß um so mehr betonen, weil man noch neuerdings (vgl. Tomasek 86 und Twisten 145), obgleich zur richtigen Charakteristik des Cardinals und zur Würdigung seiner Wirksamkeit in den Niederlanden in dessen Staatspapieren und Correspondenzen

Schiller spricht seine Bewunderung aus für den seltenen Geist des Mannes, für seine unbestechliche Treue, seine nie ermüdende Geduld in den Geschäften des Staates, seine rastlose Arbeitskraft, aber er faßt ihn auf als den gefügigen Diener eines Despoten, der den ‚niedrigsten Leidenschaften der Wollust, der Habsucht, der Nachbegierde dienen‘ durfte; der voll Menschenverachtung ‚mit der königlichen Vollmacht die natürliche Hestigkeit seiner Gemüthsart und die Leidenschaften seines geistlichen Standes bewaffnete‘ und durch seinen Ehrgeiz ‚die Trennung zwischen der Nation und dem Könige unheilbar machte, weil er selbst ihm dann unentbehrlich blieb‘. ‚Die Niederlande,‘ sagt Schiller, ‚verfluchten ihn als den schrecklichsten Feind ihrer Freiheiten und den ersten Urheber alles Elendes, welches nachher über sie gekommen ist.‘ Früher schon hatte der Dichter in seiner Bearbeitung von Mercier's Charakteristik Philipp's II. den Cardinal Granvell als einen würdigen Vertrauten des Königs angesehen, weil er ‚grausam von Natur und nach Grundsätzen‘¹ gewesen sei; in der ersten Redaction seines Abfalls der Niederlande bezeichnet er in einer später unterdrückten Stelle die Wahl Granvell's zum Minister nicht bloß als ein ‚Verbrechen der Politik‘, sondern sogar als ein ‚Bubenstück‘ des Königs².

Wie ganz Anders spricht sich die neuere, unbefangene und auf Quellen gegründete Geschichtschreibung aus! Groen van Prinsterer, obgleich eifriger Protestant, nimmt den Cardinal gegen alle Anschuldigungen in Schutz und spendet

ein so unschätzbares Material, welches dem Dichter nicht zu Gebote gestanden, zugänglich geworden, Schiller's Schilderung als eine hervorragende Leistung für die Geschichte bezeichnet hat.

¹ Hoffmeister, Nachlese 4, 242.

² Hoffmeister 4, 382.



ihm reiches Lob¹; Weiß, Duvernoy und Belamy, die sich mit der Ordnung und Herausgabe der Staatspapiere Granvell's befaßt, äußern die wärmsten Sympathien²; und selbst Borgnet, wiewohl entschiedener Gegner König Philipp's, macht sich zum Vertheidiger des Cardinals³. Am gewichtigsten aber erscheint uns das Urtheil Gachard's, der durch die gründlichsten und detaillirtesten Studien unter allen Geschichtsforschern der Gegenwart die größte Vertrautheit mit der Geschichte der niederländischen Revolution erlangt hat. ‚Granvell,‘ sagt er in der Vorrede zum ersten Band seiner ‚Correspondenz Philipp's II.‘, ‚war einer der hervorragendsten Staatsmänner seines Jahrhunderts; er wollte das Wohl, die Ruhe und den Glanz der Niederlande; seine Abreise von Brüssel hatte verderbliche Folgen, und es ist wahrscheinlich, daß unsere Provinzen, wenn er an der Spitze der Geschäfte geblieben wäre, nicht jene lange Reihe von Unglücksfällen zu erdulden gehabt hätten, die ein Land, welches bis dahin das glücklichste und blühendste Europa's gewesen war, mit Verwüstung und Elend erfüllten.‘⁴

¹ Nachdem Groen van Prinsterer alle Vorwürfe, die man dem Cardinal gemacht, als unbegründet zurückgewiesen, sagt er: ‚le principal grief de ses antagonistes était, qu'il avait l'oeil trop ouvert sur leurs desseins.‘ Archives 1, 191*.

² Papiers d'état de Granvelle 1, XX. Vgl. die in der Revue de Bruxelles, Jahrg. 1839, Märzheft, mitgetheilten Urtheile von Duvernoy und Belamy.

³ Borgnet, Philippe II. et la Belgique (Bruxelles 1850) 31 sq. — Bemerkenswerth ist, daß Giannone in seiner Istorica civile del regno di Napoli 4, 250 dem Cardinal Granvell als Vicekönig von Neapel wegen seiner weisen Gesetzgebung und musterhaften Regierung das größte Lob ertheilt, während er bekanntlich sonst immerfort Kirche und Geistlichkeit angreift.

⁴ Correspondance de Philippe II. tom. 1, CLXXXII.

Von früher Jugend auf an dem Hofe Carl's V. erzogen, entwickelte Granvell so großartige staatsmännische Talente, daß er sich das volle Vertrauen des Kaisers erwarb und von diesem dem König Philipp als der 'treueste und befähigteste Diener' empfohlen wurde. An dieser Treue und Befähigung haben weder seine Freunde noch Feinde gezweifelt. Der ausgezeichnete venetianische Diplomat Michael Soriano charakterisirt einmal die verschiedenen Minister des habsburgisch-spanischen Hofes nach ihrer geistigen Bedeutung und bemerkt dann, daß all' diese starken Säulen des Reiches, die der halben Welt zur Stütze dienten, weniger vermöchten, als die Person eines Einzigen, Granvell's, 'der durch Urtheilskraft und lange Erfahrung, die er sich in der Weltregierung erworben, geeigneter und kühner ist, als sie alle, großartige Dinge zu unternehmen, größere Geschicklichkeit und Umsicht besitzt, sie zu leiten, größere Standhaftigkeit und Energie, sie zu Ende zu bringen' ¹. Wie mit Einem Blick umfaßte Granvell all' die großen Reiche seiner Herren, wußte sich in jedes derselben gleichsam hineinzuleben und es nach seinen inneren Zuständen und Bedürfnissen zu beurtheilen. 'Er dachte und schrieb den ganzen Tag', wie uns seine händereiche Correspondenz bezeugt; fünf Secretäre konnte er zu gleicher Zeit und zwar in verschiedenen Sprachen, deren er sieben gesprochen haben soll, beschäftigen, Tag und Nacht schlaflos und nüchtern durcharbeiten, wie es ihm mehrmals in der Begleitung Carl's V. oblag, der solcher ungewöhnlichen Geister, die ihm selbst glichen, bedurfte. Hat sich auch Granvell in seiner Politik nicht zu der sittlichen

¹ Relatione di Spagna di Michele Soriano in der Correspondance de Philippe II. tom. 2, LVI. Vgl. den Bericht des belgischen Gesandten Johann Sarrazin bei Gachard, Relations LXXII—LXXV.

Höhe eines Kimenes zu erheben vermocht, so sind doch seine politischen Grundsätze von einem solch' moralischen Gehalt, wie man sie selten antrifft in einem Zeitalter, in welchem Machiavell's unselige Principien so vielseitige Anwendung fanden. Vor Allem zeigen sie, daß er ein Feind jenes rohen Absolutismus gewesen, der die Völker innerlich und äußerlich erniedrigt, und mit den Mitteln äußerer Gewalt große Dinge vollführen zu können wähnt.

Und doch hat man gerade ihn für den Hauptbeförderer dieses Absolutismus angesehen. Schiller bezeichnet, auf Strada gestützt, die Durchführung eines despotischen Regiments in den Niederlanden als das eigentliche Ziel seiner Politik. Zunächst soll er dazu die spanischen Regimenter haben benutzen wollen, welche Philipp in den Provinzen zurückgelassen hatte und nicht in der festgesetzten Zeit zurückrief. Diese Regimenter, meint Schiller, sollten die Neuerungen unterstützen, die er (der König) in der niederländischen Verfassung zu machen gesonnen war — sie waren ihm eine Kette, an der er die Nation gefangen hielt. Aber diese Regimenter waren, wie Schiller selbst an einer andern Stelle angibt, nur drei bis viertausend Mann stark, und deßhalb gewiß wenig geeignet, ein Volk von mehreren Millionen gefangen zu halten. Ueberdies standen sie unter dem Oberbefehl von Oranien und Egmont. Hugo Grotius gibt freilich an, daß diese Beiden den Oberbefehl, den Philipp ihnen angetragen, zurückgewiesen hätten, und Schiller ist der Ansicht, daß sie den Antrag ausgeschlagen, mit der edelmüthigen Erklärung, daß sie sich nie entschließen würden, gegen die Gesetze des Landes zu dienen. Beide aber übernahmen wirklich den Oberbefehl¹ und wären, hätten sie ge-

¹ Vgl. Gachard, Collection de documents inédits 1, 226.

wollt, wohl im Stande gewesen, die frechen Unthaten dieser Truppen, die das Volk mit Recht empörten, zu verhindern. Thatsache ist, daß Philipp gegen sein gegebenes Versprechen handelte, als er die Soldaten nicht vier Monate, sondern erst siebenzehn Monate nach seiner Abreise, aus den Provinzen abrief. Den Cardinal aber trifft dabei keine Schuld. Schon am 2. October 1559, in der sechsten Woche nach der Abreise des Königs, schrieb Granvell an Gonzalo Perez, daß man die Truppen heimrufen müsse; er sprach sich später auch im Staatsrath für deren Entfernung aus, drang in den König, sie zurückzuziehen, und bewerkstelligte zuletzt ihre Einschiffung nach Spanien¹.

Um eine unumschränkte Gewalt in den Niederlanden aufzurichten, soll Granvell ferner, nach Schiller's Darstellung, den Edicten gegen die Ketzer einen fürchterlichen Gehorsam verschafft und vorzüglich auch die Einrichtung der neuen Bisthümer betrieben haben.

Allerdings war Granvell der Ansicht, daß man bei den damaligen Zeitverhältnissen unmöglich „Jedem die Freiheit geben könne, zu glauben, was er wolle, da dann in den Niederlanden nicht bloß Katholiken und Hugenotten sich zum Verderben des Staates bekämpfen würden, wie dieß in dem durch Bürgerkriege zerrissenen Frankreich der Fall, sondern, was noch weit gefährlicher, auch die wahnsinnigen Secten der Wiedertäufer alle socialen Verhältnisse von Grund aus umstürzen würden“². Aber er wollte die Strafverordnungen nur gegen die Prädicanten und gegen die Urheber

¹ Correspondance de Philippe II. tom. 1, 187. Archives 1, 61. 253. Documents inédits 1, 330.

² Vgl. die Briefe Granvell's in der Correspondance de Philippe II. tom. 1, CLXXII.

öffentlichen Scandals mit aller Strenge angewendet wissen, nicht aber gegen diejenigen im Volke, welche bloß verführt worden und Reue bekundeten¹. Darum betonte er auch in einem Briefe an den König vom December 1560, daß man bei Vollziehung der Glaubensedicte die Privilegien des Landes und die Natur der Einwohner berücksichtigen müsse². Oranien und seine Anhänger führten beim Könige, um den Cardinal anzuschwärzen, sogar Klage darüber, daß dieser sich nicht hinlänglich für die Erhaltung der alten Religion und die Ausrottung der Ketzereien bemühe! Im Jahre 1565 beschwerten sich die Consöderirten, daß der König immerfort auf den Vollzug der Glaubensedicte Carl's V. dränge, die unter Granvell nicht mehr in Anwendung gekommen seien³.

In Voraussicht der Opposition, welche seine Ernennung als Primas der Niederlande finden würde, hatte Granvell nur mit Widerstreben das Erzbisthum Mecheln angenommen, und wollte später darauf verzichten, um der Eifersucht der Großen einen Vorwand zu entziehen⁴. Denn diese seine Stellung wurde insbesondere von Oranien dazu benutzt, um ihn bei Allen, die sich durch die neuen kirchlichen Einrichtungen verletzt oder beeinträchtigt glaubten, verhaßt zu machen.

Um seinen Anhang zu verstärken und der Regierung neue Schwierigkeiten zu bereiten, trat Oranien, nachdem sein

¹ Vgl. vorige Note.

² Archives 1, LXXVI.

³ Mémoires de Granvelle 2, 33. Correspondance de Philippe II. tom. 1, 384. Archives 1, 71 sq. Vgl. das Actenstück Contre l'escript du Prince d'Orange in den Bulletins de la commission royale d'histoire (Bruxelles 1841) 4, 114.

⁴ Correspondance de Philippe II. tom. 1, 207. 240.

Vorhaben, sich zum Protector der Provinz Brabant aufzuwerfen (wo vorzüglich die Aebte sich am lautesten gegen die Einführung der Bischöfe erhoben), an Granvell's Besonnenheit und Entschiedenheit gescheitert war, mit der Forderung auf, die Generalstaaten zu versammeln. In einer Zeit der Crisis, wie sie vorhanden, hätte sich die große deliberirende Versammlung der Staaten leicht in eine constituirende umwandeln lassen. Darum wäre ihre Zusammenberufung das geeignetste Mittel gewesen, der Revolution eine breite Grundlage zu geben. Dieß hätte um so leichter geschehen können, weil bereits im Süden des Landes durch calvinistische Prädicanten eine bedenkliche Volksbewegung hervorgerufen worden, und weil das angrenzende Frankreich eben damals durch eine revolutionäre Adelspartei, mit der Oranien in Verbindung stand, aufgewühlt wurde. Granvell widersezte sich deshalb diesem Plane des Prinzen. Selbst in ruhigeren Zeiten war aus einer Zusammenberufung der Staaten nur ein geringer Nutzen für das Wohl des Landes zu erzielen. Die Generalstaaten der Niederlande bildeten nämlich nur eine Versammlung von Provinzialdeputirten, denen bloß die Interessen der betreffenden Provinz anempfohlen waren. Die Deputirten konnten allerdings Manches mit einander besprechen, aber entscheiden konnten sie Nichts, weil sie, an bestimmte Aufträge ihrer Wähler gebunden, nicht nach freier Ueberzeugung zu votiren befugt waren, sondern bei jeder neuen Vorlage neue Aufträge einholen mußten. Hierdurch steigerten sich Kosten und Arbeiten in's Unendliche. Auch kamen zwischen den Deputirten der einzelnen Provinzen häufig Streitigkeiten vor, und wenn auch endlich Entscheidungen durch die Majorität getroffen wurden, so hatten diese für die Minorität keine bindende Kraft. Darum hatten einige Provinzen sich durch ein be-

sonderes Privilegium von der Bethheiligung an der Staatenversammlung dispensiren lassen¹.

Seit der ‚Verwerfung der Generalstaaten‘ setzten die Gegner Granvell's alle Mittel der Intrigue und Verleumdung in Bewegung, um ihn auch beim Volke gehässig zu machen. Man streute allerlei böswillige Gerüchte aus: der Cardinal habe dem Könige gerathen, mehrere Große des Landes umbringen zu lassen, alle Privilegien zu kassiren, und sich mit Heeresmacht die Niederlande zu unterwerfen². Eine Menge von Schmähchriften und Carrikaturen, die den Prälaten auch in seinem Privatleben angriffen und ihn allerlei geheimer Vaster bezichtigten, wurde unter das Volk verbreitet, und so eine Revolution, welche später das Blut der Niederländer in Strömen fließen ließ, mit Pamphleten begonnen.

Im Staatsrathe hatten Oranien und die von ihm geleiteten Grafen Egmont und Hoorne lange schon eine systematische Opposition bei allen Staatsfragen eingehalten, und sich endlich, unter dem Vorgeben, sie seien dort, weil die wichtigsten Sachen von Granvell allein betrieben würden, nur leere Figuranten, aus demselben entfernt. Die Regentin wurde dadurch in die größte Verlegenheit versetzt.

Die von Strada und Anderen ausgesprochene und von Schiller mit scharfen Worten wiederholte Behauptung, daß

¹ Vgl. De Gerlache, Hist. du Royaume des Pays-Bas 1, 88. Gachard, Les anciennes assemblées nationales de la Belgique in der Revue de Bruxelles, Jahrg. 1839, November- und Decemberheft.

² Vgl. Papiers d'état de Granvelle 6, 522. Mémoires de Granvelle 2, 6. Correspondance de Philippe II. tom. 1, 201. 203. 207. Archives 1, 203. Aus all' den betreffenden Briefen ergibt sich zugleich die Unwahrheit der gegen Granvell gerichteten Anschuldigungen.

Philipp befohlen habe, die Großen des Landes aus allen Staatsgeschäften zu verdrängen, ist unbegründet. Ebenso jene, daß Granvell, nach Schiller's Worten, ‚beinahe unumschränkt im Staatsrathe geherrscht . . . selten den übrigen Mitgliedern eine Angelegenheit von Belang zur Berathung vorgelegt, und wenn es je einmal vorkam, nur längst schon beschlossene Dinge (vorgelegt habe), wozu man höchstens nur die unnütze Formalität ihrer Genehmigung verlangte‘. Philipp's geheime Instructionen für die Regentin¹ zeigen, daß Margaretha angewiesen wurde, alle öffentlichen Angelegenheiten dem Staatsrathe zur Berathung vorzulegen, und sich nach dem Ausspruch desselben zu richten. Granvell versicherte dem König², daß die Anschuldigung der Großen, ‚sie würden nur der Form wegen, und nachdem die Beschlüsse bereits gefaßt seien‘, in den Staatsrath berufen, unwahr sei. In einem wichtigen Documente, welches Granvell lange nach seiner Abreise aus den Niederlanden zur Vertheidigung seines Ministeriums abfaßte, gibt er die feste Versicherung, daß alle betreffenden Angelegenheiten im Staatsrathe verhandelt worden seien, daß aber die Großen, ‚um ihren Vergnügungen und Geschäften nachzugehen‘, sich oft an den Sitzungen nicht betheiligte, und später, wenn in ihrer Abwesenheit Beschlüsse gefaßt worden, geglaubt hätten, diese seien außerhalb des Staatsrathes gefaßt. Diese Versicherung ist um so gewichtiger, weil alle übrigen Aussagen des würdevoll abgefaßten Actenstückes in den nunmehr vorliegenden zahlreichen Documenten der Zeit ihre Bestätigung finden, und weil aus den Briefen der Regentin hinlänglich hervorgeht, daß der Staatsrath von den ihm zustehenden Ge-

¹ In der Correspondance de Philippe II. tom. 2, 467—477

² Correspondance de Philippe II. tom. 1, 211.

schäften nicht ausgeschlossen wurde¹. Granvell trat nur den oligarchischen Gelüsten Oranien's und seiner Anhänger entgegen, welche die Befugnisse des Staatsraths auf Kosten der übrigen Behörden ausdehnen und das ganze Regiment in Händen haben wollten. Nachdem ihnen später dieß gelungen war, offenbarten sie, zum Verderben des Staates, wie wir sehen werden, die selbstsüchtigen Zwecke ihres Handelns.

Granvell befand sich in der mißlichsten Lage. Die königlichen Domänen waren mit sehr hohen Summen belastet², und der Staatschatz war in einem Grade erschöpft, daß es oft schwer hielt, auch nur für die Beorderung eines Couriers genügende Geldmittel zu finden³; man war nicht mehr im Stande, den Verwaltungs- und Justizbeamten ihren Gehalt zu zahlen⁴. Die früheren Kriege mit Frankreich hatten besonders den südlichen Provinzen so tiefe Wunden geschlagen, daß ganze Länderstrecken öde und verwüstet lagen und seitdem fast nicht mehr bebaut worden waren⁵. Zu allem dem, zum Theil dadurch hervorgerufen, kamen die

¹ Bulletins de la commission royale d'histoire (Bruxelles 1841) tom. 4, 112, wo auch Näheres über die bekannte Consulta. Vgl. Koch 51 ff.

² Vgl. Gachard, Assemblées nationales, Decemberheft S. 8.

³ Correspondance de Philippe II. tom. 1, 193. Papiers d'état de Granvelle 6, 181.

⁴ Papiers d'état de Granvelle 6, 248, wo Granvell schon im Jahre 1561 schreibt, daß wegen der Finanznoth, à chaque instant nous avons à craindre que la machine entière ne vienne à s'écrouler'.

⁵ Papiers d'état de Granvelle 6, 179. Vgl. den Brief von Montmorency bei Gachard, Analectes belgiques 1, 111. Ueber die durch die Kriege vernachlässigte Rechtspflege vgl. das Memoire in Archives 1, 37.

inneren Unruhen im Lande; man mußte mit jedem Tage einen offenen Ausbruch befürchten, ‚ohne daß man Mittel in Bereitschaft hätte‘, ihn dämpfen zu können. Philipp hatte nämlich, nachdem er die spanischen Soldaten aus dem Lande zurückgezogen, zur Organisirung einer neuen Armee keine Vorkehrungen getroffen. Es bedurfte einer Seelenstärke, wie der Cardinal sie besaß, um unter solchen Verhältnissen nicht den Muth zu verlieren. Allerdings verwundeten ihn die Angriffe seiner Gegner, aber er zeigte eine um so größere Geistesgegenwart und Ausdauer in den Staatsgeschäften, je heftiger sie wurden. ‚Seine Haare seien gebleicht‘, schrieb er einem Freunde, und ‚es wäre ein hartes Geschick, daß man seinem Herrn nicht mehr dienen könne, ohne dadurch öffentlichen Verfolgungen ausgesetzt zu werden; wäre aber dieß Alles nur auf seine Person abgesehen, so würde er sich geduldig fügen, aber er fürchte, es werde einst weiter kommen‘¹.

Jede Revolution beginnt mit einem Angriff auf die Minister, dann folgt der Angriff auf die Krone selbst².

Damit letzterer nicht erfolge, wandte sich Granvell an den König mit den mildesten und weisesten Rathschlägen.

¹ Correspondance de Philippe II. tom. 1, 212. 268.

² Herzog Alba sah dieß deutlich voraus. Er widerrieth darum dem Könige entschieden die Abberufung Granvell's. ‚Ich bin überzeugt,‘ schrieb er an Philipp, ‚daß es in den Niederlanden von Tag zu Tag schlimmer geht, und ich glaube, daß, wenn sie (die Beschwerdeführer gegen Granvell) mit ihrem Projecte durchbringen, mit dem Cardinal nur der Anfang gemacht wird, denn das ist der gewöhnliche Gang bei allen Revolutionen, daß man sich zuerst gegen einen Minister wendet. Ich habe die volle Ueberzeugung, daß der Cardinal nur ein Vorwand ist, um die eigentliche Absicht, auf welche diese Herren lossteuern, zu maskiren.‘ Papiers d'état de Granvelle 7, 289 ff.

Dem Volke, schrieb er, sei in böswilligster Weise in die Ohren geraunt, daß er, der König, auf Abschaffung der Privilegien und auf Einführung der spanischen Inquisition hinarbeite¹; er müsse seine Unterthanen enttäuschen, sie eines Bessern belehren und in eigener Person die Niederlande besuchen, sich aber bei der Herüberkunft nicht von Spaniern² begleiten lassen, vielmehr aus Deutschen ein Gefolge nehmen; die Aufstellung einer einheimischen Armee von etwa fünf oder sechs Regimentern unter einheimischen Befehlshabern thue dem Staate Noth.

Da der Cardinal einsah, wie sehr die zerrüttete finanzielle Lage des niedern Adels Veranlassung zu den Unruhen gab, bat er den König, mit zwei Millionen die Schulden desselben zu bezahlen, und dem Adel, der doch früher treue Dienste geleistet habe, nach Gelegenheit Staatsstellen in Italien oder Spanien zu geben. Dadurch könne er zugleich zeigen, daß er nicht bloß die Spanier als seine legitimen Söhne betrachte, wie man dieß in den Niederlanden und in Italien von ihm glaube. Gegen die liguirten Großen, die Schimpf und Schande auf ihn häuften, fällt in keinem Briefe des Cardinals ein beleidigendes oder rachsüchtiges Wort. Groen van Prinsterer hebt mit besonderer Anerkennung hervor, daß Granvell sogar seinem unversöhnlichsten Gegner Oranien im Geheimen Böses mit Gutem zu vergelten suchte. Wenige Staatsmänner, sagt Gachard, sind in der Verzeihung persönlicher Beleidigungen so weit gegangen als Granvell. Wie der Cardinal in späteren Jahren mit Wärme den Charakter Eg-

¹ Archives 1, 151.

² Im Interesse der Niederlande übertrug Granvell keinem Spanier irgend ein Amt. Archives 1, 239.

mont's vertheidigte, so nimmt er ihn auch während seines Ministeriums in seinen Briefen immer in Schutz, obgleich Egmont sich in seinem Haß so weit verging, daß er einmal sogar den Dolch gegen ihn zückte. Egmont, schreibt Granvell dem Könige, hege die besten Absichten, aber er sei leider getäuscht worden und lasse sich von Oranien als Werkzeug gebrauchen; man müsse ihm die Augen öffnen und ihn durch pünktliche Auszahlung seiner Gehälter und durch Gunstbezeugungen zu gewinnen suchen; Oranien dagegen, ein tiefblickendes, aber von maßlosem Ehrgeiz getriebenes Genie, der fähig sei, Alles zu unternehmen, wozu ein solcher Ehrgeiz ihn anstacheln könne, dürfe nicht in den Provinzen bleiben; man könne ihn mit Ehren aus denselben entfernen, indem man ihm irgend eine glänzende Gesandtschaft oder ein Vicekönigthum übertrüge ¹.

Aber König Philipp war taub gegen alle Rathschläge des Cardinals. Er ließ die Zeit vorübergehen, wo es noch seiner ‚rettender Thaten‘, am wenigsten im Sinne Alba's, sondern nur eines persönlichen energischen Auftretens bedurft hätte, um die Factionen niederzuhalten und das Volk vor den Verführungskünsten der Demagogen sicherzustellen. Er glaubte, von seinem Cabinet aus Alles regieren zu können. Nach Madrid mußte man ihm über alle, auch über die geringfügigsten Angelegenheiten, Bericht erstatten; er wollte Alles gleichsam mit eigenen Augen sehen, saß Tag und Nacht hinter dem Schreibtische, sah sich aber, weil er als Beherrscher so vieler Länder in alle europäischen Staatenverhältnisse hineingezogen wurde, beständig mit Arbeiten

¹ Vgl. Granvell's Briefe in Archives 1, 151. 169. 197. Correspondance de Philippe II. tom. 1, 201. Vgl. ferner Archives 1, 37 sq. Mémoires de Granvelle 2, 51.

überladen, in Folge dessen dann der Gang der Geschäfte träge dahinschleichen und jene Langsamkeit und Unbehändigkeit bei wichtigen Fragen, jene Unentschiedenheit in der Ergreifung günstiger Momente entstehen mußte, die seine Feinde so geschickt auszubeuten gewußt haben. In vielgeschäftiger Thatlosigkeit flügelte Philipp lieber zehn verzwickte Auswege aus, als daß er auch nur ein einziges Mal in offener Action aufgetreten wäre und einen entschlossenen Weg betreten hätte. So kam es, daß der Cardinal oft Monate lang auf Briefe warten mußte, dann wieder bogenlange Schreiben erhielt, worin sich der König in allgemeinen, nichts sagenden Ausdrücken erging, auf seine baldige Ankunft Hoffnung machte, aber keine bestimmten Verhaltensmaßregeln vorschrieb.

Die Staatsmaschine mußte so nothwendig in's Stocken gerathen. Margaretha glaubte sich den Großen einigermaßen gefällig zeigen zu müssen, berief die Statthalter der Provinzen und die Ritter des goldenen Vlieses nach Brüssel, und verschaffte dadurch dem Adel Gelegenheit zu gemeinsamer Conspiration. Was da Alles berathen worden war, wagte Oranien nicht seinem Bruder schriftlich mitzutheilen¹. Die Entfernung Granvell's aus den Niederlanden war das nächste Ziel, welches man zu erreichen suchte. Oranien, Egmont und Hoorne richteten einen Brief an Philipp, worin der Cardinal als der alleinige Urheber der Zerrüttungen in den Provinzen angeklagt wurde; seine Zurückberufung

¹ Archives 1, 187. Groen van Prinsterer meint, es bezögen sich die *choses qui vaulx mieux dire de bouche, que non par escrire* auf den Entschluß der Großen, sich durch eine Livrée als Partei bemerklich zu machen. Aber die Vorsicht Oranien's wäre dann gar zu unschuldig gewesen, da man sofort von diesem Entschluß Kenntniß erhielt.

aus dem Lande würde allenthalben die Ruhe wieder herstellen; mit der Regentin wären sie höchlichst zufrieden; sie selbst seien die treuesten Diener der Krone. In einem spätern Schreiben wurde ein anderer Weg der Anschuldigung versucht: Granvell, hieß es, müsse entfernt werden, weil er die Glaubensbedicte nicht streng genug handhabe!

Als aber alle diese Insinuationen in Madrid ihren Zweck verfehlten, wandten sich endlich die Unzufriedenen an Margaretha. Sie stellten ihr vor, wie sie, königlichem Blute entsprossen, die Regentin des Landes, weit unter ihrem Minister stehe, der aus so niederm Stand geboren sei; sie müsse auf seine Abberufung dringen, um selbst wieder herrschen zu können und das Land zu beruhigen. Margaretha war eine kluge und geschäftskundige Dame, aber nicht genug auf ihrer Hut vor den Schwächen ihres Geschlechts; launig und eitel, Schmeicheleien zugänglich und gern prunkend mit ihrer Macht, lief sie in die Schlinge, die ihr die Großen gelegt hatten. Während sie früher dem Cardinal die größten Lobspprüche ertheilt und ihn von allen Beschuldigungen zu reinigen gesucht hatte, schickte sie jetzt ihren Secretär Armenteros, einen Spanier, der von den Großen bestochen war und durch Granvell's Entfernung in Ansehen und Einfluß zu steigen wähnte, mit dem Auftrage nach Madrid, in ihrem Namen diese Entfernung zu bewerkstelligen, da der Cardinal anfangs, den Provinzen gefährlich zu werden. Philipp, jetzt von allen Seiten bestürmt, Anfangs, wie gewöhnlich, unschlüssig, dann durch ein neues Schreiben Margaretha's zu einem Entschluß gedrängt, gab endlich nach, in der Hoffnung: die Versicherungen der Großen auf Treue und Dienstfeier seien redlich gemeint. Durch ein Geheimschreiben¹ gab er

¹ Vgl. Näheres bei Janssen 203.

im Jahre 1564 dem Cardinal den Auftrag, sich aus dem Lande zu begeben. Er that hiermit den ersten großen Mißgriff in der niederländischen Politik, der später einen noch schlimmern, die Mission des Herzogs Alba, veranlaßte.

Das Gesagte genügt, um zu zeigen, daß Schiller's Charakteristik der Person und Wirksamkeit Granvell's, wie glänzend auch ihr äußeres Colorit, auf historische Treue und Unbefangenheit keinen Anspruch machen kann. Was sich zur richtigen Würdigung des Cardinals erst aus den in den letzten Decennien bereitgelegten Materialien ergibt, läßt sich natürlich dem Dichter, dem diese Materialien unbekannt waren, nicht in Rechnung bringen. Auch wollen wir davon absehen, daß er die bereits damals vorhandenen Memoiren Granvell's, deren Kenntniß seine Anschauungen berichtigt haben würden, nicht benutzte. Aber hervorzuheben ist, daß er aus Antipathie und vorgefaßten Meinungen gegen den Minister in Cardinalstracht die Quellen in einer durchaus unberechtigten Weise interpretirt, und sogar Quellen citirt hat zu Angaben, die in denselben gar nicht vorliegen. Und dieß nicht bloß für die Zeit der Wirksamkeit Granvell's in den Niederlanden, sondern auch für dessen späteres Leben¹.

Wie unbillig auch Schiller über Granvell urtheilt, und wie wenig seine Darstellung der Wirksamkeit desselben als

¹ Wenn z. B. Strada sagt, daß Granvell als Vicekönig von Neapel die Geschäfte geleitet habe, *magna quidem prudentiae laude, minore tamen pudicitiae cura, quam senem sacraque ornatum purpura condecebat*, so wird daraus bei Schiller S. 134, unter Berufung auf diese Stelle, die Mittheilung, der Cardinal sei in

Minister sich mit dem objectiven Thatbestand verträgt, so zeigt er doch darin einen richtigen historischen Blick, daß er den Cardinal für den Einzigen hält, der durch geistige Befähigung und unerschütterlichen Muth im Stande gewesen, die Interessen der Krone zu wahren. Er faßt deßhalb seinen Sturz als den eigentlich entscheidenden Moment in der niederländischen Revolution auf.

Bis zur Abreise Granvell's steht der Dichter überall auf Seiten der Oppositionspartei, hält deren Vertreter für warme Verfechter der Freiheiten des Volkes, und leitet ins-

Neapel ‚den Verführungen des Himmelsstrichs erlegen‘ und habe ‚seinen Geist von der Wollust übermannen lassen‘. Wenn Strada weiter von ihm bemerkt: ‚*Consilio rerum Italicarum summa cum auctoritate praeficitur; aliquibus regni primoribus haud sane gratus, quorum in rebus agendis iudicia plerumque inania et minora, ipse vetere solidaque multorum experientia praegravabat atque indignabundus etiam perstringebat*‘, so dichtet Schiller auf Grund dieser Stelle dem Cardinal ‚ein finsternes Alter und einen selbstzufriedenen Stolz‘ an, und macht ihn ‚zu einem harten und unbilligen Richter fremder Meinungen, zu einem Sklaven des Herkommens‘. Aber der Dichter geht in seiner Abneigung gegen Granvell noch weiter. Wir bemerkten schon, daß er einmal in einer Rede, die Burgundius dem Prinzen von Oranien in den Mund legt, den Namen Granvell einschleibt an einer Stelle, wo davon gesprochen wird, daß Philipp durch ‚Bischöfe‘ von einer mildern Anwendung der Glaubensedicte abgehalten worden sei. Solche willkürliche Einschreibungen kommen beim Dichter häufiger vor. So zählt er z. B. den Cardinal zu Jenen, die, ‚von Haß, Verfolgungsgeist oder Privatvortheil geleitet‘, nach der Bilderstürmerei in den Niederlanden im Conseil des Königs die gelinden Vorschläge anderer Rätthe überstimmt und die schroffsten Maßnahmen befürwortet hätten, und citirt dafür Strada als Gewährsmann. Schlägt man Strada nach, so findet man bei ihm einen ausführlichen Bericht über die Sitzung des Conseils, aber von Granvell und dessen vermeintlichem Anhange findet man Nichts.

besondere die Handlungen Oranien's aus edlen patriotischen Motiven her. Nach Granvell's Entfernung aber tritt eine bemerkenswerthe Aenderung in der Auffassung des Dichters ein, oder vielmehr es stehen in seiner Darstellung die Handlungen der Männer, welche seitdem das Ruder des Staates in Händen hielten, in Widerspruch mit der allgemeinen Charakteristik, die er früher von diesen Männern und den Beweggründen ihrer Opposition entworfen hat.

„Das Interesse für die Niederländer,“ schreibt Körner im November 1788 an Schiller, „wird geschwächt, weil du dir nicht erlaubst, das Thörichte und Niedrige in ihrem Betragen zu entschuldigen. Dieß ist besonders merklich in der Periode nach Granvell's Entfernung, wo überhaupt die ganze Handlung stillsteht, wo man aufhört, für das Schicksal der Niederländer besorgt zu sein, und wo ihre Großen, selbst Wilhelm (von Oranien) nicht ausgenommen, so sehr unsern Unwillen erregen, daß man geneigt wird, für Philipp Partei zu nehmen. In Wilhelm's Art zu handeln ist ein Schein von Inconsequenz, der vielleicht zu vermeiden war, wenn du den Mangel an befriedigenden Nachrichten zuweilen durch Hypothesen ersetzt hättest.“

Dieser ‚Schein von Inconsequenz‘ in Wilhelm's Betragen entsteht lediglich dadurch, daß Schiller von vornherein den Revolutionsführer, wie wir gesehen, im Lichte eines idealen Freiheitshelden hinstellt, und nunmehr, weil er zu ehrlich war, die in den Quellen vorliegenden Thatsachen zu verschweigen, mit seiner eigenen Auffassung in Widerspruch geräth. Nach Granvell's Abreise gleicht Prinz Wilhelm nur da der Eingang von Schiller entworfenen allgemeinen Charakteristik, wo er spricht (oder vielmehr wo, nach unserer frühern Auseinandersetzung, Burgundius ihm mehrere wohlstilisirte und von Schiller verarbeitete Reden in den Mund

legt), nicht aber da, wo er handelt. Seitdem der Prinz mit seinem Anhang den Staatsrath und die übrigen Rätthe beherrschte, hörte in der Regierung ‚alle Ordnung und alle Ehre auf‘. ‚Weltliche und geistliche Aemter,‘ entwickelt Schiller, ‚wurden feil; Ehrenstellen, Privilegien, Patente an den Meistbietenden verkauft; mit der Gerechtigkeit selbst wurde ein Gewerbe getrieben. . . Die erfinderische Habgucht öffnete neue Quellen des Gewinns. Leben, Freiheit und Religion wurden, wie liegende Gründe, für gewisse Summen versichert; für Gold waren Mörder und Uebelthäter frei, und die Nation wurde durch das Lotto bestohlen. Ohne Rücksicht des Ranges oder Verdienstes sah man die Dienstleute und Creaturen der Staatsrätthe und Provinzialstatthalter zu den wichtigsten Bedienungen vorgehoben; wer etwas vom Hofe zu erbitten hatte, mußte den Weg durch die Statthalter und ihre untersten Diener nehmen. Kein Kunstgriff der Verführung wurde gespart, den Geheimschreiber der Herzogin, Thomas Armenteros, einen bis jetzt unbescholtenen und redlichen Mann, in diese Ausschweifungen mit zu verwickeln. . . Einverstanden mit ihm, beraubte man den königlichen Schatz und hinterging durch schlechte Verwaltung ihrer Hülfsmittel die Absichten der Regierung. Unterdessen taumelte die Regentin in einem lieblichen Wahne von Herrschaft und Thätigkeit dahin, den die Schmeichelei der Großen künstlich zu nähren wußte. Der Ehrgeiz der Parteien spielte mit den Schwächen einer Frau und kaufte ihr eine wahre Gewalt mit deren wesenlosen Zeichen und einer demüthigen Außenseite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte sie ganz der Faction und änderte unvermerkt ihre Maximen.‘ Und weiter: ‚Der Geist, der den Staatsrath zu Brüssel beherrschte, verbreitete sich bald durch alle Provinzen. Bestechungen, Indulgenzen, Räubereien, Verkäuflich-

keit des Rechts wurden allgemein auf den Richterstühlen des Landes, die Sitten fielen . . .‘

Nur die königlich Gesinnten, die Freunde des geschmähten Granvell, Biglius und Barlaimont, Ehrenmänner, deren Charakter Schiller mit Wärme rühmt, hatten den Muth, sich diesem schmachvollen Treiben Oranien's und seiner Partei zu widersetzen. Mit einem gewissen Wohlgefallen hebt der Dichter hervor, daß es Oranien nicht gelungen, einen Mann wie Barlaimont, ‚den weder Beispiel noch Menschenfurcht versuchten‘, zu seiner Partei herüberzuziehen. ‚Von der Verderbniß,‘ sagt er, ‚welche den ganzen Staatsrath ergriffen, hatten sich der geheime Rath und der Finanzrath, in denen Biglius und Barlaimont den Vorsitz führten, noch größtentheils rein erhalten. Da es der Faction nicht gelang, ihre Anhänger in diese zwei Curien einzuschieben, so blieb ihr kein anderes Mittel übrig, als beide ganz außer Wirksamkeit zu setzen und ihre Geschäfte in den Staatsrath zu verpflanzen. Um diesen Entwurf durchzusetzen, suchte sich der Prinz von Oranien des Beistandes der übrigen Staatsräthe zu versichern . . .‘

Außer Biglius und Barlaimont gehörten noch zu den vornehmsten Anhängern des Königs der Herzog von Arschot und die Grafen von Mansfeld, Regen und Aremberg. Auch sie widerstanden dem ehrlosen Regimente der Faction Oranien's, und wenn wir uns Schiller's obige quellengetreue Schilderung dieses Regiments vergegenwärtigen, so muß es uns wundern, daß den Dichter ihr Betragen ‚befremdet‘, und daß er es nicht aus sachlichen Verhältnissen, sondern aus psychologischen Möglichkeiten, aus Mangel an Heldemuth, aus kleinlichem Ehrgeiz und dergleichen zu erklären sucht. Den Grafen von Mansfeld und Regen kann es gewiß nur zur Ehre gereichen, wenn er von ihnen sagt,

daß sie, die vertrautesten Freunde Egmont's, ‚redlich mit ihm zusammengehalten bis an die letzten Linien ihrer Pflicht, jetzt aber sich von ihm zurückgezogen, weil es, wie Mansfeld in einem von Schiller angeführten Briefe an Egmont schreibt, ‚die höchste Zeit sei, einzulenken‘, da man ‚bereits zu viel gegen die Majestät des Monarchen und das Ansehen der Kirche unternommen‘ habe. ‚Ich für meine Person,‘ schreibt Mansfeld, ‚bin vor der Ahndung des Königs nicht bange; mit getrostem Muthe würde ich mich auf seinen Wink in Spanien stellen, und von seiner Gerechtigkeit und Güte mein Urtheil mit Zuversicht erwarten. Ich sage dieses nicht, als zweifelte ich, ob Graf Egmont dasselbe von sich behaupten könnte, aber weise wird Graf Egmont handeln, wenn er je mehr und mehr seine Sicherheit befestigt und den Verdacht von seinen Handlungen entfernt.‘ ‚Höre ich,‘ heißt es am Schlusse, ‚daß er meine Warnungen beherzigt, so bleibt es bei unserer Freundschaft; wo nicht, so fühle ich mich stark genug, meiner Pflicht und der Ehre alle menschlichen Verhältnisse zum Opfer zu bringen.‘ Besonders bemerkenswerth in dem Briefe Mansfeld's, scheint uns, ist die Stelle über die ‚Gerechtigkeit und Güte‘ des Königs, die der gewöhnlichen Ansicht, als hätte man in den Niederlanden von Anfang an den König als einen Tyrannen gefürchtet, entschieden widerspricht. Diese Aeußerung in einem vertraulichen Briefe war gewiß ehrlicher gemeint, als wenn Oranien, um seine Auflehnung gegen die Krone zu beschönigen, noch im Jahre 1568 den spanischen Philipp ‚einen milden und gütigen König‘ nennt¹. Die Ritter des goldenen Vlieses, die sich nicht scheuten, sogar dem Kaiser Carl V. seine Fehler vorzuhalten, hatten, beiläufig

¹ Vgl. Koch 33.

bemerkt, den König vor seiner Abreise nach Spanien wegen seiner Güte und Gerechtigkeitsliebe gelobt¹.

So lange Granvell noch zugegen, sprachen die Großen, um die Schwankenden zu täuschen und auf ihre Seite zu ziehen, immerfort von ihrer Anhänglichkeit an das königliche Haus und ihrer fortwährenden Sorge für die Wohlfahrt der Krone. Aber kaum hatten sie sich eines so tüchtigen, rechtlichen und diensteifrigen Mannes entledigt, als sie, von dem wachsamem Auge desselben nicht länger beobachtet, ihre Pläne offener zur Schau trugen. Egmont, der besonders nach genossenem Wein das Herz auf der Zunge trug, sagte einmal gerade heraus, daß man es nicht auf den Cardinal, sondern auf den König selbst, der das Land sehr schlecht regiere, abgesehen habe².

Unter dem Schutze des Adelsregimentes hatten sich die verschiedenen Secten in den Niederlanden immer weiter ausgebreitet, und die Religionsedicte, die schon unter Granvell nur in wenigen Fällen in Anwendung gekommen, traten jetzt außer aller Wirksamkeit. ‚Die Inquisitoren,‘ sagt Schiller, ‚des obrigkeitlichen Beistandes beraubt, sahen sich mehr verlacht als gefürchtet.‘ Weil jedoch der König mit der äußersten Strenge an den Glaubensedicten festhielt und auf ihre Durchführung drang, so förderten dieselben die allgemein um sich greifende Unzufriedenheit, indem sie der Revolutionspartei zur Aufregung der Massen einen willkommenen Popanz abgaben. Oranien insbesondere verstand es, sie für seine Zwecke auszubeuten. Als nämlich nach Egmont's Rückkehr aus Spanien im Jahre 1565 neue

¹ Näheres bei Janßen 192, Note 2.

² Archives 1, 217. Vgl. Janßen 415.

königliche Befehle bezüglich der Edicte in rücksichtslosester Form einliefen, suchte Viglius, mit den aufgeregten Zuständen des Landes vollkommen bekannt und Oranien's Absichten durchschauend, im Staatsrathe durchzusetzen: es sollten die Befehle erst dann veröffentlicht werden, wenn man den König auf den Empfang vorbereitet hätte, den sie aller Wahrscheinlichkeit nach finden würden; die Inquisitoren seien anzuhalten, ja ohne alle Härte zu verfahren. Aber Oranien, dem die schlimmste Wirkung der königlichen Befehle für seine Pläne willkommen sein mußte, bekämpfte diesen Vorschlag. Man könne nicht, sagte er, ‚mit der Vollstreckung zurückhalten, ohne beim König den Vorwurf der sträflichsten Halsstarrigkeit auf sich zu laden‘. Obgleich Viglius erklärte, daß er diesen Vorwurf auf sich nehmen und der Ungnade des Königs sich entgegenstellen werde, in der Ueberzeugung, durch seine Widerseßlichkeit noch Dank vom Könige zu verdienen, wenn er ihm mit derselben die Ruhe der Niederlande erkaufe, so wußte doch Oranien die Regentin so einzuschüchtern, daß sie die königliche Verordnung der Bekanntmachung übergab. Oranien hatte seinen Zweck erreicht. Mit freudiger triumphirender Miene¹ sagte er am Schluß der Sitzung zu Einem, der in seiner Nähe stand: ‚Nun werden wir bald den Anfang eines ungewöhnlichen Trauerspieles erleben.‘

Die Sitzung hatte die unseligsten Folgen.

‚Der einzige herzhafte Freund der Regierung,‘ heißt es bei Schiller, ‚der seinem Monarchen zu dienen, ihm zu mißfallen Muth hatte, war aus dem Felde geschlagen. Diese Sitzung machte der Ruhe der Oberstatthalterin ein Ende;

¹ Laetus gloriabundusque. Vita Viglii 45. Schiller 170 übersezt die Worte ‚laetus gloriabundusque‘ nicht.

von diesem Tage an zählen die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewüthet haben.' So spricht der Dichter im Text, versucht aber dann in einer langen Anmerkung durch allerlei psychologische Unterstellungen das Betragen Oranien's auf edle Motive zurückzuführen. Aber wie kann man an diese edlen Motive glauben, wenn man aus der vorhergehenden treuen Schilderung das schmachwürdige Benehmen Oranien's seit dem Sturze Granvell's kennen gelernt hat? In der ersten Ausgabe des Werkes fügte der Dichter seiner apologetischen Anmerkung wenigstens noch die (später weggelassenen) Worte hinzu: 'Ob es diese Gründe allein, und nicht mitunter auch Rachsucht und Schadenfreude waren, welche den Prinzen zu diesem Schritte vermochten, bleibt dem Urtheile eines Jedweden freigestellt.' Aber nicht ein vereinzelter Ausbruch von Rachsucht oder Schadenfreude verschuldete Oranien's Betragen in der besagten Staatsrathssitzung, sondern sein seit Jahren im Stillen verfolgter Plan, die Niederlande zu revolutioniren und von der spanischen Krone zu trennen. Neuere belgische Historiker haben ihm diesen Plan zur Ehre angerechnet, weil dadurch die nationale Unabhängigkeit des niederländischen Volkes erreicht worden. Aber Oranien zeigte sich in späteren Jahren für diese Unabhängigkeit wenig besorgt. Als er im Verlauf der Ereignisse daran verzweifeln mußte, die gegen Spanien revolutionirten Provinzen insgesammt unter seine Oberherrschaft zu bringen, ließ er durch seinen Bruder Ludwig von Nassau bei dem französischen König Carl IX. Verhandlungen anknüpfen, um mit Zuziehung der englischen Königin Elisabeth die Niederlande zu theilen. Frankreich sollte vermöge dieses Theilungsvertrages Flandern und Artois erlangen, Seeland und die

übrigen Inseln sollten an England, Geldern und Luxemburg an das deutsche Reich abgetreten werden¹.

Nachdem Oranien mit den Protestanten in Deutschland, England und Frankreich sowohl persönlich als durch Andere Verbindungen angeknüpft hatte, benutzte der Adel endlich die künstlich gesteigerte Aufregung der Gemüther zu einem entscheidenden Schritt. Er verband sich zu einer Eidgenossenschaft und trat in dem bekannten Compromiß gegen die bestehende Regierung auf. Der Angriff galt der Person des Königs, der, hieß es, trotz seiner geleisteten Eide die spanische Inquisition einführen wolle, um sich durch Confiscation der Güter seiner Unterthanen zu bereichern. Das revolutionäre Manifest konnte kaum in heftigeren Ausdrücken abgefaßt werden².

Margaretha spielte seit Einreichung desselben die kläglichste Rolle. Indem sie durch halbe Maßregeln die leidenschaftliche Hitze abzukühlen suchte und sich ganz und gar der Versuchspolitik hingab, wurden die Verhältnisse mit jedem Tage verwickelter. Der Adel begann seine Orgien zu feiern und besprach bei Wein und Gelag die wichtigsten Fragen des Staates³; er träumte von Schaffotten und Scheiterhaufen, und beklagte sich, während alle Herrschaft in seinen Händen lag, über eine fremde drückende Tyrannei. Die unteren Volksschichten wurden nach und nach planmäßig in die Bewegung hineingezogen, die im Landvolk

¹ Vgl. Koch 20 ff.

² Vgl. die treffliche Analyse des Compromisses bei De Gerlache 83 sq.

³ Wobei der Tumult oft so arg wurde, daß Todtschläge zu befürchten waren. Van der Haer 189. 211. Ueber die Orgien des Adels vgl. die von Holzwarth 1, 185 aus Pontus Paen mitgetheilten Stellen.

gährenden Elemente geordnet und mit Hülfe eines literarischen Proletariats Tausende von heißenden Pasquillen, Schimpf- und Schmähschriften gegen die Kirche und den Thron in Umlauf gesetzt. Der zur Bearbeitung der Massen rührige und geschickte Brederode, welcher mit Dranien im engsten Verkehre stand, entfaltete seine ganze Thätigkeit¹, und seine mit Hülfe Dranien's besetzte Stadt Biane wurde Hauptstapelplatz der literarisch=revolutionären Propaganda. Die Bemühungen hatten einen um so bessern Erfolg, weil ein großer Theil der arbeitenden Klassen des Volkes durch ungewöhnliche Korntheuerung und Stocken des Tuchhandels in Elend gerathen war² und sich dadurch um so leichter zu Excessen fortreißen ließ; zu Brüssel und Antwerpen wurde das Volk förmlich zur Insurrection aufgerufen³. Antwerpen war vor allen übrigen Städten ein Heerd der demagogisch=kirchlichen Umtriebe geworden und zählte eine große Anzahl einheimischer und fremder Flüchtlinge und Abenteurer⁴. Von dieser Stadt aus ließ sich am besten operiren, und Dranien versuchte auf Schleichwegen sich der höchsten Auctorität in derselben zu bemächtigen.

Als die dortigen Sectirer, Lutheraner, Calvinisten und Wiedertäufer, welche vordem ihre Zusammenkünfte nur im

¹ Im Mai 1566 schrieb er an Ludwig von Nassau: 'Les affayres sont sy byen anchemyné par ycy, que l'on les doyet pousser outre.' Archives 2, 121.

² Vgl. Correspondance de Philippe II. tom. 1, 322.

³ Vgl. Correspondance de Philippe II. tom. 1, 387. 393. 396.

⁴ Schon im J. 1562 schrieb Granwell: 'Anvers devint véritablement un receptacle de mauvais garnements.' Correspondance de Philippe II. tom. 1, 218. Vgl. den Brief Margaretha's von Parma an Philipp II. in der Corresp. de Guillaume le Taciturne 2, XXXII. Note.

Geheimen gehalten¹, durch die Adelsconföderation an Muth und Kühnheit gewonnen hatten, und, durch hugenottische Emissäre noch mehr angestachelt, sich zu Tausenden zusammenrotteten und unter freiem Himmel Versammlungen hielten, bei denen die größte Anzahl bewaffnet zu erscheinen pflegte², wandte sich der Magistrat der Stadt mit der Bitte an Margaretha: sie möge schleunigst entweder selbst nach Antwerpen kommen oder einen der angesehensten Männer des Landes mit der Regelung der verwirrten Zustände betrauen, wozu Oranien der Geeignete sein würde. Margaretha war geneigt, die Stadt selbst zu besuchen, wünschte aber, daß zur Sicherstellung ihrer Person Oranien und Egmont sich schon vorher dorthin begeben und auf Einstellung der Predigten hinarbeiten möchten. Oranien aber antwortete auf ein deßfalliges Gesuch der Regentin ablehnend, indem er, wie er seinem Bruder Ludwig am 5. Juli 1566 schrieb, nicht gewillt sei, wie ein Courier ihr Logis zu besorgen und überhaupt in Begleitung Anderer nicht nach Antwerpen gehen werde. Er beorderte seinen Bruder, 'auf eine geheime und geschickte Weise' dahin zu wirken, daß der dortige 'Brede Raed' seine Intervention bei Margaretha nachsuchen möchte; aus vielen Gründen aber wünsche er nicht, daß Brederode gerade jetzt die Stadt besuche³.

¹ Nur durch vereinzelte wilderstürmende Ausbrüche war auch schon früher die fanatische Gesinnung an den Tag getreten. Corresp. de Philippe II. tom. 1, 321. 327. 379. Ueber die durch fremde Emissäre künstlich hervorgebrachte Aufregung des Volkes vgl. die ausführliche Auseinandersetzung bei Koch 70 ff.

² La plupart armés de harquebuses, fourches, halberdardes et picques. Corresp. de Guillaume le Taciturne 2, XXXV.

³ Archives 2, 137—139. Oranien's Wunsch, daß sein Bruder diesen wichtigen Brief verbrennen möchte, ging nicht in Erfüllung.

Brederode war jedoch, unbekannt mit der Weisung des Führers¹, mit mehreren Conföderirten in Antwerpen eingezogen, und schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft wurden in der Nähe der Stadt vor einer Anzahl von 15—16,000 Menschen Predigten gehalten. Am 9. Juli 1566 meldete Brederode an Ludwig von Nassau, daß ihre Angelegenheiten sich in bester Lage befänden und zwischen Magistrat und Bürgerschaft Zwietracht und Hader ausgebrochen sei². Er trug darauf an, in der Stadt eine große Versammlung der Conföderirten zu halten: das Volk wünsche dieß sehr und würde ihn nicht eher wegweisen lassen, bis Oranien eingezogen sei. Letzterer hatte endlich, nach langem Zögern der Regentin, seinen Plan, „daß er allein und mit nöthiger Vollmacht versehen“ nach Antwerpen beordert würde, erreicht und hielt dort am 13. Juli seinen Einzug. Brederode und Genossen holten ihn unter Begleitung von fast 30,000 Menschen unter dem Rufe: „Die Geusen sollen leben!“ feierlichst ein. Es wurden Stimmen laut: „Wir brauchen jetzt den mühsamen Weg nach Brüssel nicht mehr. Er allein ist uns Alles.“ Schon am folgenden Tage verließ Brederode die Stadt.

Das wilde Gebahren verschiedener neuer, sich unter einander feindlich entgegenstehender Religionsparteien konnte den Planen Oranien's nicht förderlich sein. Zur Erreichung derselben hielt er freilich eine Religionsveränderung des Landes für das geeignetste Mittel und betrieb deßhalb

¹ Am 5. Juli 1566, wo Oranien den citirten Brief schrieb, kam Brederode nach Antwerpen. Groen van Prinsterer greift deßhalb fehl, wenn er aus dessen Ankunft folgern will: „que l'influence du Prince n'étoit pas toute puissante auprès des Confédérés.“ Archives 2, 139.

² Archives 2, 139. 149—150.

die Einführung des Lutherthums — erklärte dieses jedoch für abgeschlossen mit der Augsburgerischen Confession, ohne fernern Sectenwesen Spielraum gewähren zu wollen. Deshalb war er den Calvinisten ganz abhold gesinnt und erklärte, daß sie ‚den völligen Ruin des Landes‘ herbeiführen würden; gegen die Wiedertäufer wollte er selbst auf dem Wege der Gewalt vorschreiten. Seinem Interesse gemäß suchte er während seiner Anwesenheit in Antwerpen so viel als möglich den Volksversammlungen Einhalt zu thun, benutzte seinen Einfluß dazu, um seinen früher an Granvell's Entschiedenheit gescheiterten Vorschlag auf Zusammenberufung der Generalstaaten von Neuem vor die Regentin zu bringen, und suchte von dieser die Erlaubniß zu erhalten, Truppen zu werben, während er auch bereits in Deutschland Werbung betrieb¹.

Inzwischen veranstaltete der Geusenbund zu St. Trond eine große Versammlung, woran sich an zweitausend bewaffnete Edelleute theilnahmen. Eine allgemeine Religionsfreiheit wurde proclamirt, und es wurden Maßregeln besprochen, wie man sich gegen den König in Vertheidigungsstand zu setzen habe. Seitdem war das ganze Land in Aufruhr, und bald erfolgten jene ‚wilden Ausbrüche der Bilderstürmerei‘, deren man nur mit Schauern und Entsetzen gedenken kann. In verschiedenen Landschaften sammelten sich rasende Rotten von Handwerkern, Bauern und Schiffen, und zerstörten in wenigen Tagen, meist unter Leitung von Mitgliedern des Geusenbundes, an vierhundert Kirchen und Klöster, zertraten die geweihten Hostien, und mißhandelten wehrlose Priester, Mönche und Nonnen auf eine schmachliche Weise. Besonders wurde Antwerpen, als

¹ Die näheren Belege für das Gesagte bei Janssen 421 ff.

Dranien kaum die Stadt verlassen hatte, Schauplatz der entfesselten Leidenschaften des Pöbels. Nachdem dort die Hauptkirche, eine der schönsten der Christenheit, zerstört worden war, dauerte der Gräuel noch volle drei Tage in den übrigen Kirchen und Klöstern der Stadt; an der Marienkirche allein wurde der Schaden auf 400 000 Goldgulden veranschlagt. ‚Jetzt ist Alles im Lande geduldet,‘ meldete Margaretha nach Madrid, ‚mit Ausnahme der katholischen Religion und eines Jeden, der sich katholisch nennt.‘¹

Schiller hat die Verschwörung des Adels treffend und mit lebendigen Zügen charakterisirt, und die Gräuel des Bildersturmes mit durchaus wahrheitsgetreuen Farben geschildert, aber er bringt diese Gräuel viel zu wenig in Zusammenhang mit jener Verschwörung, durch die sie unmittelbar oder mittelbar hervorgerufen wurden. Und doch weisen nicht bloß katholische Historiker wie Strada, Hopper und Andere auf diesen innigen Zusammenhang hin, sondern auch protestantische Quellen jener Zeit. Wagenaar hält es für keine ‚grundlose‘ Behauptung, daß bei den Gräueln in Flandern, Artois und besonders in Antwerpen ‚einige Edelleute betheiliget gewesen‘; er gibt quellenmäßig an, daß die Bilderstürmerei zu Leyden auf Anstiften zweier conföderirter Adlichen ausgebrochen sei und die Conclaven daselbst das Abzeichen der Geusen am Halse getragen hätten; in Schoonhoven reizte ein anderer Conföderirter das Volk zur Plünderung der Pfarrkirche auf². ‚Von der im Juli (1566) in St. Trond stattgefundenen Versammlung,‘ sagt der protestantische Historiker Bor, ‚läßt

¹ Vgl. Holzwarth 1, 344—377. Janssen 421 ff.

² Allgemeine Gesch. der vereinigten Niederlande 3, 84.

sich nichts anderes annehmen, als daß die Bilderstürmerei mit Vorwissen oder mit Zulassung der Conföderirten geschah.¹ Graf Hoorne, einer der hervorragendsten Führer der Conföderation, ließ auf seiner Herrschaft Weert die Barfüßermönche aus ihrem Kloster treiben und ihren Hausrath öffentlich versteigern; Graf Brederode unterdrückte mit Gewalt den katholischen Gottesdienst auf dem ganzen Gebiet seiner Herrschaft Biane und ließ unter Trommelschlag alle Bilder und Altäre in der Kirche zu Biane wegreißen. Graf Culemburg setzte sich in einer auf seinen Betrieb ‚gereinigten‘ Kirche mit seiner Kotte zu Tisch und speiste zu ihrer Erholung während des Mahles einen Papagei mit geweihten Hostien². Brederode wünschte, daß alle seine Feinde, d. h. alle Anhänger des Königs und der katholischen Religion, lebendig verbrennen möchten³.

Als Granvell von den zerrütteten Zuständen in den Niederlanden und den dort begangenen Gräueln Kunde erhielt, wandte er aus Liebe zu dem Volke nochmals alle Mittel an, um den König Philipp zu einer weisen und milden Politik zu bewegen. ‚Was man,‘ schrieb er an den König am 15. September 1566, ‚durch Sanftmuth und Güte gewinnen kann, erscheint in meinen Augen als das Beste. Ich bin der Ansicht, daß man in Bezug auf die geschehenen Dinge viel verzeihen, und wohl berücksichtigen muß, daß eine große Zahl derjenigen, deren Betragen Tadel verdient, getäuscht worden ist. Die Dienste, welche sie und ihre Vorfahren geleistet haben, müssen mehr in die Waagschale

¹ Bor, Oorsprong, Begin ende Aanvank de Neederlandsche Oorlogen 1, 303 sq.

² Näheres bei Koch 106 ff.

³ Vgl. seinen Brief in Archives 2, 254. Die Bischöfe, schrieb er, müßten wie die Hunde ausgerottet werden. Archives 1, 248.

fallen, als die Fehler, welche durch mißbrauchte Menschen begangen worden. Das Blut seiner Vasallen vergießen, heißt sich selbst schwächen.' Mehrmals wiederholt er seinen früher so oft geäußerten Wunsch, daß der König in eigener Person die Provinzen besuchen und sich die Zuneigung des Volkes erwerben solle; so viel als möglich müsse er die Privilegien des Landes schonen und lieber viele Schuldige ungestraft lassen, als diejenigen bestrafen, welche eher noch eine Belohnung verdienten¹. Unter letzteren meinte Granvell besonders den Grafen Egmont, dessen Betragen er lobt.

Aber Philipp war zu keinen Maßregeln der Milde zu bewegen; er wollte durch das Schwert entscheiden, nachdem auch seine Gegner zum Schwerte gegriffen hatten. Durch die Gräuel des Bildersturmes, durch die Schändung der heiligen Hostien, durch die grausame Behandlung der Mönche und Nonnen hatte man in den Augen des Königs nicht bloß gegen ihn und den Staat, sondern gegen Gott gefrevelt, und ein solches Verbrechen schien ihm strafwürdiger als Hochverrath. 'Ich kann es nicht ausdrücken,' schreibt er am 27. November 1566 an Granvell, 'wie tief mich die Verwüstungen und Plünderungen der Kirchen in Flandern betrübt haben. Kein Verlust, den ich persönlich erleiden würde, könnte mir so viel Schmerz verursachen, als die geringste Beleidigung und Unehreerbietigkeit gegen unseren Heiland und seine Bilder, denn sein Dienst und

¹ Vgl. Granvell's Briefe an Philipp in der Corresp. de Philippe II. tom. 1, 518. 534. 560. 594. 599 und 2, LI. Vgl. ferner Archives 6, 411 und Archives, Supplément 43. In Bezug auf Egmont vgl. auch Granvell's Brief in Corresp. de Philippe II. tom. 1, CLXXIV.

seine Ehre liegen mir mehr am Herzen, als alle Dinge dieser Welt.¹

Philipp war unglücklich in der Wahl des Feldherrn, der den Frevel sühnen sollte. Herzog Alba war unter den Waffen aufgewachsen und nur mit Kriegsgetümmel und Schlachtenruf bekannt². Unerbittlich gegen Freund und Feind und stumm gegen jede Stimme der Natur, sobald sein Herr und König ihm gebot, drang er an der Spitze seiner besten Soldaten, mit denen er so manche Schlachten ausgefochten und noch keine einzige verloren hatte, in die Niederlande ein. Schrecken ging vor ihm her. Durch Blutvergießen glaubte er Ordnung und Ruhe wieder herstellen zu können.

Das Schaudergemälde, welches Schiller von Alba und seinem Regimente entworfen, entspricht der unparteiischen Geschichte nicht, aber ebenso wenig entspricht ihr die in neuerer Zeit³ im Gegensatz gegen die frühere Auffassung auf die Spitze getriebene Vertheidigung des Herzogs. Mag man auch dem Charakter Alba's den schönen Zug der Aufopferungsfähigkeit für seinen Herrn und Gebieter gern beilegen, bereitwillig zugeben, daß die unter seinem Regiment in den Niederlanden verübten Grausamkeiten vielfach nur Repressalien waren, daß seine Feinde noch größere begingen; mag man endlich aus dem von den Geschichtschreibern entworfenen Nachtbilde jene Züge streichen, die Haß und Parteilichkeit gezeichnet haben: Alba's Militär-

¹ Corresp. de Philippe II. tom. 1, 489.

² Schon Zeitgenossen wendeten auf ihn die Worte des Dichters an:
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
— — — nihil non arrogat armis.

³ Besonders in H. Leo's *Niederländ. Geschichte.*

despotismus an und für sich läßt sich nicht billigen, nicht als für jene Lande zeit- und zweckgemäß bezeichnen. Alba hatte Heere besiegen lernen, Völker zu regieren verstand er nicht, weshalb auch die katholische Universität zu Löwen beim Könige auf seine Abberufung drang.

Als Alba, nachdem er seine Feinde besiegt und verjagt hatte, triumphirend seinen Einzug in Brüssel hielt, lag das Schicksal der Niederlande in seiner Hand, und es hing jetzt von den Maßnahmen seiner Politik ab, wie sich dort die Verhältnisse gestalten sollten. Da zeigte es sich, daß weder er noch Philipp Mäßigung kannten. Trotz der Abmahnungen Granvell's und der Protestationen des eben so rechtlichen als treuen Viglius, wurden neue erdrückende, in Natur und Form ungerechte Steuern auferlegt, um nach machiavellistischen Grundsätzen die gewonnene Herrschaft zu sichern. Philipp griff durch diese Steuern, die den Staat reich machen sollten, während sie den Bürger verarmten, in die beschworene Verfassung, in das geheiligte Eigenthumsrecht seiner Unterthanen ein, wurde gewissermaßen selbst Revolutionär. Er machte sich aber eben dadurch auch die Katholiken des Landes zu Gegnern, und hatte seitdem mit der ganzen Bevölkerung zu kämpfen. Die früheren Aufstände waren, wie Granvell schrieb: „von denjenigen ausgegangen, die weder Frieden noch Gerechtigkeit liebten, dem Volke Freiheit vorspiegelten und Jene verblendeten, die nicht weiter blickten. Anders wurde es jetzt. Es ist nicht der Wille, die Religion zu ändern oder sich wider den König aufzulehnen, was den Flamländern nochmals die Waffen in die Hände gab, sondern die arge Behandlung, welche sie erlitten“¹.

¹ Vgl. Janßen 425.

Hiermit beginnt die zweite Periode der niederländischen Revolution.

Schiller hatte sein Werk Anfangs auf sechs Bände berechnet, ließ aber seinen Plan fallen und bearbeitete nur noch für die Thalia des Jahres 1789 den Proceß Egmont's und gab ‚in Geschwindigkeit‘ im Jahr 1795 in den Horen die berühmte Belagerung Antwerpens durch den Prinzen von Parma heraus. ‚Erst an dieser Arbeit,‘ schrieb er über die Belagerung Antwerpens am 19. März 1795 an Goethe, ‚sehe ich, wie anstrengend meine vorige¹ gewesen; denn ohne mich gerade zu vernachlässigen, kommt sie mir wie ein Spiel vor, und nur die Menge elenden Zeugs, die ich nachlesen muß und die mein Gedächtniß anstrengt, erinnert mich, daß ich arbeite. Freilich gibt sie mir auch nur einen magern Genuß; ich hoffe aber, es geht mir wie den Köchen, die selbst wenig Appetit haben, aber ihn bei Andern erregen.‘²

Daß er die niederländische Geschichte, ungeachtet der Aufforderungen seines Vaters sie fortzusetzen, nicht weiter ausführte, lag in der, ganzen Art seiner rhapsodischen Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte begründet, und erklärt sich zugleich aus den verschiedenartigen Arbeiten, die er bald nach Vollendung des ersten Theils seines Werkes für seine Jenaer Professur unternehmen mußte. Eine Rudolstädter Localsage berichtet, daß der dortige Arzt Konradi dem Dichter bei einem Unwohlsein prophezeit

¹ Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen.

² Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 1, 57.

habe: ‚er werde sterben, wenn er das Werk über die Niederlande zu Ende gebracht‘. Schiller habe, erzählt man, diese Worte sehr aufmerksam angehört und später nie sich überwinden können, das Buch zu vollenden ¹.

¹ Eberwein, Schiller's Liebe und Verhältniß in Rudolstadt 77. Vgl. Scherr, Schiller und seine Zeit 3, 128 und 189.

II. Schiller als Professor in Jena. Herausgabe der Memoiren und Geschichte des dreißigjährigen Krieges 1789—1792.

Schiller war überzeugt, daß ‚die Historie mehr ihm, als er der Historie nützen werde‘. Dieser Nutzen bestand nicht bloß in dem Stoff, den er durch ihr Studium für seine Poesien erhielt, in der Bereicherung seines Geistes mit Ideen und in der Uebung des historischen Blickes, wie er sie für seine späteren dichterischen Meisterwerke, insbesondere für die Jungfrau von Orleans und den Wallenstein nothwendig brauchte, sondern auch in der Förderung seiner materiellen Subsistenz und seiner Versorgung, die er selbst als das Ziel seiner historischen Schriftstellerei bezeichnete. Hatte er aus materiellen Bedürfnissen diese Schriftstellerei ergriffen, so arbeitete er auf diesem Gebiete noch einige Jahre weiter, weil er immer noch dieselben Bedürfnisse zu befriedigen hatte, und weil die Professur, die er auf Grund seines Werkes über die niederländische Revolution erhielt, eine Zeit lang Geschichtsstudien erforderte, deren Resultate er dann dem Drucke übergab.

Bevor wir aber in eine Besprechung dieser neuen Arbeiten eingehen, heben wir, unserm Plane nach, zunächst wieder aus seinen Briefen eine Reihe von Stellen hervor, die uns mit seinen damaligen inneren und äußeren Zustän-

den, seiner Beschäftigung mit historischen Schriften und dem Charakter seiner schriftstellerischen Thätigkeit bekannt machen.

Nachdem die ersten Fragmente der niederländischen Rebellion im Januar 1788 im Deutschen Merkur erschienen waren und Wieland, aus dieser Probe von dem inneren Beruf des Verfassers, sich dieser Art, die interessanten Theile der Geschichte zu bearbeiten, vorzüglich zu widmen¹, viel Gutes, augurirte¹, wurde das ganze Werk, so weit es vorliegt, in der Herbstmesse desselben Jahres ausgegeben. Bald darauf, am 15. December 1788, schrieb Schiller an Körner: ,Du wirst in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena geworden bin. Vor einer Stunde schiekt mir Goethe das Rescript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier übertölpelt. Meine Idee war es fast immer, aber ich wollte wenigstens ein oder einige Jahre zu meiner besseren Vorbereitung noch verstreichen lassen. Eichhorn's Abgang aber macht es gewissermaßen dringend, und auch für meinen Vortheil dringend. Voigt sondirte mich, an demselben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der jußt in Gotha war mit Goethe; dort wurde es gleich von ihnen eingeleitet und bei ihrer Zurückkunft kam's als eine öffentliche Sache an die Regierung.'

Übertölpelt worden war Schiller durch seine Braut, Charlotte von Lengefeld, die durch die Frau von Stein bei Goethe die Idee einer Berufung Schiller's nach Jena in Anregung gebracht hatte. ,Ein Herr Friedrich Schiller' —

¹ Vgl. Wieland's Anmerkung im Deutschen Merkur, Jahrg. 1788, S. 4.

so lautet ein Conseilbericht Goethe's — ‚welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu etabliren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu beachten sein, als man ihn gratis haben könnte.‘ Man hat diesen Bericht oft genug zu gehässigen Anklagen gegen Goethe benutzt, der ‚Schiller aus Weimar habe los sein wollen‘, und wohl gar seinen fürstlichen Freund Carl August ‚in seiner Kargheit für den auftauchenden Rivalen bestärkt habe‘¹. Aber diese Anklagen sind unbegründet. Goethe war thätig für Schiller, weil er glaubte, daß ein fester Lebensberuf für diesen erspriesslich sei. Wenn er in seinem Berichte nur auf den Abfall der Niederlande und nicht auf die Jugenddichtungen Schiller's Rücksicht nahm, so kann man darin keine absichtliche Kränkung, sondern lediglich eine vorsichtige Handlungsweise erkennen, da der Dichter der ‚Räuber‘ und des ‚Don Carlos‘ sich zu keiner Professur vorschlagen, und bei den vier Höfen von Gotha, Koburg, Hildburghausen und Meiningen, die ihre Zustimmung zu der Berufung zu geben hatten, sich nicht besonders empfehlen ließ. Schiller's Jugendwerke hatten in den höher gebildeten Kreisen keinen allgemeinen Anklang gefunden, und sogar Herder hatte, als der Dichter nach Weimar kam, noch keines derselben, nicht einmal den Don Carlos, gelesen. Auch die Besoldungsfrage fällt nicht im Geringsten Goethe zur Last, sondern charakterisirt nur das

¹ Vgl. A. Boden: Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands in seinen kirchlichen, politischen, literarischen und Rechtszuständen (Frankfurt 1856) S. 630—638, wo des Genauern über Schiller's Berufung nach Jena die Rede, und gegen A. Stahl, Gervinus und den scandallüchtigen Behse gezeigt wird, daß auf Goethe dabei nicht der geringste Tadel fällt.

damalige deutsche Kleinfürstenthum, dessen Misère nicht bloß in politischer Beziehung alle deutschen Verhältnisse niederdrückte. Kurz vor Schiller's Anstellung hatte man bei den fünf Potentaten von Weimar, Gotha, Koburg, Hildburghausen und Meiningen, die als Mäcenate der Jenaer Universität dastanden¹, ‚Himmel und Erde bewegen und herausbetteln‘ müssen, daß dem Professor Reinhold ein jährlicher Gehalt von 200 Thalern ausgeworfen wurde¹, und Schiller's Berufung war nur zu ermöglichen, wenn er die Stelle ‚gratis‘ annahm. Darum hebt auch das Rescript der Weimar'schen Regierung, welches bei den übrigen Höfen die Anstellung des Dichters beantragte, ausdrücklich hervor: ‚Das Subject, welches bei Denenelben wir abermahlen in Vorschlag zu bringen Uns die Ehre geben, der bereits ziemlich bekannte Schriftsteller Friedrich Schiller... will diese Lehrstelle ohne alle Besoldung und Emolumente bekleiden, sich hauptsächlich auf die Geschichtskunde legen und sich darinnen ausbilden.‘²

Eine ‚Bettelei‘, wie bei Reinhold, schreibt Schiller an Körner am 25. December 1788, würde mich mehr ‚erniedrigen, als 200 Thaler mir im Grunde geholfen hätten‘. Der Dichter übernahm die Professur auch ohne Gehalt, um ‚in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten‘. ‚Von nun an,‘ heißt es in einem seiner Briefe an Zumsteg, ‚streich mich aus der Liste der literarischen Vagabunden aus! Oder hast du mir lieber den etwas ehrenvolleren Titel eines Privatgelehrten beigelegt, so ändere auch diesen, denn ich denke nun bald

¹ Vgl. Schiller's Brief an Körner vom 25. December 1788.

² Abgedruckt bei Palleske, Schiller's Leben und Werke 2, 416 bis 417.

im Staats- und Adreßkalender als etwas Oeffentliches zu prangen.¹

Wie Körner früher mit Schiller's ‚Abfall zur Geschichte‘ unzufrieden gewesen, so sprach er auch jetzt diesem wegen Uebernahme der Professur seine freundschaftlichen Bedenken aus, weil er daraus Nachtheil für seine poetischen Arbeiten befürchtete. Schiller aber suchte ihn zu beruhigen. ‚Ueber mein Professorwerden,‘ schreibt er ihm am 5. Januar 1789, ‚sollst du, wie ich hoffe, schon noch mit mir einig werden. Das Reelle an der Sache ist: daß ich ein, zwei Jahre dadurch hineingeheßt werde, die Geschichte zu studiren und sogleich in akademischem Vortrag zu verarbeiten. Es liegt mir Alles daran, binnen zwei Jahren zu einer Besoldung zu gelangen, die mich ganz in Ansehung meiner Subsistenz sichert und einen gründlichen Fonds zur Tilgung meiner Schulden gibt. Diese letzteren verbittern mir das Leben, und bei dieser Seelenlage ist es ganz und gar um schriftstellerische Thätigkeit gethan. Ich schmachte nach Ruhe, nach Freiheit, und nur der jetzige Schritt konnte mich dazu führen. Du weißt nicht, wie Professoren von Namen jetzt gesucht werden und meistens mit sehr ansehnlichen Bedingungen. Mir kann es in einigen Jahren schlechterdings nicht fehlen, und dann erst fange ich an, zu sein. Meine jetzige Lage verzehrte mein ganzes Wesen und ich hätte sie nicht länger ertragen.‘ Gleichwohl aber fühlte er, daß das, ‚was ihn jetzt beschäftigen sollte, vielleicht Jahre lang beschäftigen müsse, von dem Lichtpunkte seiner Fähigkeit und Neigungen so himmelweit entlegen sei.‘ Er nannte deshalb die Uebernahme der Professur ‚eine heroische Resignation auf alle Freuden in den nächsten drei Jahren.‘ ‚Also die schönen

¹ Schiller als Jüngling (Stendal 1806) S. 124.

paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte,' heißt es in einem Briefe vom 28. December 1788 an seine Braut, ‚sind dahin; mein schöner künftiger Sommer ist auch fort; und dieß Alles soll mir ein heilloses Katheder ersetzen.' Am 2. Januar 1789 schreibt er an dieselbe: ‚Wenn ich nicht alle Freuden der Zukunft im Prospect zu Hilfe nähme, so würde die Gegenwart mir das Leben verleiden.'

Ueber seine vorbereitenden Studien für die Collegien spricht er sich wiederholt in seinen Briefen aus. An Körner am 15. December 1788: ‚Ich bin in dem schrecklichsten Drange, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Goethe sagt mir zwar: docendo discitur, aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist.' Aber er tröstet sich bald. Am 25. December: ‚Es müßte doch lächerlich sein, wenn ich in jeder Woche nicht soviel zusammenlesen und zusammendenken könnte, um es einige Stunden lang auf eine gefällige Art ausstramen zu können . . .'. Am 28. December an seine Braut: ‚Ich werde mir in dieser neuen Lage selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor. Indessen denke ich hier, wie Sancho Panza, über meine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie eine Daus.' Am 4. December an Caroline von Beulwitz: ‚Ich bin dieser Tage zufällig an Montesquieu's *Considérations sur la grandeur et décadence des Romains* gerathen; eine Lectüre, die ich Ihnen darum vorschlagen möchte, weil sie nach Gibbon Interesse für Sie haben wird. Die Gegenstände, wovon Montesquieu handelt, sind Ihnen durch Gibbon,

Plutarch u. s. f. geläufig. Es ist immer schön zu sehen, wie verschiedene Geister denselben Stoff formen. Montesquieu's Manier ist, die Resultate vieler Lectüre und eines philosophischen Denkens in kurze geistreiche Reflexionen voll Gehalt zusammenzudrängen, immer aber mit Hinsicht auf gewisse, allgemeine Principien, die er bei sich festgesetzt hat, und die ihm zu Grundsäulen seines Systems dienen. Er ist daher recht dazu gemacht, um studirt zu werden. Da seine Gegenstände die wichtigsten und die eines denkenden Menschen am würdigsten sind (denn was ist dem Menschen wichtiger, als die glücklichste Verfassung der Gesellschaft, in der alle unsere Kräfte zum Treiben gebracht werden sollen?), deßhalb gehört er mit Recht unter die kostbarsten Schätze des Geistes. Ich freue mich auf die Muße, um seinen Esprit des lois mir recht in den Kopf zu prägen.¹ Am 26. Januar 1789 an dieselbe: „Ich habe in dieser Zeit die Histoire de mon temps¹, zwei Bände, gelesen. So glaubwürdig und zuverlässig diese Quelle ist, so muß ich dennoch gestehen, daß ihr noch manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die Voltairische Manier zu beschreiben und mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzuglitschen, ist nicht die nachahmungswürdigste im historischen Stil. Im Ganzen ist die Ansicht doch nur individuell, freilich in einem großen Kopfe, und in einem Kopfe, der sehr wohl unterrichtet ist, aber die Capricen, die den großen Friedrich in seinem handelnden Leben regiert haben, haben auch seine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er seine Maria Theresia spielen läßt, ist fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. . . . Dieß ist aber auch das einzige stärkende Buch, das ich unterdessen gelesen habe. Ich

¹ Von König Friedrich II. von Preußen.

bin dazu verdammt, mich durch die geschmacklofesten Pedanten durchzuschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse.'

Unter die Bücher, welche ihn am meisten beschäftigten, gehörten, nach einem Briefe an Körner vom 1. Januar 1789, zunächst Schmidt's Geschichte der Deutschen und Pütter's Grundriß der deutschen Staatsverfassung. Am 26. März schrieb er an denselben: 'Jetzt lese ich, wie du dir leicht einbilden wirst, historische Schriften. Um doch einen Führer zu haben, der mich auf eine nicht gar zu ermüdende Art durch die Universalhistorie leitet, habe ich mir die Universalhistorie des Millot angeschafft. Die Beck'sche, die ich auch habe, ist gar zu beschwerlich eingerichtet, der Noten wegen, die den Text weit übersteigen — eine Methode, die mir äußerst zuwider ist und auch wenig Geschmack verräth. Zur Berichtigung des Franzosen ist sie mir übrigens brauchbar. Die Schröckh'sche Weltgeschichte erwarte ich auch noch von Leipzig; aus diesen dreien denke ich in Verbindung mit Robertson, Gibbon, Bossuet und Schmidt schon eine interessante eigene — für das erste Mal — herauszuheben. Aber schon von diesem Sommer an werde ich mich mit den besten Quellen selbst bekannt machen. In Spittler's Abriß der Kirchengeschichte, mit dem ich eben beschäftigt bin, finde ich Vieles, das mich reizt und auf künftige Untersuchungen leitet' . . . 'Deinen Rollin möchte ich gern diesen Sommer durchlesen, und einiges in deinem sogenannten Hißmann ist für mein publicum vielleicht auch zu brauchen, weil es einige sinnreiche Hypothesen enthält, die sich mitnehmen lassen, um hie und da eine trockene Materie aufzuheitern.'

Ueber die ersten Collegien, welche er zu lesen beabsichtigte, meldete er am 10. März: 'Weil ich gern diesen

Sommer so wenig als möglich überhäuft werden wollte, und doch eilen mußte, mich in den Besitz der Universalhistorie zu setzen, die als eine res derelicta sonst von meinem Colleggen Heinrich hätte weggefangen werden können, so habe ich eine Einleitung in die Weltgeschichte als publicum angeschlagen und bloß zur Form noch meine niederländische Rebellion als privatum, das ich aber nicht zu halten gedenke.' Am 26. März: ‚Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten und Geschichte des Handels mit der politischen in Eins zusammengefaßt werden, und dieß erst kann Universalhistorie sein. Mein Plan ist es, diesen Weg zu gehen und zwar so früh als möglich dazu Hand an's Werk zu legen.' Am 16. April: ‚In drei Wochen spätestens bin ich in Jena; in vier Wochen habe ich schon gelesen. Worüber ich aber lesen werde, weiß ich noch nicht einmal. Ich habe eine Einleitung in die Universalhistorie angekündigt, aus der sich gar Vielerlei machen läßt. Ohne Zweifel wird es eine Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, oder doch etwas Aehnliches . . . Ich bekümmere mich diesen Sommer um keinen Plan; das Hauptsächlichste ist, jede Vorlesung interessant und nützlich zu machen. Bei unserer Zusammenkunft hoffe ich dir schon mit Zuverlässigkeit sagen zu können, ob mir diese Carriere zusteht und ob ich meinen Zweck dadurch erreiche. Die Akademie hat gegen 900 Studenten; wenn ich von diesen nur den fünften Theil bekomme und von diesem nur die Hälfte mich bezahlt, so erhalte ich von meinen Colleggen jährlich eine Einnahme von 100 Louisd'or. Einen Nebenbuhler habe ich nicht zu fürchten, und das Fach, worüber ich lese, ist für Alle. Das sind meine Hoffnungen.' Am 17. April klagte er seiner Braut: ‚Ueber dem verwünschten

Geisterseher habe ich noch gar nicht darauf denken können, was ich meinen Herren Studenten in den ersten Collegien vorsetzen werde; nun muß ich mich über Hals und Kopf beeilen, daß ich auch für meinen Beruf (Gott verzeih' mir's) Zeit übrig behalte.' Aber Körner sprach ihm Muth ein: 'Sei nicht zu ängstlich in der Vorbereitung. Etwas Charlatanerie würde dir gut zu statten kommen, wenigstens um die Lücken zu verkleistern, die du jetzt nur mit vielem Aufwand von Zeit und Mühe ausfüllen kannst.'

Schiller's erste Vorlesung fand am 26. Mai 1789 vor einem Auditorium von fast 500 Studenten statt. Am 11. Juni schrieb er an seine Braut: 'Bis jetzt hat mein Vortrag durch seinen Glanz und seine Neuheit geblendet, in der Folge aber muß ich ihm doch mehr allgemeine Faßlichkeit zu geben suchen, wenn ich meine Leute festhalten will.' Am 20. September: 'Ich eile jetzt ganz gewaltig und meine Studenten freuen sich ordentlich, wie es schnell geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück.' Am 28. September an Körner: 'Kommenden Winter lese ich die Woche fünf Stunden Universalgeschichte von der fränkischen Monarchie an bis auf Friedrich II., und eine Stunde publice Geschichte der Römer, so daß ich von Ostern 1789 bis Ostern 1790 den ganzen Cursus der Universalgeschichte durchgemacht haben muß. Wie? Das ist eine andere Frage. Sehr begierig bin ich nun, wie mein privatum ausfallen, und ob etwas Geld dabei zu holen sein wird. Aber daß mir diese Nothwendigkeit, Facta einzustudiren, äußerst wohlthut, fühle ich schon jetzt — und in wenigen Jahren wird diese Anfüllung mit Materialien in meinen schriftstellerischen Arbeiten merklich gefühlt werden.' 'Hast du Voyage d'Anacharsis gelesen? . .

Diese Form wäre vortreflich, wenn sie durch ein Genie ausgeführt worden wäre. Das aber scheint nicht der Fall zu sein . . . Ein Künstlergenie würde die ganze griechische Geschichte ungezwungen in die Reife selbst zu verflechten gewußt haben . . . Dann scheint mir auch keine strenge Wahl des Interessanten darin stattgehabt zu haben . . . 'Ich habe den Livius mit hierher genommen, den ich jetzt zum allerersten Male lese, und der mir überaus viel Vergnügen gibt. Warum habe ich nicht Griechisch genug gelernt, um den Xenophon und Thucydides zu lesen? Mein eigener Stil ist noch nicht historisch und überhaupt noch nicht einfach, und nach den Neueren möchte ich ihn doch nicht gern bilden; am wenigsten nach Gibbon, dem so hoch Gepriesenen.'

Die Lehrthätigkeit des Dichters ¹ wurde unangenehm unterbrochen durch den Professor Heinrich, der dem neuen Collegen zur Kenntniß brachte, daß er kein Professor der Geschichte sei. Am 10. November 1789 schrieb Schiller an seine Braut und deren Schwester: 'Ich bin (das ist wahr, aber ich hab' es jetzt erst erfahren), ich bin nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen, aber das Lächerliche ist, daß die Geschichte nur ein Theil aus der Philosophie ist, und daß ich also, wenn ich das eine bin, das andere nothwendig sein muß!' Darum fand er es in einem Briefe an Körner von demselben Datum 'erbärmlich', daß Heinrich gegen seine Benennung 'Professor der Geschichte' protestirt habe.

¹ Vgl. das Verzeichniß der Vorlesungen Schiller's bei Tomaschek 65 Anm. 81. Vgl. ferner Scenen und Charakterzüge aus Schiller's späterem Leben (Stendal bei Franzen und Grosse 1805) 133.

In Kurzem fühlte er sich in Jena nicht mehr behaglich, und wünschte eine Beschäftigung, in der er ‚nicht mit rohen Studenten zu thun hätte‘. ‚Meine einzige Hoffnung ist,‘ heißt es in dem Briefe an seine Braut und deren Schwester vom 10. November, ‚auf den Coadjutor¹ gesetzt. Versichert er mich bestimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will, so lege ich bei dem nächsten Anlaß meine Jenaische Professur nieder. Ich will aber auch im Preussischen etwas anzuspinnen suchen, und könnte ich nur Wien mit Euch gut vereinigen, so wäre mir's nicht leid, in einem halben Jahr es durchzusetzen, daß ich dort wäre.‘ Am 23. November an Körner: ‚Was du mir von meiner Situation in Jena schreibst, daß ich hier gar nicht an meiner Stelle bin, — das fühle ich leider lebhaft genug.‘ ‚Ich gestehe, daß aller Eifer mich verlassen hat, und daß es mich reut, so viel ich Haare auf dem Kopf habe, nicht dieses und das folgende Jahr meine Unabhängigkeit behalten zu haben.‘ ‚Es wird mir eben nicht wohl werden, bis ich wieder Verse machen kann.‘ Er dachte an seine Verheirathung, wollte sich aber vorher, ‚von welchem Hofe es wolle, einen Charakter geben lassen‘, und schrieb dann am 13. Januar 1790 an Körner: ‚Du wirst künftighin an Herrn Hofrath S. schreiben; ich bin seit einigen Tagen um eine Silbe gewachsen — wegen meiner vorzüglichen Gelehrsamkeit und schriftstellerischen Ruhms beehrt mich der Meininger Hof mit dem Diplom.‘ Darauf wurde, meldet er, am 1. März ‚die Trauung in einer Dorfkirche bei Jena, bei verschlossenen Thüren, von einem kantischen Theologen verrichtet; ein sehr kurzweiliger Auftritt für mich.‘

Zur Förderung seiner ökonomischen Schriftstellerei schlug

¹ Von Dalberg.

Körner dem Dichter die Bearbeitung historischer Romane vor. ‚Mir fällt ein,‘ schrieb Körner am 2. November 1788, ‚ob eine gewisse Art historischer Romane, wie Walter von Montberry, Hermann von Unna u. s. w., die bei Weygand herauskommen, keine Arbeit für dich wäre, um in Nebenstunden ohne Arbeit Geld zu verdienen... Dir könnte es nicht viel Mühe machen, in der Manier des Geistersehers solche Romane zu schreiben.‘ Aber Schiller ging auf diesen Plan nicht ein, sondern begann kurz vor der Uebernahme der Professur die Herausgabe historischer Memoiren, um den weiteren Kreisen des gebildeten Publikums Geschmack für Geschichte beizubringen. In jedem Bande wollte er ‚eine angenehme Mannigfaltigkeit liefern, und jeder sollte von einem Discours historique in einem philosophischen Gesichtspunkt und lebhaften Stil begleitet sein‘. ‚Dieß Unternehmen sichert mir bei dieser neuen Carriere meine Existenz hinlänglich, ohne mir viel Zeit wegzunehmen‘. Vor Allem sollte bei der Herausgabe ‚auf eine reine und fließende Sprache gesehen‘ und ‚die wörtliche Treue der Gefälligkeit des Stils nachgesetzt werden‘, auch wünscht er zuweilen ‚eine kleine Nachhülfe, wenn der Text ermattet‘¹. Der Verleger Mauke in Jena zahlte per Bogen ein Carolin Honorar. ‚Für meine Sammlung von Memoires,‘ schrieb Schiller am 13. Mai 1789 an Körner, ‚habe ich an dem geheimen Archivar Heß in Gotha eine gute Acquisition erhalten. Er wird Mitarbeiter sein und vielleicht gleich mit Joinville anfangen. Ich bezahle ihm fünf Thaler, daß ich doch immer an fünfundzwanzig Bogen gegen vierzig Thaler hiesiges Geld Profit habe.‘ Am 23. November: ‚Unter dessen, hoffe ich, sollen sich meine Memoires gut halten, die

¹ Schiller's Briefwechsel mit Körner 1, 391 und 2, 61.

mir nicht so viel Mühe kosten. Maufe will mir acht Bände des Jahres drucken, wenn ich sie ihm schaffe; und wenn ich mehr Gehülfsen finde, die mit dem halben Honorar zufrieden sind, so komme ich recht leicht zu sechshundert Thalern.' Beiläufig bemerken wir, daß auch in späteren Jahren, als seine Existenz gesichert war, der große Dichter, den wir uns gewöhnlich nur in idealen Höhen träumen, einen tüchtigen Fonds von Realismus beibehielt und selbst für den Gang der Börse sich aufmerksam zeigte¹.

Zu der Sammlung von Memoiren wurde der Dichter veranlaßt durch die Collection universelle des Mémoires particuliers, relatifs à l'histoire de France, welche schon seit mehreren Jahren in London herauskam. Aber er wollte, gemäß seinem Vorbericht zum ersten Band der ersten Abtheilung, den Plan des französischen Werkes erweitern, und auf alle Schriften dieser Gattung, welche Geschichte sie auch betrafen und in welcher Sprache sie auch abgefaßt sein möchten, ausdehnen. Die Sammlung sollte in zwei Abtheilungen, deren erstere sich mit dem Mittelalter, letztere mit der neuern Zeit befaße, ausgegeben werden, und von jeder Abtheilung sollten in jedem Jahre, so lange für die ältere Periode noch Stoff vorhanden wäre, drei Bände erscheinen. Im Ganzen erschienen bis zum Jahre 1806 dreiunddreißig Bände, aber Schiller sagte sich schon früh von dem Unternehmen los und überließ die Arbeit andern Gelehrten, wie Woltmann, Paulus u. s. w., welche unter seinem Namen die Sammlung fortsetzten. Einzelnen Memoiren fügte der Dichter universalhistorische Uebersichten bei, die später in seine Werke aufgenommen sind. So schrieb er für den

¹ Vgl. in 'Charlotte von Schiller und ihre Freunde' (Stuttgart 1860) Schiller's Brief vom 16. März 1801.

ersten Band der ersten Abtheilung die Aufsätze: ‚Ueber Völkerverwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter‘, und eine ‚Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges‘, und für den dritten Band eine ‚Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich’s I.¹‘

Während sich Schiller mit der Herausgabe der Memoiren beschäftigte, ließ er gleichzeitig im Deutschen Merkur und in der Thalia einen Theil seiner Vorlesungen abdrucken, und wurde von dem Buchhändler Göschen in Leipzig gewonnen, für den Damenkalender eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges abzufassen.

Göschen kündigte in der Beilage zum zehnten Heft der Thalia den ‚Historischen Kalender für Damen, 1791‘ mit folgenden Worten an: ‚Der Beifall, mit dem der historische Kalender für Damen von Herrn von Archenholz und Herrn Hofrath Wieland aufgenommen worden, hat mich ermuntert, keine Kosten und keine Mühe zu sparen, denselben auch für das Jahr 1791 so anziehend als möglich zu machen. Ich bleibe meiner Idee getreu, einen Kalender zu liefern, welcher durch Geschichte unterrichten und vergnügen, und etwas mehr als eine bloße Tändelei sein soll. Dem zu Folge habe ich ein Sujet gewählt, welches das merkwürdigste in der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes ist, welches jede Provinz, jede Stadt interessirt, wovon man beinahe in jedem Dorfe spricht oder sprechen hört: die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, dem Deutschland seine Ruhe, sein Glück und die Sicherheit seiner Staaten zu verdanken hat! Da wir noch keine gutgeschriebene Geschichte

¹ Wir kommen auf diese und andere Aufsätze später zurück.

dieses so merkwürdigen als reichhaltigen Gegenstandes haben, und da Herr Hofrath Schiller die Bearbeitung desselben übernommen hat, so hoffe ich mir einen allgemeinen Beifall schon im Voraus versprechen zu können.'

Kurz nach seiner Verheirathung, am 18. Juni 1790, schrieb Schiller an Körner: ‚Der dreißigjährige Krieg, den ich in Götschen's Kalender mache und der in den ersten Wochen des August fertig sein muß, nimmt mir jetzt alle Stunden ein und ich kann kaum zu Athem kommen . . . Ich wundere mich selbst über den Muth, den ich bei diesen drückenden Arbeiten beibehalte.‘ Körner antwortet am 29. Juni: ‚Es ärgert mich, daß du so zu Stocke und zu Pflocke arbeiten mußt. Laß dich nicht wieder auf so eine Kalenderspeculation ein; das ist gut für Archenholz und seines Gleichen. Du wirst immer mehr Zeit und Kräfte auf ein solches Produkt wenden, als es verdient. Deine Memoires könnten dir gewiß alle anderen Finanzspeculationen entbehrlich machen, wenn du sie recht nüttest; aber sie müßten schneller herauskommen. Du müßtest mehr Mitarbeiter haben, müßtest die Sache fabrikmäßiger behandeln.‘

Am 12. September meldet der Dichter: ‚Endlich (!) bin ich mit der beschwerlichen Arbeit des dreißigjährigen Krieges zu Ende, aber nicht weiter gekommen, als bis zur Breitenfelder Schlacht. Beschlossen wird er im künftigen Jahr. Du kannst dir denken, wie herzlich froh ich bin. Diese Messe wird ziemlich reich von mir beschickt, ohne gerade viel Gescheidtes. Es erscheinen zwei Hefte Thalia, wovon eines schon gedruckt ist, ein Band Memoires, worin der erste Kreuzzug, und dann der Kalender.‘ Am 18. October: ‚Sehr angenehm war mir's, zu hören, daß meine Geschichte des dreißigjährigen Krieges nicht unter deiner Erwartung

geblieben ist. Es galt bei dieser Arbeit mehr, meinen guten Namen nicht zu verschmerzen, als ihn zu vermehren, und bei der Kürze der Zeit, bei der Ungelehrigkeit des Stoffes war diese Aufgabe wirklich schwer. Du erinnerst dich, daß ich öfter eine Probe mit mir anstellen wollte, was ich in einer gegebenen kurzen Zeit zu leisten vermöge, da ich sonst immer zu langsam arbeite. Eine solche Probe ist der dreißigjährige Krieg, und ich wundere mich nun selbst darüber, wie leidlich sie ausgefallen ist. Die Eifertigkeit selbst war vielleicht vortheilhaft für den historischen Stil, den ich hier wirklich weniger fehlerhaft finde, als in der niederländischen Geschichte. Der Himmel gebe nur, daß Götschen Ursache habe, zufrieden zu sein, da er gegen 6000 Exemplare absetzen muß, um die Unkosten bezahlt zu haben.¹

Götschen hatte wirklich alle Ursache zufrieden zu sein, denn der Damenkalender fand die günstigste Aufnahme und die weiteste Verbreitung. Schiller's Lehrer Coesbruch verwunderte sich gewiß mit Recht darüber, „daß dieser gräßliche dreißigjährige Krieg für Damen sollte geschrieben sein“², aber die Vorliebe der Leserinnen für das Buch erklärt sich daraus, daß Schiller, nach den Worten Friedrich's von Raumer: „diese furchtbare, schreckliche, zerstörende, sittenlose, beweunungswürdige Zeit, welche eher den Ernst eines Tacitus verlangt hätte, trotz allem einzelnen scharfen Tadel, doch in eine Art von Prachtaufsatz und Schaugericht

¹ Schon im Herbst 1790 wurde der historische Kalender für Damen auf das Jahr 1791 von Friedrich v. Schiller, worin der erste Theil des dreißigjährigen Krieges enthalten, ausgegeben. Vgl. Schiller's Beziehungen zu seinen Eltern, Geschwistern u. s. w. (Stuttgart 1859) S. 85, 223.

² Schiller's Beziehungen zu seinen Eltern 86.

verwandelte¹. Bei den Geschichtskundigen war die Aufnahme des Buches weniger günstig. Der tüchtige Historiker Galletti machte im Jahre 1791 in der Vorrede seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges speciell darauf aufmerksam, daß Schiller nur ‚eigentlich für Damen‘ schreibe². Freilich spendete Johannes von Müller dem Werke des Dichters ein reiches Lob, aber Müller lobte, um jüngere Talente anzuregen, immerfort in den überschwänglichsten Ausdrücken³. ‚Je n'ai pas l'esprit désapprobateur,‘ schrieb Müller am 20. April 1800 an Woltmann, ‚und gewöhnlich begnüge ich mich, unbekannte Facta oder neue Gedanken aufzufassen, alles Uebrige ist mir wie nicht geschrieben.‘⁴ Er appellirte in seinem Lob über Schiller's Werk⁵ an ‚Damen von einigem patriotischen Gefühl‘, und meint, der Dichter habe ‚sein herrliches Werk ebenso wohl einem Kalender für die Nation, als einem Damenkalender einverleiben können‘. Dem Dichter, der nach seinen Selbstbekenntnissen in den Briefen binnen wenigen Monaten seine Geschichtswerke schrieb, muß es einen eigenthümlichen Eindruck gemacht haben, in den Recensionen dieser Bücher

¹ Brief an Tieck vom 18. Februar 1818, in den Lebens-erinnerungen und Briefen von Friedrich v. Raumer (Leipzig 1861), Bd. 2, 88. Vgl. Schiller's zwei Apostrophen an die ‚Mitbürgerinnen‘ bei Hoffmeister, Nachlese 4, 471. 473.

² Galletti in der Fortsetzung der Allgemeinen Welthistorie (Halle 1791), Theil 57, III. Galletti ist von Neuern mehr benutzt, als citirt worden.

³ zum Beispiel Woltmann. Er prophezeite von diesem, er würde in der Geschichtschreibung ‚nicht weniger unser Gesetzgeber als Muster werden‘. Johann v. Müller an K. L. v. Woltmann (Berlin 1810), Anhang XLIII.

⁴ Johann von Müller XLII, vgl. LXX und 86 ff.

⁵ in der Allgemeinen Literaturzeitung von 1793.

den Rath ausgesprochen zu finden, daß er ‚schneller arbeiten möge, als er wahrscheinlich wirklich thue‘¹.

Die Studien für den zweiten Theil des Krieges begann Schiller nach einer schweren Krankheit. Am 10. April 1791 schreibt er an Körner: ‚Es ist nicht gut, daß ich diesen Sommer nicht von Arbeit frei bin; aber da es von mir abhängt, den dreißigjährigen Krieg mit dieser zweiten Lieferung zu endigen, oder noch etwas für eine dritte aufzuheben, da es auch gerade nicht darauf ankommt, wie viel oder wie wenig Bogen er enthalte: so hoffe ich doch diese Arbeit mit der Sorge für meine Gesundheit noch leidlich vereinigen zu können.‘ Am 3. October: ‚In den letzten Wochen meines Erfurter Aufenthaltes habe ich auch wieder angefangen zu arbeiten; und weil ich glücklicherweise schon dieses Frühjahr über die nächste Periode des dreißigjährigen Krieges viel gedacht und gelesen, so ging mir die Arbeit sehr leicht von statten. Ohne mich zu sehr anzustrengen, konnte ich des Tages vier oder fünf Stunden dictiren und

¹ Vgl. (Spittler's) Recension über Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande in den Göttinger Gelehrten Anzeigen, Jahrg. 1789, S. 70. Der Recensent rühmt die ‚unermüdete Forschung‘ des Dichters, und auch neuere Kritiker, z. B. Karl Grün, finden, er habe seine Quellen musterhaft benutzt. Vgl. Deutsches Museum, Jahrg. 1853, Nr. 41. Das größte Lob wird Schiller's historischen Werken im Morgenblatt (Jahrg. 1861, Nr. 37) gespendet, wo es unter Anderm heißt, der Dichter habe freilich die Quellen ‚nicht mit einer sich an das Wort hängenden Aengstlichkeit benutzt‘, aber sein ‚psychologischer Tact und poetischer Instinct‘ habe ihm das Richtige gezeigt und dadurch habe er ‚das sittliche Resultat der von ihm behandelten Geschichtsperioden mit so überzeugender Klarheit festgestellt, daß die folgende durch die entgegengesetztesten Auffassungen verwirrte und irreführende Zeit zu seiner Darstellung wie zu einem untrüglichen Leitstern ihre Zuflucht nehmen konnte‘.

so brachte ich in vierzehn Tagen fünf gedruckte Kalenderbogen zu Stande.'

Am 26. October berichtete er seinem Vater: „Im Jahre 1790 hat Wieland den historischen Kalender herausgegeben, in diesem Jahr 1791 und im nächsten 1792 hab' ich ihn übernommen. So unbedeutend ein Kalender zu sein scheint, so ist es doch dasjenige Buch, das die Buchhändler am weitesten verbreiten können. Mir ist dieser Aufsatz vom dreißigjährigen Krieg mit achtzig Louisd'or bezahlt worden, und ich hab' ihn neben meinen Vorlesungen innerhalb vier Monaten ausgearbeitet.' Nachdem er dann am 1. Januar 1792 an Körner geschrieben, daß er „nächstens wieder an den dreißigjährigen Krieg gehen werde“, heißt es am 27. Februar: „Bei mir haben Lectüre, Umgang und Beschäftigung bloß den Stoff, aber nicht die Art ihn zu formen verändert. Ich bin und bleibe bloß Poet, und als Poet werde ich auch noch sterben.' Am 2. März: „Auch der dreißigjährige Krieg wird mich zu dir begleiten, denn wenn ich zur rechten Zeit fertig werden soll, so darf ich jetzt keinen Tag daran verlieren. Doch hoffe ich, dieser Arbeit nicht über fünf Stunden des Tages widmen zu dürfen. Ganz besitzt sie mich nicht und meine besten Stunden werden auf etwas Gescheidteres verwendet.' Am 25. Mai: „Der dreißigjährige Krieg ist seit einigen Tagen wieder angefangen, und es scheint, daß sich diese Arbeit leicht fördern wird, ohne mir zu viel Anspannung zu kosten. Ich bestimme höchstens vier Stunden zum Schreiben und etwa zwei zum Nachlesen, und auch diese sechs Stunden folgen nicht unmittelbar auf einander. Auf diesem Wege bringe ich beinahe, ohne daß ich es gewahr werde, jeden Tag einen Viertelbogen zu Stande, und kann zu Ende August fertig sein.'“

„Ich bin jetzt voll Ungeduld, etwas Poetisches vor die Hand zu nehmen, besonders juckt mir die Feder nach dem Wallenstein. Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle.“ Am 30. Juli schrieb er: „Die Last des dreißigjährigen Krieges liegt noch schwer auf mir, und weil mich die Krämpfe auch redlich fortplagen, so weiß ich oft kaum, wo aus noch ein.“ Am 21. September: „Wünsche mir Glück! Eben schickte ich den letzten Bogen Manuscript fort. Jetzt bin ich frei und will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein Anderer auferlegt, oder die einen andern Ursprung hat, als Liebhaberei und Neigung.“¹

¹ Wie stimmt hiermit Carl Hagen's Angabe, daß der Dichter seine historischen Stoffe frei ausgewählt habe, um auf die Mitwelt zu wirken? Schiller habe, meint Hagen, nur solche Stoffe zur Bearbeitung ausgewählt, die mit ihren zu Grunde liegenden Gedanken die Gegenwart berührten, wo es sich um einen Kampf von Ideen handelte, um den Widerstand der freiheitlichen Gesinnung gegen despotische Willkür . . . Fast auf jedem Blatte leuchtet bei Schiller uns die Absicht entgegen, auf die Mitwelt zu wirken und in ihr eine ähnliche Flamme der Begeisterung . . . zu erwecken. Festrede auf Schiller als Historiker, in „Reden und Vorträge“ (Bern 1861) S. 205. Also eine Flamme der Begeisterung selbst für die Darstellung der Zeit des dreißigjährigen Krieges! Auch Pallaske bewundert in seiner Biographie des Dichters 2, 143 ff. dessen Geschichte des dreißigjährigen Krieges und vergleicht sie mit den Virtuosenstücken von Guido Reni, Mozart und Diderot. „Die Ansicht, daß so viele große Männer aus dieser Nacht (des Krieges) hervorgingen,“ sagt er, „hatte Schiller aufgegeben, aber die wenigen, die sie gebat, emporzuheben, damit das Volk sich an große Kräfte anschließen lerne, und Namen und Titel nur respectire, wo sie mit dem Feldherrngenie eines Bernhard von Weimar, eines Mansfeld verbunden erscheinen, das hielt er für eine Aufgabe, drängend genug, sie auch im Fluge zu lösen!“ Man erschrickt fast, hier auch den

Am 15. October 1792 schreibt Schiller an Körner: ‚Götschen hat die sonderbare Idee, die Geschichte der Reformation, die der nächste Kalender enthalten soll, von Pestalozzi schreiben zu lassen. Da ich sie nicht schreiben muß, so könnte mir das einerlei sein; aber er möchte doch gern einen Namen vor dem Kalender haben, und bittet mich, seinen Mann in einer Vorrede förmlich einzuführen. Ich fürchte aber, Pestalozzi's Gesichtspunkt ist dem meinigen schnurgerade entgegengesetzt, und unter dieser Voraussetzung werde ich ihm diesen Dienst nicht leisten können. Sonst thäte ich es nicht ungern — denn bezahlen müßte mir Götschen auf jeden Fall diese Gefälligkeit. Ich habe ihm indessen nicht nur von Pestalozzi, sondern vom ganzen Kalender abgerathen.‘ Schiller wollte sogar ohne Bedenken auch historische Arbeiten Anderer unter seinem Namen herausgeben. ‚Götschen,‘ sagt er am 6. November, ‚findet noch immer seine Rechnung bei dem Kalender und besteht auf der Fortsetzung. Da ich mich ganz davon lossagen muß, so will er dich bitten, einen historischen Stoff von etwa achtzehn bis zwanzig Bogen zu arbeiten, wozu die Cromwell'sche Revolution in Vorschlag gebracht ist. Du hast volle acht Monate Zeit dazu, brauchst im Grunde außer dem Hume und Sprengel wenig Lectüre (von Quellenstudien war, wie man sieht und wie

Mansfeld zu den ‚großen Männern‘, die aus der Nacht des Krieges hervorgingen, gerechnet zu sehen, jenen Mordbrenner Mansfeld, der den Auswurf der Menschheit an sich zog, in protestantischen wie in katholischen Ländern Städte und Dörfer in Flammen setzte und die unbewehrten Bauern haufenweise mitten in die Flammen der brennenden Häuser werfen ließ. ‚Schiller konnte mit Recht hoffen,‘ bemerkt der Biograph weiter, ‚der erste Historiker Deutschlands zu werden.‘

es auch natürlich, für den Damenkalender gar keine Rede), da es hier bloß um ein gut in die Augen fallendes Ganze zu thun ist . . . Ich habe Götschen herzlich versprochen, mich als Herausgeber zu nennen, und behalte mir bloß vor, daß dein Manuscript vorher durch meine Hand geht und du mir etwa zwei oder drei Beschreibungen und Charakter schilderungen darin zurücklegst, damit das Werk wenigstens nach mir riecht, und einige Eigenthümlichkeiten des Stiles daraus hervorblicken. Unter vierhundert Thalern wird er dir nicht geben, und du behältst immer noch Zeit und Stoff für die Thalia.¹

Es wirft dieß auf die Art, wie Schiller seinen Beruf als Historiker auffaßte, ein eigenthümliches Licht, und man muß sich darüber wundern, daß man zur Charakteristik seiner Geschichtschreibung auf derartige Stellen seines Briefwechsels noch gar nicht aufmerksam gemacht hat.

Wie für Götschen's Damenkalender die Geschichte bearbeitet wurde, lehrt auch ein Brief Körner's an Schiller vom 22. September 1793, worin es heißt: ‚Götschen hat mich ausgespannt: Deß sind wir froh, jo, jo! Mauvillon fertigt den spanischen Erbfolgekrieg in vier Wochen, und für Götschen's Bedürfniß gewiß gut genug! Ich hatte mir eine Methode ausgedacht, diese Arbeit con amore zu machen, aber dazu war jetzt nicht Zeit. Uebermals eine Erfahrung für das Unrentirende meiner Schriftstellerei.‘ Ueber das ‚Rentirende der Schriftstellerei‘ finden sich auch bemerkenswerthe Stellen in Schiller's Briefwechsel mit

¹ Eigenthümlich ist auch das Verfahren des Dichters bezüglich des Aufsatzes über Byfurg, der in seinen Werken steht, aber nicht von ihm herkam, sondern von J. H. Raft. Vgl. Goedeke's Antwort zu Schiller's Sämmtlichen Schriften Bd. 9.

Goethe¹. Diese so reiche Quelle für die Kenntniß und Würdigung unserer beiden größten Dichter der Neuzeit bietet interessante Aufschlüsse über die Mittel, die auch diese schöpferischen Geister für nothwendig hielten, um ihre Werke in's Publikum zu bringen. Als die Herausgabe der Horen bevorstand, schrieb der Dichter an Goethe am 6. December 1794: „In Ansehung der Recensionen des Journals in der Literaturzeitung ist nunmehr arrangirt, daß alle drei Monate eine ausführliche Recension davon gemacht wird . . . Gotta wird die Kosten der Recensionen tragen und die Recensenten werden Mitglieder unserer Societät sein. Wir können also so weitläufig sein, als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langweile, da man dem Publikum doch Alles vormachen muß.“ So hatte er auch früher in der Vorrede seiner Geschichte des Abfalles der Niederlande dem Publikum „vormachen“ müssen, daß diese Geschichte, auf die er nur wenige Monate verwendet hatte, ein „Werk von etlichen Jahren“ sei. „Ich kenne,“ schreibt Goethe am 16. Mai 1795, „das Possenspiel des Autormesens schon zwanzig Jahre in- und auswendig; es muß nur fortgespielt werden, weiter ist dabei nichts zu sagen.“ Um Leben in die Horen zu bringen und ein sicheres Interesse beim Publikum zu erregen, wollten sie in denselben einen kritischen Fectplatz eröffnen. „Nur dürfen wir, glaube ich,“ sagt Schiller am 15. Juni 1795, „das Heft nicht aus den Händen geben, welches geschehen würde, wenn wir dem Publikum und den Autoren ein gewisses Recht durch unsere förmliche Einladung einräumten. Von dem Publikum hätten wir sicherlich nur die elendesten Stim-

¹ Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805 (Stuttgart 1856) 2 Bde.

men zu erwarten, und die Autoren würden sich, wie man Beispiele hat, sehr beschwerlich machen. Mein Vorschlag wäre, daß wir die Angriffe aus unseren eigenen Mitteln machen müßten; wollten dann die Autoren sich in den Horen vertheidigen, so müßten sie sich den Bedingungen unterwerfen, die wir ihnen vorschreiben wollen.' Er wollte aber nicht bloß proponiren, sondern sofort mit der That anfangen, und im Namen eines Herrn von X. gegen Goethe's Wilhelm Meister auftreten, und zugleich auch als Goethe's Antwort selbst einen Brief ‚fabriciren‘. Auch an den Recensionen des Journals arbeitete Schiller mit und nennt deßhalb einmal, am 29. December, eine solche von Mehreren verfertigte Recension eine ‚rechte Harlekinsjacke‘. Als aber dennoch die Horen aus Mangel an Abonnenten eingehen mußten, fragt Schiller am 26. Januar 1798 bei Goethe an, ob er ihm nicht einen ‚tollen politisch-religiösen Aufsatz‘ verschaffen könne, um ein Verbot der Zeitschrift zu veranlassen.

Schiller wird mit Recht als einer der ‚nationalsten deutschen Dichter‘ gefeiert. Aber es ist ein verhängnißvoller Irrthum, ihm auch für seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges ein ‚nationales Verdienst‘ beizulegen und ihre Lectüre der Jugend zur Kräftigung des Patriotismus zu empfehlen. Vor dem Richterstuhle einer unbefangenen Geschichtsauffassung erweist sich vielmehr diese Geschichte als ein undeutsches Buch. Schiller's historische Anschauungen wurzelten nicht in Deutschlands großen Traditionen, sein Genie empfing keine nährenden Kraft aus der Geschichte des eigenen Volkes. Dieß wird uns die folgende Beurtheilung zeigen, in der wir nicht von irgend welchen confessionellen,

sondern von lediglich reichsbürgerlichen Gesichtspunkten ausgehen. Eine Erörterung über die Quellenstudien des Dichters kommt hier gar nicht in Betracht, da Schiller für den Damenkalender keine Quellenstudien betrieb. Er hat nur das bereitliegende Material schnell zusammengefasst, und unter den dem Kriege zeitgenössischen Quellen nur ein Buch über Wallenstein und Khevenhiller's Annalen durchgelesen¹.

Die Macht des römisch-deutschen Reiches, seit der Kirchentrennung wesentlich geschwächt, war durch die Zerrüttungen des dreißigjährigen Krieges und durch die, allen neuen politischen Aufschwung lähmenden Stipulationen des westphälischen Friedens vollends gebrochen. Mit der zunehmenden Schwäche der deutschen Centralgewalt und der immer größern Selbstständigkeit der einzelnen Territorien hatte auch die Geschichtschreibung den überwiegenden Charakter der Allgemeinheit eingebüßt und den der Besonderheit angenommen. Nachdem im sechzehnten Jahrhundert die deutsche Geschichte

¹ Vgl. Tomaszek 104—108. ‚Schiller kam es gar nicht auf die Einzelheiten an sich an,‘ sagt K. Goedeke in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Geschichte des dreißigjährigen Krieges (Schiller's Sämmtl. Schriften, historisch-kritische Ausgabe, Band 8, Stuttgart 1869), ‚sondern auf den Totaleffect seiner Darstellung, auf die Durchführung seiner Tendenz, die er in der Einleitung offen anzeigt. Die Betrachtung dieser Seite seiner Arbeit hätte zu einer Betrachtung der Historik Schiller's führen können. Und es ist von achtungswerther Seite der Wunsch ausgesprochen worden, Schiller von dieser Seite in unserer Ausgabe gewürdigt zu sehen. Ich glaube indeß, dieser Wunsch muthet uns etwas zu, was mit dem Plane der Ausgabe nicht in Uebereinstimmung zu bringen ist. Wir wollen kritische Ausgaben der Texte liefern, keine Arbeit, die eine Kritik des Materiellen liefert. Diese Ausgabe hat die Literaturgeschichte und die Monographie zu übernehmen.‘

nur noch als Theil der Weltgeschichte erzählt, im siebenzehnten Jahrhundert sogar bloß an Städtegeschichten angeknüpft wurde, betrachtete man sie im achtzehnten wesentlich nur als juristische Hülfswissenschaft. ‚Dieser Art,‘ sagt ein neuerer Geschichtsforscher, ‚blieb ihr Gepräge selbst dann noch, als der Frankfurter Johann Daniel von Oleneschlager den politischen Gesichtspunkt mehr hervorhob, und der Franke Michael Ignaz Schmidt, den ganzen Verlauf in deutscher Sprache darstellend, nach der Meinung mancher Zeitgenossen ein unübertreffbares Meisterwerk lieferte‘¹. In wahrhaft deutschem Sinne schrieb seit dem siebenzehnten Jahrhundert fast nur Pappus, dessen Studium Leibniz dringend empfahl. Leibniz selbst war der einzige, der hier, wie überall, groß, das ganze weite Gebiet unserer Geschichte mit sicherem Blick als warmer Patriot umfasste und nur vom vaterländischen Standpunkt aus behandelt wissen wollte. ‚Die deutsche Nation,‘ sagt Leibniz, ‚hat unter allen christlichen den Vorzug wegen des heiligen römischen Reiches, dessen Würde und Rechte sie auf sich und ihr Oberhaupt gebracht, welchem die Beschirmung des wahren Glaubens, die Bogthey der allgemeinen Kirche, und die Beförderung des Besten der ganzen Christenheit obliegt, daher ihm auch der Vorsitz über andere hohe Häupter ohnzweifelich gebühret und gelassen worden. Derowegen haben die Teutschen sich desto mehr anzugreifen, daß sie sich dieser ihrer Würde würdig zeigen, und es andern nicht weniger an Verstand und Tapfferkeit zuvorthun mögen, als sie ihnen an Ehren und Hoheit ihres Oberhauptes vorgehen. Derogestalt können sie ihre Mißgünstige beschämen, und

¹ Böhmer in der Vorrede zum dritten Bande seiner *Fontes Rerum Germanicarum*.

ihnen wider ihrem Dank eine innerliche Ueberzeugung, wo nicht äußerliche Bekäntniß der teutschen Vortrefflichkeit abdringen.¹ Leibniz war nur ein ‚Rufer in der Wüste‘, aber seine Worte sind wie frische, belebende Morgenluft in der dumpfen, ungesunden Atmosphäre damaliger Geschichtschreibung.

Denn diese Geschichtschreibung war aller deutschen Gesinnung baar.

Mit der Achtung vor der Größe des Reiches war auch der Sinn für die Geschichte desselben, der Sinn für die großartigen politischen und kirchlichen Leistungen der früheren Jahrhunderte verloren gegangen; man schrieb gelehrte, aber gestalt- und farblose Sammelwerke, baute die Provinzialgeschichte aus, beschäftigte sich mit Vorliebe mit der Geschichte anderer Völker, und fand (wir erinnern nur an Meiners), daß die Franzosen das erste Volk des Universums seien. Wie man die französischen Moden nachahmte, so nahm man auch die französischen Ansichten über und gegen Deutschland und sein Kaiserhaus bereitwillig auf, und die Meinungen der Fremden über unsere Geschichte gewannen allmählich bei uns die Oberhand. Man vergaß, daß man mit der Aufnahme der französischen Sprache und Literatur auch französisch denken lernte.

Als dann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der deutsche Geist sich aus langer Verkümmernng erhob und wieder selbständig schaffend austrat, da war es kein deutsch-patriotischer Sinn, der sich der großen Geister jener Epoche bemächtigte, es war vielmehr ein bloß poetischer Enthusiasmus, der sich an dem Studium des antiken

¹ Leibnitii opera omnia 6^b, 6.

Lebens nährte, und auch für die Geschichtschreibung maßgebend ward. Wie die ganze Bildung in grellem Widerspruch mit dem ursprünglichen Volkscharakter stand, so wandten sich auch die Großgeister des Volkes von allen nationalen und politischen Interessen ab, verfolgten vermeintlich ideale, kosmopolitische Tendenzen, und betrachteten die Mahnung zu einer lebendigen Parteinahme für die Sache des Vaterlandes als eine Entweihung ihrer behaglichen weltbürgerlichen Ruhe. Er habe, erklärte selbst ein Lessing, ‚von der Liebe zum Vaterland keinen Begriff, und sie scheine ihm auf's Höchste eine heroische Schwachheit, die er gern entbehre‘¹. Lessing's Ausspruch, der Nationalcharakter der Deutschen sei, keinen haben zu wollen, fand Beifall in Deutschland. Goethe tadelte in einer Rezension von Sonnenfels': ‚Ueber die Liebe des Vaterlandes‘ die ewigen Klagen über den Mangel eines deutschen Patriotismus. ‚Wozu das vergebene Aufstreben,‘ sagt er, ‚nach einer Empfindung, die wir weder haben können, noch mögen‘². Wieland konnte sich nicht besinnen, das Wort ‚deutsch‘ irgendwo ehrenhalber vernommen zu haben, und sträubte sich dagegen, daß es einmal zur Ehre komme; er nannte die Vaterlandsliebe eine Tugend, die sich mit den Pflichten gegen andere Völker nicht vereinigen lasse, und behielt es den Mäusen vor, das große Werk der Verbrüderung aller Völker des Erdbodens zu Stande zu bringen, die durch keine Namen, keine Wortstreite und Hirngespinnste

¹ Vgl. K. Wiedermann: Deutschlands politische, materielle und sociale Zustände im achtzehnten Jahrhundert (Leipzig 1854) 1, 64.

² Goethe's Werke 33, 107. Vgl. für das Folgende Janssen, Studien über Schiller als Historiker im Katholik (Mainz bei Kirchheim) Jahrgang 1862, Novemberheft ff.

wider einander empört, sondern im seligen Gefühl der Menschlichkeit schwelgen würden¹. Am höchsten steigerten sich die kranken kosmopolitischen Träume der literarischen Stimmführer Deutschlands in dem poesiereichen Gemüthe Jean Paul's, der alles Ernstes an ein kommendes goldenes Zeitalter der Universalrepublik glaubte. Alle Völker der Erde, hoffte Jean Paul, würden einmal zusammengegossen werden, und Europa werde sich in ewigem Gleichgewichte befinden, wenn einmal das Gleichgewicht der vier übrigen Welttheile hergestellt sei. Dieses Gleichgewicht, träumte er, könne man, 'kleine Vibrationen abgerechnet, unserer Kugel versprechen'. Das Zeitalter dieses Gleichgewichtes werde das 'goldene Zeitalter' der Universalrepublik sein, 'das jeder Weise und Tugendhafte genießt, und wo die Menschen es leichter haben, gut zu leben, weil sie es leichter haben, überhaupt zu leben, wo Einzelne, aber nicht Völker sündigen, wo die Menschen nicht mehr Freude, sondern mehr Tugend haben, wo das Volk am Denken und der Denker am Arbeiten Antheil nimmt, wo man den kriegerischen und juristischen Mord verdammt, und nur zuweilen Kanonenkugeln mit dem Pfluge aufackert'.

Auf das Gebiet der Geschichte wurde der deutsche Kosmopolitismus zuerst durch Herder verpflanzt. Dieser begründete die Richtung jener Historiker, die sich nach dem schon früher angeführten Ausspruche Joh. v. Müller's 'in die allgemeinen Ideen verliebten', die Fülle des historischen Stoffes in allgemeine Constructionen einzwängten, und überhaupt in der Geschichte weniger positive Belehrung, als den Nachweis

¹ Vgl. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung 5, 331—369. Karl Grün, Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter (Leipzig 1844) 172 ff.

individueller Ansichten und philosophischer Lehrsätze suchten. Wie man Herder als den Vater des ästhetischen, des mit dichterischer Willkür auf das subjective Emancipationsprinzip gestellten Christenthums bezeichnen kann, als den Vater der Universalreligion der Humanität, welche die Menschheit ohne übernatürliche Hülfe selig machen sollte, so ist er auch der erste große Vertreter der politischen Universalität, die von ihrem vermeintlich hohen Standpunkte mit gleichgültigem Blicke auf das Glück oder Unglück des Vaterlandes herabsah und das Würdegefühl des Menschen steigern zu können glaubte, wenn sie das Stammes- und Nationalgefühl schwächte. ‚Es thut weh,‘ sagt Gervinus, ‚wenn sich ein Mann wie Herder auch nur im Spotte: „leider oder mit Respekt zu sagen“ zu einem Deutschen erklären möchte, auch nur fast Lust hätte, sich zu erklären.‘ Herder verhöhnte den edeln Patrioten Gabriel Wagner, und scheute sich nicht, sogar Gedichte wider Deutschlands Ehre zu schreiben. Eine Nation war für ihn ‚nur ein großer ungejäteter Garten voll Kraut und Unkraut, dessen man sich nicht ohne Unterscheidung annehmen könne‘, und den ‚Nationalstolzen‘ hielt er neben dem Geburts- und Adelsstolzen für den größten Narren¹.

Der vage Kosmopolitismus ist ein Geistesgewächs des modernen Idealismus, der die im Wesen des Christenthums begründete Wahrheit von einer die ganze Menschheit einheitlich umspannenden Kirche aufgegeben hat, und nun dieselbe durch das humanistische Scheinbild einer ideellen, philosophisch reconstruirten Einheit der Menschheit zu ersetzen sucht. Während das Christenthum die Idee der reinen Menschlichkeit, die Humanitätsidee, welche auch den edelsten

¹ Vgl. über das Gesagte Gervinus 5, 345 ff.

und bedeutendsten Geistern des Alterthums gänzlich fremd war, in die Welt brachte, und die Kirche nur durch eine Jahrhunderte lang ununterbrochene Wirksamkeit die Entfaltung derselben ermöglichte, riß man diese Humanitätsidee von der sie tragenden Wurzel, vom Christenthum, los, oder brachte sie wohl gar in einen künstlichen Gegensatz zum Christenthum. In dieser Unnatur des modernen humanistischen Kosmopolitismus gründet zugleich die Unnatur der von den Interessen des eigenen Volkes abgewandten politischen Universalität.

Unter der bezeichneten geistigen und literarischen Richtung entwickelte sich Schiller's Genius, und Schiller selbst wurde der Erste, der im Anschluß an Herder's Ideen die Religion der von aller höhern Auctorität emancipirten Vernunft und die Universalität der Weltbetrachtung in geschichtlichen Monographien predigte. ‚Das kleine Weimar,‘ sagt treffend Carl Adolph Menzel, ‚wurde durch Goethe, Herder, Wieland und Schiller ‚die Hauptstadt‘ eines neuen geistigen Reichs, ‚eine Wohnstätte idealer Bildungen, die aus deutschem Boden und deutschen Lebenskräften entsprungen, von der Muttererde sich abwandten, und ihre Heimath entweder im Weltbürgerthum, oder in der griechischen und römischen Vergangenheit suchten. Deutschland als Reich war für diese, einem deutschen Reichsfürsten dienenden Weltbürger so wenig vorhanden, daß Schiller eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges und eine des Abfalles der Niederlande schrieb, ohne das von diesen Begebenheiten berührte deutsche Reichs- und National-Interesse auch nur der Erwähnung, geschweige einer würdigen Erörterung werth zu halten‘¹.

¹ Neuere Geschichte der Deutschen 6, 371.

Vaterländische Gesichtspunkte waren in den Anschauungen Schiller's so wenig maßgebend, daß er in einem Briefe an Caroline v. Beulwitz vom 26. März 1789 ‚dem Himmel danke‘, unter Menschen zu leben, die einer Aufopferung für's Vaterland, wie sie Winkelried bewiesen, ‚nicht fähig seien‘. ‚Ohne das,‘ schreibt er über Winkelried, ‚was die Franzosen *férocité* nennen, kann man einen solchen Heldemuth nicht äußern; die Hefigkeiten, deren der Mensch in einem Zustande ohne Begeisterung (!) fähig ist, kann man der Gattung bloß als Kraft, aber dem Individuum nicht recht als Größe anrechnen.‘ ‚Das vaterländische Interesse,‘ sagt er am 13. October 1789 in einem Briefe an Körner, ‚ist nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Es ist ein armseliges, Kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragment (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen.‘ Darum interessirten ihn, wie seine Briefwechsel mit Körner und Goethe zeigen, die durch die französische Revolution in Deutschland hervorgerufenen Veränderungen nicht für das Reich, sondern nur für seine persönlichen Verhältnisse. Weder er, noch Goethe, noch Körner lassen in ihren Briefen eine Spur der Theilnahme oder des Mitgeföhls für die unsäglichen Drangsale und Gefahren der Nation erblicken; sogar dann nicht, als nicht bloß die politische Existenz unseres Volkes, sondern auch die Sprache bedroht war, in der die Geistesfürsten dachten und dichteten, und die das Material für ihre Werke hergab. Wo Schiller in seinen Briefen von einer ‚Liebe zum Vaterland‘ spricht, meint er nur die Liebe zu seiner Heimath Schwaben, im Gegenjatz

zu Thüringen; in einem Briefe an Henriette v. Wolzogen bezeichnet er die Franken und Hannoveraner als ‚Ausländer‘¹.

Der weltbürgerliche Standpunkt des Dichters gipfelt in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Mehrere Menschenalter waren dem deutschen Volke nothwendig gewesen, um auch nur die größten Spuren des zerstörenden Krieges zu verwischen. Das Volk hatte die grausame Tragödie eines vermeintlichen Religionskrieges verblutend zu Ende gespielt und konnte seine frühere Kraft nicht wiedergewinnen; alle Quellen seines Wohlstandes waren versiegt, aller Aufschwung des Bürgerthums war gelähmt; die schönsten Provinzen waren verloren gegangen; der Deutsche mußte auf den deutschen Meeren die Herrschaft der Fremden anerkennen. Aber solche Erwägungen bestimmten nicht Schiller's Urtheil über den Krieg. Die ‚Theilnehmung der Staaten aneinander,‘ sagt er in der Einleitung, ‚welche sich in diesem Kriege eigentlich erst bildete, wäre allein schon Gewinn genug, den Weltbürger mit seinen Schrecken zu versöhnen.‘ Der Dichter findet nicht, daß die Folgen des Krieges für die Stellung der Nation auch in seiner Zeit noch nachwirkten. ‚Die Hand des Fleißes,‘ fügt er obigen Worten hinzu, ‚hat unvermerkt alle verderblichen Spuren dieses Krieges wieder ausgelöscht, aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, sind geblieben. Eben diese allgemeine Staatsympathie, welche der Stoß in Böhmen dem halben Europa mittheilte, bewacht jetzt den Frieden, der diesem Kriege ein Ende machte.‘ Es ist dieselbe Sprache, die er in seiner Antritts-

¹ Vgl. Schiller's Briefwechsel mit Körner 3, 352, und Schiller's Beziehungen zu seinen Eltern 391.

rede in Jena führte, wo ihm am Vorabende der französischen Revolution ‚die europäische Staatengesellschaft in eine große Familie verwandelt‘ und der Friede ‚durch einen ewig geharnischten Krieg‘ gehütet schien. Diesen ‚Frieden‘ betrachtete er als die Frucht des neuen Zeitalters der Vernunft, welches er mit begeisterten Worten pries, bis ihn die Ereignisse in Frankreich bitter enttäuschten und seine Ansichten über sein Jahrhundert wesentlich veränderten.

Man hat Schiller's Auffassung des Krieges eine protestantische¹ genannt. Julian Schmidt² ist der Ansicht, daß seit Schiller's Werk ‚nur noch eine protestantische Anschauung der deutschen Geschichte möglich ist, was vor ihm noch gar nicht so ausgemacht war, denn Schmidt, der Einzige, der eine lesbare deutsche Geschichte geschrieben, war Katholik und für Oesterreich, obgleich gemäßigt‘. Nach Schmidt's Ansicht muß demnach die protestantische Anschauung zugleich anti-österreichisch sein. Wenn wir die-

¹ Protestantisch war auch die Teutsche Reichsgeschichte von Prof. Heinrich, Schiller's Collegen in Jena; aber wie unbefangen und quellenmäßig ist in Vergleich mit Schiller dessen Darstellung des dreißigjährigen Krieges. So gibt z. B. Heinrich an (Bd. 6, S. 522), daß den Schwedenkönig Gustav Adolph ‚vornehmlich die Begierde, seine eigene Herrschaft an der Ostsee zu erweitern und sich im nördlichen Deutschland festzusetzen‘, zum Einbruch in Deutschland veranlaßt habe! Unbefangen ist ferner z. B. seine Darstellung der Zerstörung Magdeburgs. Tilly habe, sagt er, Magdeburg retten wollen, weil ihm ‚an dem Besitz der Stadt, wie sie war, eben so viel als dem König von Schweden gelegen war‘; mehrmals habe er Schreiben abgeschickt, ‚um die Belagerten vor der augenscheinlichen Gefahr zu warnen‘; und die Bürger selbst hätten an der einen Seite der Stadt Feuer angelegt, ‚um den Feinden die Beute zu entreißen‘.

² Schiller und seine Zeitgenossen 241.

jeß annehmen, war Schiller's Anschauung allerdings protestantisch. Dagegen war sie den Dogmen der protestantischen Confessionen völlig entgegengesetzt, und nur ein Product jenes Protestantismus, der den Voltairianismus und Fridericianismus in sich aufgenommen und von seinem positiven System Nichts mehr übrig behalten hatte, als die Territorial-Verfassung. Die dogmatischen Streitfragen der Reformation waren dem Dichter in ihrem Wesen unbekannt oder gleichgültig, selbst verhaßt; er sträubte sich gegen alle positiven Normen und wollte das Wesen des Protestantismus in der nackten Negation des Katholischen finden. Die Protestanten hätten, sagt er in seiner Einleitung zum dreißigjährigen Krieg, 'unwissend einen Theil des Gewinnes verscherzt, den ihnen der Abfall vom Papstthum versicherte', als sie in dem Augsburger Bekenntniß, dem protestantischen Glauben eine positive Grenze' gesetzt hätten. 'Gleiche Beschwerden gegen die römische Hierarchie, eine gleiche Mißbilligung der katholischen Lehrbegriffe würden hinreichend gewesen sein, den Vereinigungspunkt für die protestantische Kirche abzugeben; aber sie suchten den Vereinigungspunkt in einem neuen positiven Glaubenssystem, setzten in dieses das Unterscheidungszeichen, den Vorzug, das Wesen ihrer Kirche.' Er entwickelt dann die schlimmen Folgen dieses Vorgehens. 'Dem Geiste der Forschung war eine bleibende Schranke gesetzt, wenn den Vorschriften der Confession ein bleibender Gehorsam geleistet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man sich über die festgesetzte Formel entzweite. Zum Unglück ereignete sich beides, und die schlimmen Folgen von beidem stellten sich ein . . .'. 'Wer konnte es nun den Katholischen zum Verbrechen machen, wenn sie die Dreistigkeit lächerlich fanden, mit welcher die Glaubensverbesserer sich angemäßt hatten,

das einzige wahre Religionsystem zu verkündigen? wenn sie von Protestanten selbst die Waffen gegen Protestanten entlehnten? wenn sie sich bei diesem Widerspruche der Meinungen an die Auctorität ihres Glaubens festhielten, für welchen zum Theil doch ein ehrwürdiges Alterthum und eine noch ehrwürdigere Stimmenmehrheit sprach? . . . 'All diesen Verlegenheiten wären sie entgangen, der Abfall der Reformirten wäre für die gemeine Sache ganz unschädlich gewesen, wenn man den Vereinigungspunkt allein in der Entfernung vom Papstthum, nicht in Augsburgerischen Confessionen, nicht in Concordienwerken gesucht hätte.' Der erwähnte Literaturhistoriker, der nach Schiller's Buch nur mehr eine protestantische Anschauung der deutschen Geschichte für möglich hält, meint auch: 'Vielleicht war es gut, daß seine Detailstudien nicht so weit gingen, ihm einen Einblick in die Misère der kleinen protestantischen Höfe zu geben, freilich fehlt es auch deshalb durchweg an concreter Anschauung; von der entsetzlichen Herrüttung jener Zeit erhält man keinen Begriff, denn durch allgemeine Declamationen kann die Fülle anschaulicher Thatsachen nicht ersetzt werden.'

Schiller's sogenannte protestantische Darstellung des Krieges war trotz seines weltbürgerlichen und philosophischen Standpunktes in Wahrheit eine kleinfürstlich-französische und nicht frei von dem Charakter einer Ernestinischen Hofhistoriographie. Wie Wieland, am Hofe eines Ernestiners, in der Vorrede zum historischen Kalender von 1792 den westfälischen Friedensschluß feierte, weil aus ihm eine so vortreffliche Verfassung von Deutschland hervorgegangen sei¹, so sah Schiller als Professor eines Er-

¹ das heißt, weil die durch Frankreich und Schweden dictirt

nestiners, nach den herrschenden territorial-fürstlichen Anschauungen die politischen Verhältnisse des Krieges auf und wußte in seine Darstellung ein reiches Lob für die Ernestiner einzuflechten. So sagte er zum Beispiel: Landgraf Wilhelm von Hessen, der erste unter den deutschen Fürsten, der sich mit Gustav Adolph verband, ist es werth, neben dem heldenreichen Stamm der Ernestinen zur Unsterblichkeit zu gehen. Langsam erschien dir der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friedrich, edler, unvergeßlicher Fürst! Langsam, aber glorreich ging er auf. Deine Zeiten kamen wieder, und auf deine Enkel stieg dein Heldengeist herab. Ein tapferes Geschlecht von Fürsten geht hervor aus Thüringens Wäldern, durch unsterbliche Thaten das Urtheil zu beschämen, das den Kurhut von deinem Haupte stieß, durch aufgehäuhte blutige Todtenopfer deinen zürnenden Schatten zu versöhnen. . . . Deine und Deutschlands Rache schliß ihnen gegen Habsburg's Geschlecht einen heiligen Degen und von einer Heldenhand zur anderen erbt sich der unbefiegt Stahl. Als Männer vollführen sie, was sie als Herrscher nicht vermögen, und sterben einen glorreichen Tod — als die tapfersten Soldaten der Freiheit. Zu schwach an Ländern, um mit eigenen Heeren ihren Feind, das heißt den römisch-deutschen Kaiser und den Frieden, den Wohlstand aller Deutschen, anzufallen, richten sie fremde Donner gegen ihn und führen fremde Fahnen, nämlich die der Schweden und Franzosen, zum Sieg! Der westfälische Friede hatte den ganzen Jammer des deutschen Kleinfürstenthums, seinen Souveränitätswindel und Administrationsdespotismus recht

Friedensacte die vollständige Souveränität des deutschen Fürstenthums schuf, welche der kaiserlichen Gewalt fast nur den bloßen Namen übrig ließ.

eigentlich ausgehoren, aber die Ansichten waren so verwirrt und das Nationalgefühl war so tief gesunken, daß Wieland in der Vorrede zu Schiller's Buch sich über den Segen erging, den ‚die Zertheilung des deutschen Reiches in etliche hundert größere und kleinere, ja großen Theils sehr winzige unmittelbar mit Landeshoheit begabte und von einander unabhängige Stände‘ verbreite! Wieland hielt dafür, daß die ‚von jener berühmten Nationalversammlung zu Snabrück‘ gegebene Verfassung so ausgezeichnet sei, daß ‚vielleicht keine Nation der Erde sich einer glücklicheren Lage rühmen könne, als unsere damalige ist‘¹. Buchhändler Götschen pries deshalb dem deutschen Publikum, wie wir früher anführten, den dreißigjährigen Krieg als ein Ereigniß, ‚dem Deutschland seine Ruhe, sein Glück und die Sicherheit seiner Staaten verdanke‘.

Schiller's territorial = fürstliche Anschauungen über ‚deutsche Freiheit‘, das heißt über die Vollmacht der einzelnen Fürsten gegen Kaiser und Reich zu rebelliren, waren zugleich die Anschauungen der fremden Nationen. Diese sahen das römisch-deutsche Reich für ein Conglomerat von Staaten an, deren gleichberechtigte Oberhäupter dem Kaiser nur einen Primat der Ehren schuldeten, traten im wohlverstandenen eigenen Interesse für diese ‚deutsche Freiheit‘ auf und unterstützten zu jeder Zeit die deutschen Fürsten zur Schwächung des Kaisers und der Nation.

Schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts setzten Rathgeber der französischen Krone (z. B. Dubois dem König Philipp dem Schönen), ihren Herren in eigenen Memoiren

¹ Wie ganz anders sprachen sich die edlen Patrioten R. Fr. v. Moser und Justus Moser aus! Vgl. die aus ihren Werken trefflich ausgewählten Stellen bei Biedermann 1, 65—67.

auseinander, daß Frankreich, um zur europäischen Universalmonarchie zu gelangen und Deutschland zu unterwerfen, Verträge abschließen müsse mit den deutschen Fürsten, die in den französischen Königen ihre Stützen gegen die kaiserliche Gewalt finden würden, denen man aber die Bedingungen des Protectorats zu dictiren habe¹. Nach diesem Programm wollte um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der französische König Carl VII. im Bunde mit deutschen Fürsten ‚für deutsche Freiheit und Adel gegen das Haus Oesterreich streiten‘, um die Rheingrenze für Frankreich zu gewinnen². Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hatte Heinrich's II. Kampf für die ‚deutsche Libertät‘, die er gegen des Kaisers ‚tyrannisches Joch bestialischer Knechtschaft‘ mit Hülfe deutscher Fürsten vertheidigte, die Annexion der lothringischen Bisthümer an Frankreich zur Folge. Wärmer noch sollte diese Vertheidigung ‚deutscher Freiheit gegen das Haus Oesterreich‘ im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts durch König Heinrich IV. geführt werden, der durch sie Nichts weniger als die vollständige Zerstückelung Deutschlands zu bewirken hoffte. Nach Heinrich's Plan sollte im Interesse ‚deutscher Freiheit‘ der österreichische Kreis theils mit Ungarn, theils mit Italien vereinigt, Schlesien und die Lausitz mit einem von Deutschland getrennten Königreich Böhmen verbunden, und außer anderen deutschen Ländern Lothringen der französischen Krone unterworfen werden. In Heinrich's Erbschaft trat dann zur

¹ Vgl. Warkönig's Referat über Boutaric, *La France sous Philippe-le-Bel* in Sybel's *Histor. Zeitschrift* 8, 466, wo Dubois' dessfallsige Memoires aus den Jahren 1300 und 1308 angeführt werden.

² Vgl. Janssen, *Frankreichs Rheingelüste* 4—8 und *Gesch. des deutschen Volkes* 1, 497—498.

Zeit des dreißigjährigen Krieges mit den längst improvisirten Schlagwörtern: Kampf gegen die Uebermacht des Hauses Habsburg, Wiederherstellung deutscher Libertät, nationale Berechtigung der Völker, der Cardinal Richelieu ein, der durch Beförderung des kirchlich-politischen Parteiwesens in Deutschland die Wiederherstellung einer starken Kaiser-macht verhindern und auf deutsche Kosten eine Reform der europäischen Karte durchführen wollte. In demselben Sinne wie Richelieu legte sich auch Gustav Adolph den Ehrentitel ‚Vertheidiger der deutschen Freiheit‘ bei, um in Deutschland Eroberungen zu machen. Das Schauspiel dieser ‚Freiheitsvertheidigung‘ wurde erst recht verwickelt, als sich Richelieu und Gustav Adolph in ihren Plänen durchkreuzten, und der französische ‚Vertheidiger‘ den schwedischen ‚Vertheidiger‘ noch mehr zu fürchten anfang, als den Kaiser selbst, gegen den Beide ‚die deutsche Freiheit‘ vertheidigten.

Der Auffassung ‚deutscher Freiheit‘ von Seiten der fremden Nationen gaben insbesondere die französischen und schwedischen Historiker Ausdruck. Ihre Urtheile stimmten durchaus überein mit den Urtheilen der Hofhistoriographen der deutschen Fürsten seit Sleidan, dem besoldeten Historiker der Schmalkaldischen Bundesgenossen, bis auf den König Friedrich II., der zur Vertheidigung seines eigenen Vorgehens die Geschichte seiner Zeit beschrieb und von seinem absolutistischen Standpunkte auch über die frühere Geschichte des Hauses Brandenburg seine Urtheile abgab. Und Alles, was Sleidan, was die Franzosen und Schweden, was endlich Friedrich II. an Vorwürfen und Anklagen gegen das Kaiserhaus vorgebracht hatten, faßte Schiller in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges zusammen, und schmückte es mit reicher Rhetorik aus.

Schiller geht, wie Friedrich II., von dem französischen

Sage aus, daß das österreichische Kaiserhaus nach dem Despotismus über die deutschen Fürsten, nach der Unterdrückung der deutschen Freiheit gestrebt, und daß dieser Despotismus in der Person des Kaisers Ferdinand II. culminirt habe. Welch' ein tiefes Interesse der Dichter für diese Freiheit der Reichsfürsten nahm, wie sehr aus dem Geschichtschreiber der sachsen-weimarische Staatsdiener redete, ersieht man besonders aus seinem Schlußurtheil über Gustav Adolph, den er, nachdem er ihn in seinem Werke als eine hehre Lichtgestalt gefeiert, plötzlich für einen dem „Heiligthum deutscher Verfassung und der Freiheit der Stände“ noch gefährlichern Feind, als selbst das Haus Oesterreich, hinstellt. Denn der Kaiserthron, wonach Gustav Adolph gestrebt habe, sagt er am Schlusse des dritten Buches, „war in seiner Hand einem weit größeren Mißbrauche ausgesetzt, als man von dem österreichischen Geschlecht zu befürchten hatte“. Schiller sah in dem Namen „Kaiser“ ein „Vermächtniß des despotischen Roms“.

Nach Schiller's Ansicht, die im Widerspruche mit den Thatfachen steht und nur auf französischen Vorspiegelungen beruht, strebte seit Carl V. das Haus Oesterreich nach einer Universalmonarchie. Das Schreckbild dieser Universalmonarchie beherrscht des Dichters ganze Geschichte des Krieges. Als Carl V. die Schmalkalder, die sich „für die Glaubensfreiheit bewaffnet“ hatten, durch den Sieg bei Mühlberg zu Boden schlug, lag, sagt der Dichter, die deutsche Freiheit, wie es schien, auf ewig darnieder; aber „sie lebte wieder auf in Moritz von Sachsen“, demselben Moritz, welcher drei deutsche Bisthümer an Frankreich verrieth, welchen Melanchthon vergebens zur Treue gegen Kaiser und Vaterland ermahnte, welchen die sächsischen Landstände mit flehender Bitte vom Bündniß mit Frankreich abzuhalten suchten!

Auf Carl V. folgen Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolph II., die nach Schiller's eigener Auseinandersetzung keine eroberungsfüchtigen Pläne verfolgen konnten. Ferdinand konnte, sagt er, ‚kaum den Aufwand des immer sich erneuernden Türkenkrieges bestreiten‘, der ‚vortreffliche‘ Maximilian war friedliebend, und auch Rudolph's ‚Charakter war mild und liebte den Frieden‘. Rudolph ‚zog sich von Regierungsgeschäften zurück‘; . . . er ‚war nicht einmal vermögend, seine eigenen Erbländer gegen einen innerlichen Feind zu behaupten‘, und ‚um den gänzlichen Ruin des österreichischen Geschlechtes aufzuhalten, trat sein eigenes Haus gegen ihn zusammen‘. Ferdinand, Maximilian und Rudolph, alle drei Beherrscher von Siebenbürgen und Ungarn, erschöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um diese beiden gegen die Ueberschwemmungen der Türken und gegen innere Rebellion zu behaupten. So sprechen die Thatsachen, die Schiller anerkennt. Anders aber spricht die dichtende Phantasie, welche das Schreckbild der österreichischen Ländersucht erfunden, und Schiller steht unter der Macht dieser Phantasie. Auch für die Zeit der genannten Kaiser, hebt er, mit sich selbst im Widerspruche, hervor: ‚Die österreichische Ländersucht hatte schon seit einem Jahrhundert Europa aus einem glücklichen Frieden gerissen‘ . . . und ‚für Europa war kein Friede, für seine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der Völker Glück, so lange es diesem gefährlichen Geschlechte überlassen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieses Welttheiles zu stören‘.

‚Betrachtungen dieser Art,‘ fügt er hinzu, ‚unmwölken‘ (des französischen Königs) ‚Heinrich's Gemüth am Abend eines glorreich geführten Lebens.‘ ‚Heinrich der Vierte hatte ein halbes Menschenalter lang das ununterbrochene Schau-

spiel von österreichischer Herrschbegierde und österreichischem Länderdurst vor Augen.' Während die Geschichte lehrt, daß weder Ferdinand, noch Maximilian, noch Rudolph die furchtbaren Zerrwürfnisse Frankreichs während seines dreißigjährigen kirchlich-politischen Krieges irgendwie benutzten, behauptet der Dichter, daß Oesterreich sogar in Frankreich einen langwierigen Bürgerkrieg angefaßt und unterhalten hätte'. Darum habe Heinrich mit ‚uneigennützigem Muth‘ Europa von seinem gefährlichsten Feind erlösen wollen. Heinrich's ‚unversöhnlicher Haß‘ gegen das römisch-deutsche Kaiserhaus war, sagt Schiller, ‚unauslöschlich, glühend und gerecht'. Kein französischer Geschichtschreiber hat den französischen König, der Deutschland zerstücken wollte, jemals mit so glühenden Farben verherrlicht, als der deutsche Dichter, der ihm den Beinamen ‚des Großen‘ zuerkennt, und der es bedauert, daß seine Pläne vereitelt, daß Oesterreich ‚gerettet‘ worden, ‚um die Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verspäten'! Für die spätere Zeit erhält dann Cardinal Richelieu, ‚unter dem Heinrich's Staatskunst wieder auflebte', die Lobsprüche des Dichters. Heinrich's und Richelieu's Lob hing mit Schiller's Anschauungen über die ‚deutsche Freiheit‘ innig zusammen. Der Dichter blieb sich in diesen Anschauungen consequent, viel consequenter, als sich manche spätere Historiker erwiesen haben, die den Kampf des deutschen Fürstenthums gegen das Kaiserhaus billigen und preisen, gleichzeitig aber aus nationalen Anwandlungen über Heinrich und Richelieu den Stab brechen, die sich über die von diesen geleistete Hülfe freuen, aber den Helfern keine Anerkennung zollen wollen. Ebenso consequent wie Schiller hatte auch König Friedrich II. dem Cardinal ‚den Titel eines erleuchteten Ministers‘ für jene Zeit zuerkannt, ‚wo er sich mit Schweden verband, um

in Deutschland den österreichischen Despotismus niederzuschlagen¹.

Das blutige Drama des Krieges eröffnete sich in Böhmen. Bei der Darstellung des böhmischen Krieges geht Schiller von dem doppelten Grundirrtum aus, daß derselbe religiöser Natur gewesen, und daß er als ein Krieg der böhmischen Nation anzusehen sei, die durch denselben, sagt er, ihre Majestät zurückgenommen und in den Zustand des natürlichen Rechtes zurückgetreten war. Dieser doppelte Grundirrtum ist seitdem fast allgemein herrschend geworden und verhindert bis heute, wenigstens beim sogenannten gebildeten Publikum, das richtige Verständniß des dreißigjährigen Krieges.

Die neuern Forschungen² liefern den bündigsten Nachweis, daß die böhmische Bewegung, deren Entstehung man aus religiösen Motiven hergeleitet und deren unglücklichen Ausgang man als eine Niederlage der Gewissensfreiheit betrauert hat³, im Wesentlichen nur das Resultat slawo-czechischer Umtriebe, nur eine revolutionäre Auflehnung böhmischer Aristokraten gewesen, die in ähnlicher Weise wie früher in den Hussitenkriegen und später in unseren Tagen das durch Habsburg vertretene germanische Element verdrängen wollten. Die bekannten Kirchenfragen von Braunau und Klostergrab gaben nur eine zufällige Veranlassung zum

¹ Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 484.

² Vgl. Janssen, Zur Charakteristik der Resultate neuerer Forschungen über den dreißigjährigen Krieg in der Tübinger Theol. Quartalschrift, Jahrg. 43, S. 532--568.

³ „Kaiser Ferdinand,“ sagt Schiller, „nahm den Böhmen die Freiheit des Denkens!“

Ausbruch eines Kampfes, der von den böhmischen Feudalherren schon Jahre lang vorbereitet war und auf Errichtung einer nach polnischer Art eingerichteten Adelsrepublik hinzzielte. Der Charakter des Aufbruchs kennzeichnete sich sofort nach dem Attentate des Fenstersturzes auf einem Landtage zu Prag, auf dem decretirt ward, auch die Deutschen in Böhmen ‚sollten gezwungen werden, ihre Kinder in der böhmischen Sprache unterrichten zu lassen‘. Hieran knüpfte sich die Verfügung, ‚daß Kinder, die dieser Sprache unfundig wären, von dem Erbrecht an den liegenden Gütern der Eltern ausgeschlossen bleiben müßten. Vor Gericht habe einzig die böhmische Sprache zu gelten; in dieser sei zu predigen, der Jugend Religionsunterricht zu ertheilen; jeder Geistliche, der einer andern Sprache sich bedienen würde, sei zu entfernen‘¹. Graf Thurn, der am stärksten den Religionsruf erhob, um unter religiöser Maske seine catilinaren Verschwörungspläne zu verdecken, gestand offenherzig, ‚daß es jetzt nicht um die Religion allein zu thun sei‘, und der protestantische Oberst Fuchs bemerkte richtig: ‚es handle sich um keine Religions-, sondern um politische Sachen‘. Als die Unruhen bereits einen offenen Krieg herbeigeführt hatten, sagte König Jakob von England im Parlament: nicht die Religion verschulde diesen Krieg, sondern die Unbesonnenheit seines Schwiegersohnes Friedrich von der Pfalz, der, bösem Rathe folgend, die böhmische Krone angenommen habe. Auch lutherische Schriften, die im Anfange des Krieges erschienen, setzten auseinander, daß das ‚böhmische Unwesen‘ nur eine bloße

¹ Vgl. das Aktenstück bei Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinand's II. und seiner Eltern (Schaffhausen 1850—1861) Bd. 7, Urk. CCLXXV. Vgl. 7, 409.

Rebellion gegen den rechtmäßigen König sei und keine Religionsfragen berühre. Den treuesten Einblick in die Natur des böhmischen Krieges gewährt ein Zeitgenosse der Vorgänge, ein lutherischer Adelicher aus Böhmen, dessen Schrift schon in Schiller's Zeit gedruckt vorlag und vom Dichter hätte benutzt werden können. ‚Wir geben Apologien und Vertheidigungen heraus,‘ sagt er, ‚aber weder Andere glauben, daß wir dadurch unsere Sache gerecht machen, noch bestehen wir vor unserem eigenen Gewissen. Der Türke, der König von Frankreich, der Kurfürst von Sachsen, der Schwiegervater unseres Königs, sie alle mißbilligen unsere Sache, wenn auch dieser oder jener die Revolution begünstigt. Wir haben gegen unsern Eid angesehene Männer, die im Namen unseres Königs kamen, ungehört aus den Fenstern gestürzt; wir haben ihnen nicht Zeit zum Beten gelassen, geschweige denn zur Vertheidigung. Wir haben den Kaiser Matthias, den König Ferdinand, die uns auch da noch Frieden, Verzeihung, unsere Rechte und Privilegien, schiedsrichterliche Beilegung anboten, nicht einmal hören wollen. Wir haben die Nachbarländer in und außer dem Reich, wir haben die Ungarn, die Engländer, die Türken, den Teufel selbst beschworen. Wir haben Wien belagert und das ganze deutsche Reich, so viel an uns war, den Türken und Tataren offen dargeboten. Bethlen Gabor sagt: er suche nicht Gerechtigkeit, sondern Herrschaft. Anhalt sagt: er suche Geld. Ebenso die anderen Obersten und Hauptleute. Darin ist eine gewisse Ehrlichkeit. Aber auch das Gewissen will befriedigt sein, und darum schiebt man die Religion vor...‘¹

¹ Bei Londorp, Acta Publ. 2, 75. Vgl. Klopp, Tilly im dreißigjährigen Krieg (Stuttgart 1861) Bd. 1, 52.

Die ‚böhmische Nation‘ betheiligte sich keineswegs an der Adelserhebung gegen Habsburg, und eine große Anzahl der böhmischen Städte hielt auch dann noch zu Oesterreich, als die Kriegsheere schon im Felde einander gegenüberstanden. Das Landvolk hätte am liebsten gegen seine tyrannischen Feudalherren losgeschlagen. Diese fürchteten eine gegen sie gerichtete Bauernerhebung so sehr, daß sie verfügten: die Bauern sollten die Waffen den Obrigkeiten ausliefern. Wäre Kaiser Ferdinand entschlossen genug gewesen, dem Rathe der Jesuiten: ‚die Unterthanen in Böhmen von der Leibeigenschaft und Tyrannei der Herren zu befreien, denn dann würden sie zu ihm stehen‘, Folge zu leisten, so würde wahrscheinlich nicht bloß der böhmische Krieg, sondern unsere gesammte deutsche Geschichte eine andere Wendung genommen haben. Merkwürdig ist, daß gleichzeitig mit den Jesuiten auch Professoren der lutherischen Universität Wittenberg den Kaiser aufforderten, ‚im Königreiche Böhmen das arme Landvolk von der Leibeigenschaft einer heidnischen Dienstbarkeit zu befreien‘. Lutheraner und Katholiken, betonten die lutherischen Professoren, müßten den Kaiser ‚zur Erhaltung deutscher Freiheit, zur Wiederbringung deutscher Treue und Beständigkeit‘ gegen die böhmische ‚Destruction‘ unterstützen¹.

Der Aufstand ‚der Böhmen‘ reducirt sich geschichtlich auf einen Aufstand slavischer Feudalherren, die den Prager Pöbel aufstachelten, Söldner warben und in verschiedenen Ländern Europa's, mit den deutschen Unionsfürsten, den Generalstaaten, mit Savoyen, sogar mit den Türken und Tataren zum Sturze Habsburgs Verbindungen angeknüpft hatten.

¹ Die Belege bei Klopp 1, 46.

Ueber diese Verbindungen geben die neueren Forschungen neue gewichtige Aufschlüsse.

Die Revolutionspropaganda, die unter Leitung des französischen Königs Heinrich IV. in Mitteleuropa eine Bedeutung gewonnen hatte, wie sie früher noch niemals in der Geschichte zu Tage getreten, war auch nach der Ermordung dieses Königs im Jahre 1610 in ununterbrochener Thätigkeit. Sie ging auf die Durchführung jenes Programms aus, welches Heinrich kurz vor seinem Tode aufgestellt hatte und wonach vor Allem das österreichische Kaiserhaus zertrümmert und das römisch-deutsche Reich mit Beseitigung der geistlichen Fürstenthümer demokratisch umgestaltet werden sollte. ‚Hopfen und Malz,‘ erklärten schon im Jahre 1608 Kurpfalz und Hessen-Cassel, ‚sei an den mühsamen Reichstags-Handlungen verloren; es werde nicht gehen, man gieße denn das Reich in einen anderen Modell.‘ Der Hauptagent der Union war der Fürst Christian von Anhalt, dessen nach der Schlacht auf dem weißen Berge im Jahre 1620 erbeutete Kanzlei alle geheimen ‚Praktiken und Anschläge‘ offenkundig machte. Christian verhehlte nicht, daß es sich um eine ‚volle Umwandlung der Welt Dinge‘ handle, und sein Genosse, der Markgraf von Anspach, schrieb, auf die zahlreichen Verbündeten in allen Ländern seine Hoffnung setzend: ‚In Kurzem haben wir die Mittel in Händen, die Welt umzukehren.‘ Wie unter Heinrich IV. in Paris, so liefen nach 1610 bis zur Zeit, als Cardinal Richelieu dessen Erbschaft antrat, alle Fäden der Empörung in Constantinopel und im Haag zusammen¹. Lange bevor der ‚Kriegstanz‘ be-

¹ Die genaueren Details über das Treiben und die erstaunliche Rührigkeit der Revolutionsagenten bieten eine überraschende Aehn-

gann, hatten die Verschworenen die künftige Beute unter sich ausgetheilt. Ihre Hoffnung war, so berichtet der Gesandte des lutherischen Kurfürsten von Sachsen, das Haus Habsburg werde völlig niedergeschlagen werden. Der Fürst Christian von Anhalt sollte zum erblichen Kurfürsten von Mainz und zum Erzkanzler des Reichs, Moritz von Oranien zum Kurfürsten von Köln, der Herzog von Bouillon zum Kurfürsten von Trier erhoben werden und Bethlen Gabor das Königreich Ungarn und eine achte Kur erhalten. Für Joachim Ernst von Anspach hatte man das Bisthum Würzburg und für jeden andern Mitthelfer einen entsprechenden Antheil der Beute in geistlichen Gütern ausersehen¹. In unzähligen Flugschriften und Traktätchen verbreitete man die extremsten demokratischen Grundsätze unter die Massen, bezeichnete die aus der Abstimmung des Volkes hervorgegangene Obrigkeit für die einzig rechtmäßige und sprach dem Volke die Befugniß zu, die Obrigkeit, welche sich Uebergriffe zu Schulden kommen lasse, zu entfernen. Der Begriff der disciplinirten Demokratie wurde schon jener Zeit allmählich geläufig. ‚Obwohl Gott,‘ sagte Tschernembl, der Kriegsrath des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, ‚die Länder austheilt, thut er solches doch nur durch das Volk und wie es diesem gefällt,‘ und weiter: ‚Derjenige sei rechtmäßiger König, welcher durch die mehrern und freien Stimmen zum Regiment komme‘¹. Für ihn war die Gewalt die Grundlage des Rechtes.

lichkeit mit dem Treiben und den Kunstmitteln der gegenwärtigen revolutionären Actionspartei.

¹ Die Belege bei Hurter 7, 355 und 8, 186. 455. Ueber die Pläne der Unionsfürsten im Jahre 1519 vgl. den Brief des pfalz-

Dem Gebahren der Revolutionsmänner gegenüber standen die eifrigsten lutherischen Fürsten mit ihrem Hauptführer, dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, treu zum Kaiser. Johann Georg wandte alle Mittel an, um in Böhmen ‚Oesterreichs rechtmäßige Herrschaft‘ gegen die ‚rebellischen Unruhmürmer‘ zu festigen. ‚Das Recht,‘ entwickelte er im Jahre 1620, ‚stehe augenfällig auf des Kaisers, der Unfug auf der Böhmen Seite und ihrer Genossen, dann der Unriten, deren Absicht dahin gerichtet sei, dem Hause Oesterreich im Reiche den Garauß zu machen, die goldene Bulle sammt den Reichsgesetzen zu verändern und mit Sachen durchzubringen, die nicht die Religion, sondern die Region betrafen‘¹. Der Kurfürst sprach also schon im Jahre 1620 aus, was in späteren Jahren Hippolytus a Lapide, Oesterreichs erbitterter Feind, hervorhob, daß, weil nicht um Religionen, sondern um Regionen gestritten würde, der leere Religionsvorwand² bei Seite gelassen werden sollte. ‚Weder von den lutherischen Geistlichen,‘ hob Johann Georg hervor, ‚noch weniger von den Deutschen, sei die Rebellion in Böhmen ausgegangen‘³.

Ungeachtet des bekannten Prager Attentates des Fenstersturzes und aller revolutionären Aufhebungen wollte Kaiser Ferdinand noch im Jahre 1619 alle früheren Privilegien Böhmens nebst dem Majestätsbrief bestätigen. Er bot damals wie während des ganzen langen Krieges alle Mittel auf, den Frieden wieder herzustellen. Hierfür liegen

gräßlichen Rathes Wolrad von Plessen bei Gindely, Gesch. des dreißigjährigen Krieges, Erste Abtheil. Bd. 3, 441—445.

¹ Die Belege bei Hurter 8, 358.

² Vanus ille religionis praetextus.

³ Die Belege bei Hurter 9, 220.

so vollgültige Beweise vor, daß man die von Schiller ausgesprochenen und seitdem in deutschen Geschichtsbüchern so oft wiederholten Anklagen: Ferdinand sei aus religiösem Fanatismus jeglicher Ausgleichung unzugänglich gewesen und als Haupturheber der langjährigen Wirrsale zu betrachten, als durchaus grundlos verwerfen muß¹.

Wie Ferdinand moralisch zu dem böhmischen Aufruhr stand, beweist eine geheime Instruction, die er im Jahr 1619 seinem Gesandten an den Papst ertheilte; er ‚wünsche sehnlichst den Frieden‘, ließ Ferdinand dem Papste sagen, und habe, um dazu von seiner Seite Alles zu thun, den Böhmen alle Privilegien bestätigt². Gleichzeitig schrieb er am 7. Januar 1619 in einem vertraulichen Brief an den Herzog Maximilian von Bayern: ‚er wolle lieber sterben, als daß mehr als in dem Majestätsbrief enthalten sei und er bei der Krönung zu bewilligen gleichsam genöthigt worden, eingeräumt werde; einmal Geschehenes hingegen werde man müssen geschehen sein lassen‘. Ferdinand war geneigt, zur Beilegung der Streitigkeiten ‚den Ausspruch Sachsens und Bayerns als Nachbarn oder des kurfürstlichen Collegiums anzunehmen‘. Aber die böhmischen Feudalherren wollten von keinem Frieden wissen. Sie bemühten sich, meldete am 6. December 1620 der Kurfürst von Sachsen den schlesischen Ständen, ‚alles Fleißes dahin, wie solch' wohlgemeintes, vorgeschlagenes, zu Fried' und Ruhe gerichtetes Vorhaben möchte verzogen, endlich zu nichte gemacht' werden. Mit prophetischem Wort verkündete das kurfürstliche Colle-

¹ Insbesondere ergibt sich das Gesagte aus Hurter's ‚Friedensbestrebungen Kaiser Ferdinand's II.‘ Wien 1860.

² Vgl. Kloppe 1, 33.

gium dem Pfälzer Friedrich, der noch kurz vor seiner Wahl als böhmischer König in Frankfurt dem Kaiser Treue geschworen, daß er durch Annahme der böhmischen Wahl das hl. Reich, den Ausländern zu einem Raubhaus öffne, die uralte deutsche Freiheit in eine erbärmliche Dienstbarkeit verändere, wobei die fürstlichen Häuser, Grafen, Herren und Ritter unter einander dermaßen sich zu Grunde richten würden, daß von deren Namen und Gedächtniß, außer was zu ihrer Schmach gereichen möge, nichts werde übrig bleiben, ja er nicht einmal den Ausgang dieses blutigen Krieges erleben werde. Wolle er doch durch den Vortheil, der ihm aus dieser Wahl erwachsen könnte, nicht sich, sein Haus, das gesammte Vaterland vorsätzlich in Unglück und Elend stürzen'. In Sachsen wurde die Frage über die Annahme der böhmischen Wahl so wenig von ihrer rechtlichen Seite getrennt, daß der Präsident von Schönberg acht Gründe aufstellte, welche den Kurfürsten von der Pfalz unzweifelhaft zurückhalten mußten. Aber Friedrich nahm die Wahl an, und das prophetische Wort ging in Erfüllung.

„Zwischen Ferdinand und Friedrich,“ erörtert ein neuerer protestantischer Forscher¹, „mußte ein Krieg auf Leben und Tod entbrennen; aber eins sollte doch bei dieser Sachlage nicht mehr zweifelhaft sein, nämlich, daß die Ehrlichkeit auf Seiten Ferdinand's war. Man sollte ferner, meinen wir, nicht mehr in Frage stellen, daß Ferdinand mit den Jesuiten, die ihn umgaben, in Böhmen die deutsche Sache, ferner die Sache eines geordneten Rechtszustandes

¹ Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit (Schaffhausen 1857) S. 266.

unter einer Monarchie gegen eine slavische Anarchie vertrat. Ferdinand's Sieg über Friedrich erregte Jubel auch im Lager der deutschen Lutheraner, so daß nicht bloß der Kurfürst von Sachsen, sondern alle Fürsten Norddeutschlands den Kaiser beglückwünschten, und die Einwohner Berlins bei der Nachricht von dem glänzenden Erfolg der kaiserlichen Waffen auf dem weißen Berge bei Prag ein Freudenfest begingen. Deutschland und also auch der deutsche Protestantismus bedurfte im siebenzehnten Jahrhundert eines starken Oesterreichs zur Vormauer gegen die Türken, die damals noch im Besitze des schönsten Theiles von Ungarn waren und mit den Böhmen und den unirten deutschen Fürsten in enger Verbindung standen. Der Pfälzer Friedrich wollte Türken und Tataren in's Reich rufen, und schickte an Bethlen Gabor die Aufforderung: ‚er solle Oesterreich, Steiermark, Kärnthn verheeren, Mähren zerstören, Schlesien und andere incorporirte Länder in Asche legen‘. Aus den Akten der in Prag erbeuteten pfälzischen Kanzlei ergab sich, daß man die Türken ‚zu einem Einfall in Steiermark mit 25,000 Mann angetrieben. Es wurden Verabredungen mit Bethlen Gabor entdeckt, den Krieg so lange fortzuführen, bis das Haus Oesterreich zu Grunde gerichtet sein werde, einen Waffenstillstand bloß zur Zeitgewinnung zu suchen, um entweder den Kaiser durch den Soldaufwand zu erschöpfen, oder das Volk zu dessen Bruch zu bewegen, sodann die Schuld davon jenem beizumessen‘¹.

Besonders charakteristisch für die unter Friedrich's Partei vorhandenen Gesinnungen und Bestrebungen ist ein Entwurf, den Friedrich's Kriegs-rath Tschernembl über die beste

¹ Die Belege bei Hurter, Geschichte Ferdinand's 8, 566. 568. Janssen, Schiller. 2. Aufl.

Art, wie man das römisch-deutsche Reich zerstückeln könne, im Jahr 1621 vorlegte. ‚Friedrich solle,‘ sagt er, ‚Dänemark nebst Schweden zu einer Ausrüstung von 30—40,000 Mann, den Prinzen von Oranien zum Angriff auf Spinola bewegen, Bethlen wider den Kaiser aufnehmen, von England zwei Millionen verlangen, gegen Geldhülfe den Venetianern Aussichten auf Triaul eröffnen. Sachsen müsse zur Entlassung seines Volkes gezwungen, Baiern in die Enge getrieben, die Donau bis nach Passau besetzt werden. Der König von Dänemark und Bethlen könnten dann in Oesterreich sich besprechen, wie der Kaiser aus dem Lande zu bringen, Steiermark zu gewinnen, Böhmen sammt den Nebenländern zu erobern sei. Innerösterreich wäre Ungarn zuzuweisen, die Bisthümer Speier und Worms müßten an die Pfalz fallen.‘¹ Solche reichsverrätherische Pläne hat man mit Principien religiöser Freiheit in Zusammenhang bringen wollen!

Auch nach seiner Besiegung auf dem weißen Berg wollte Friedrich nicht auf die usurpirte böhmische Krone verzichten. Kaiser Ferdinand mußte, nachdem er vergebens mit billigen Anträgen entgegengekommen war, und die Friedensvermittlung des englischen und französischen Gesandten vom Winterkönig zurückgewiesen worden, mit Entschiedenheit auftreten. Es erfolgten dann die Achtserklärungen und die bekannten Strafgerichte über die achtundzwanzig Verurtheilten aus dem hohen Adel. Gegen den Gebrauch der Zeit und den Wortlaut des Urtheils ließ der Kaiser die Hochverräther nicht viertheilen, sondern köpfen. Vor ihrer Hinrichtung hatte Tilly denselben Mittel

¹ Die archivalischen Belege bei Hurter 8, 607; 9, 108. Vgl. 8, 151. Klopp 1, 92.

zur Flucht an die Hand gegeben, gewiß nicht ohne Vorwissen Ferdinand's, der, wie selbst sein Gegner Habernfeld bezeugt, von Blutdurst nie eine Spur zeigte. Der Kaiser brachte, erzählt ein anderer Gegner desselben, dem die Hingerichteten als Blutzengen für seinen Glauben galten, die ganze Nacht vor Unterzeichnung des Urtheils schlaflos zu und legte am folgenden Morgen dem Vater Lammermann, seinem Beichtvater, die Frage vor: ob er ohne Verletzung des Gewissens die Verurtheilten begnadigen könne, oder ob er die Vollziehung des Richterspruchs gestatten solle? Beides, antwortete der Beichtvater, steht in Eurer Majestät Befugniß¹. Und Beidem that Ferdinand Genüge. Mit zitternder Hand, Thränen in den Augen, unterschrieb er über achtundzwanzig, meist vormalige Direktoren², das Todesurtheil; bei zwölf anderen verwandelte er die Todesstrafe in lebenslängliches oder zeitweiliges Gefängniß und andere Bußen. Wie sehr Ferdinand überzeugt war, daß er in Böhmen so streng handeln müsse, und wie wenig die Strenge aus Nachgier hervorging, zeigte er bald darauf in Mähren, wo er die vierundzwanzig Verurtheilten sämmtlich begnadigte.

Aber das Prager Blutgericht muß den Beweis liefern für Ferdinand's Grausamkeit. Die Farben, welche Schiller aufträgt, sind um so greller, weil er außer den erwähnten Verurtheilten noch eine unzählige Menge von dem gemeinen Volk' auf dem Blutgerüst sterben läßt. Die Geschichte weiß von dieser ,unzähligen Menge' Nichts.

Der ,religionschwärmerische Despotismus' Ferdinand's,

¹ Hist. persecutionum eccl. Boh. 221. Vgl. Zausen 549 Kloppe 1, 92—93.

² Reichsregenten.

dessen ‚kriechende Andächtelei sich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigte und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelte‘, bleibt seit dem böhmischen Aufstand das Grundthema des Dichters. Durch ihn ist seitdem das Urtheil über den Kaiser getrübt worden. Selbst österreichische Historiker, wie Hormayr und der Fürst von Signe, sprechen von ihm, wie von einem ‚Caligula‘ des neuern Europas. Unbefangener beurtheilte den Kaiser zuerst der Protestant Carl Adolph Menzel. Die protestantischen Historiker, sagt er, haben in der Beurtheilung Ferdinand's außer Acht gelassen, daß er nicht nur in den Protestanten der Erbländer eine politische, zum Untergange seines Hauses gerüstete Partei zu bekämpfen hatte, sondern auch mit dem protestantischen Reichstheile den Begriff des landeshoheitlichen Rechtes der Fürsten zur Festsetzung des Glaubens der Unterthanen, und die daraus abgeleitete Ueberzeugung theilte, daß ihm da, wo ihm das Herrscherrecht zusteh, auch die Herrscherpflicht obliege, für die Seligkeit der Unterthanen Sorge zu tragen. Wo er sich dieser Pflicht überhoben fand, wie in den schlesischen Fürstenthümern, deren Landesfürsten vermöge ihrer landeshoheitlichen Gerechtsame das protestantische Kirchenwesen eingeführt hatten, oder in den Reichsstädten, denen die Festsetzungen des Religionsfriedens zu Gute kamen, machte er auch von seiner Uebermacht zur Beeinträchtigung der bestehenden Kirchenverfassung keinen Gebrauch und versagte auch protestantischen Instituten kaiserliche Freibriefe nicht¹.

¹ Bd. 4, 166. Dem neuesten Geschichtschreiber Ferdinand's, Fr. v. Hurter, war die dankbare Aufgabe vorbehalten, dem Zerrbild, welches der Parteigeist vom Kaiser entworfen, das richtige Urbild mit detaillirter Zeichnung entgegen zu setzen. Freilich führt Hurter oft eine Art halbofficieller Sprache, verfällt in einen apologetischen

Als Böhmen unterworfen war, verfuhr Ferdinand in seiner Gegenreformation durchaus nur nach dem landesherrlichen Reformationsrecht, welches der Religionsfriede von Augsburg den Landesfürsten verlieh¹, welches die protestantischen Fürsten fortwährend ausübten und welches der Kaiser seinerseits bei den protestantischen Fürsten anerkannte. Der lutherische Kurfürst Johann Georg von Sachsen sprach dieß im Jahre 1625 in einer öffentlichen Staatschrift aus². ‚Es ist allerdings zu erwarten,‘ sagt der Kurfürst, ‚daß nach erlangtem völligen Sieg die geistlichen Stifte vom Kaiser wiedergefordert, oder den Inhabern sonst irgend welche Zumuthungen gemacht werden. Nur daß sofort und mit Gewalt verfahren werde, ist nicht anzunehmen. Man wird es nicht thun, weil dieß die Gemüther der protestantischen Reichsstände sowohl wie auswärtiger Könige zu sehr aufregen und der Anlaß zu einem Religionskriege sein könnte.‘ Johann Georg fand also im Jahre 1625 keinen Grund und kein Recht für

Lon und überschätzt die politische Befähigung des Kaisers. Aber wer vorurtheilsfrei sich mit seinen actenmäßigen Darstellungen bekannt macht, kann nicht in Zweifel ziehen, daß Ferdinand sich bei all' seinen Handlungen auf dem Gebiete des positiven Rechtes bewegte, und muß des Kaisers Rechtlichkeit, Würde und Sittenreinheit, und die Quelle dieser großen Eigenschaften, seine kindliche Frömmigkeit und Glaubenskraft, freudig anerkennen. Ferdinand zeigte stets eine erhabene Seelengröße, wo sein Glaube in Gefahr kam, wankte nicht, als zweimal alle seine Kronen auf seinem Haupte wankten, und rettete zweimal alle seine Länder durch persönlichen Muth, den sein Glaube ihm einflößte.

¹ Cujus regio ejus religio.

² Vgl. Klopp, ‚Das Restitutionsedict im nordwestlichen Deutschland‘ in den Forschungen zur deutschen Geschichte (Göttingen 1860) Bd. 1, 75—132

den Namen eines Religionskrieges. ‚Man hält uns entgegen,‘ sagt der Kurfürst ferner, ‚daß es im Hintergrunde die Absicht des Kaisers sei, die evangelische Lehre auszurotten und alle Reichsstände mit Gewalt zur Annahme der päpstlichen Religion zu zwingen. Man weist hin auf Böhmen, Oesterreich, Mähren, auf Schriften der Jesuiten, die das fordern, und dergleichen mehr. Man schürt täglich das Mißtrauen und meint, man dürfe nicht still dazu sitzen, nicht dazu schweigen. Auf solche Reden erwiedern wir: was der Kaiser im Sinn hat, ob er mit solchen Planen umgeht, das weiß allein Gott, und nicht wir. Wir können uns nicht vermessen, die Gedanken der Menschen zu ergründen. Wir haben uns zu halten an die oft und vielfach ausgesprochenen Verheißungen des Kaisers, daß seine Heere nur dienen sollen zur Vertheidigung des Reichs gegen die Feinde. Wir haben das kaiserliche Wort, und unser Luther sagt, daß man das Wort des Kaisers für rechtlich und wahrhaft zu halten fest und getreulich schuldig sei, so lange, bis der Kaiser selbst es widerruft. Allerdings hat der Kaiser in Böhmen, Mähren, Oesterreich die katholische Religion hergestellt. Aber das sind seine Erblande, über welche diese Befugniß ihm zusteht, und mit dem Reich hat das nichts zu schaffen...‘ ‚Wir Alle,‘ fährt er fort, ‚wünschen und sehnen den Frieden zurück auf des Reiches Boden. Dazu ist vor allen Dingen nöthig, daß der Pfalzgraf Kurfürst sein Vergehen bei den böhmischen Händeln aufrichtig bekenne und den Kaiser um Verzeihung bitte. Dann ferner ist es nöthig, daß alle evangelischen Fürsten des Reichs in gebühlichem Gehorsam sich um ihren Kaiser schaaren und ablassen von allen Bündnissen unter einander und mit fremden, un deutschen Mächten.‘ Also der luther-

rische Kurfürst in einer officiellen Schrift. Und wie er, der Vertreter des damaligen Lutherthums, dachte, ebenso dachten die hervorragenden lutherischen Fürsten: der Landgraf Ludwig von Darmstadt, der Herzog Christian der Ältere von Braunschweig-Lüneburg, ferner die conservativen Corporationen, die Ritterschaften und die Magistrate der Städte in den Ländern der niedersächsischen Fürsten.

Was der lutherische Landgraf von Hessen schrieb: ‚die rheinischen Kurfürsten beabsichtigen keine Feindseligkeit, keinen Ueberfall der Protestanten, keine gewaltsame Befehring, einzig Friede und Ruhe im Reich‘, galt auch von Ferdinand. Er tastete keinen der protestantischen Reichsfürsten an. Er fand es in der Ordnung, daß Johann Georg in der ihm verpfändeten Oberlausitz, einem ehemals kaiserlichen Erblande, das lutherische Bekenntniß befestigte und pflegte, weil er sich als Landesherr im Besitze des Reformationsrechtes befinde. Er erkannte dasselbe Recht in seinem Lande Schlesien den Erbfürsten von Liegnitz, Brieg und Oels zu. Auch in der Stadt Breslau verletzte Ferdinand niemals das Recht des protestantischen Stadtrathes.

Deßhalb wiesen der Kaiser und die Katholiken ebenso wie die Lutheraner die ‚verbrecherisch ausgegebene Parole‘, daß der ausgebrochene Krieg ein Religionskrieg sei, entschieden zurück. Er nähme, erklärte Wallenstein, auch protestantische Offiziere und Soldaten auf, um dem Mißtrauen zu begegnen, ‚als trachte der Kaiser den Protestantismus in Deutschland auszurotten‘¹. Insbesondere suchte Tilly jeglichen Schein, als werde für die Religion gefochten, geflissentlich zu vermeiden. In der Unterpfalz stellte er sonntäglich an die Kirchen des calvinistischen Bekenntnisses seine

¹ Vgl. Hurter, Zur Geschichte Wallenstein's 69.

Schildwachen zur Sicherung des Gottesdienstes; in Niedersachsen sprach er Geistliche, Schullehrer und Rüster, mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß er überhaupt keine geistliche Person ausgenommen wissen wolle, von Einquartierung frei. Zu wiederholten Malen forderte er durch gedruckte Proklamationen auf, dem Vorgehen der Böswilligen von einem Religionskriege keinen Glauben beizumessen, und stellte den protestantischen Geistlichen des Reichs die Frage: ob jemals durch ihn einer von ihnen bedrückt oder bedrängt worden sei¹. ‚Mindestens ebenso überzeugend,‘ sagt ein neuerer Forscher, ‚wie er selbst dadurch, hat einer der eifrigsten Gegner des Feldherrn durch eine Anklage gegen ihn dargethan, daß Tilly nicht einen Religionskrieg führte. Nachdem Tilly's Truppen drei Jahre lang in Hessen-Cassel gestanden, bemüht sich Landgraf Moriz, seine kaiserlich gesinnte Ritterschaft die volle Furchtbarkeit des liguistischen Feldherrn erkennen zu lassen. Er vertraut ihr an, er wisse wohl, was Tilly vorhabe. Derselbe wolle die Hessen wieder lutherisch machen und das Lutherthum sei halb papistisch. Die unfreiwillige Komik dieser Besorgniß des Landgrafen Moriz scheint uns die wahre Sachlage klarer darzulegen, als eine lang ausgespinnene Erörterung einzelner Momente und Thatsachen es vermöchte.‘²

Das Blut floß im dreißigjährigen Kriege nicht für den Glauben der Völker, sondern für die weltlichen Interessen regierender Häuser und demagogischer Umsturz männer, die durch den Ruf eines Religionskrieges ihre Sache zur Volkssache machen wollten. Sie hatten leichtes Spiel in einer

¹ Vgl. Klopp, Das Restitutionsedict 84.

² Klopp 84.

Zeit, in der man schon lange mit Erfolg bemüht gewesen war, den confessionellen Parteigeist zu schüren und den kirchlichen Zwiespalt zu einem gewaltigen Triebrad politisch-materieller Kräfte zu machen. Leute wie der Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar und Georg Friedrich von Durlach sorgten nicht für ‚lauteres Gotteswort‘, sondern hatten sehr greifbare Gründe, wenn sie von der Nothwendigkeit sprachen: ‚die neue Lehre durch das ganze Reich mit dem Schwerte zu verbreiten‘, und Alles daran zu setzen, ‚daß die katholische Religion im Reiche erlösche‘¹. Aber nicht bloß gegen die katholische Kirche richteten die religiösen Fanatiker und politischen Umsturz männer ihre Angriffe, sondern gleichzeitig auch gegen das römische Reich deutscher Nation. ‚Das römische Reich,‘ sagte Pareus, der calvinistische Hoftheologe des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, ‚ist des Antichrists Werk und Creatur, und es hat der Erhaltung desselben Niemand mehr zu genießen, als Pfaffen und Mönche‘². Zahlreiche Anhänger hatte in Deutschland die geheime ‚Brüderschaft des hochlöblichen Ordens des Rosenkreuzes‘ gefunden, die in ihrer im Jahre 1614 erschienenen Bekenntnißschrift jedem Mitgliede zur Pflicht machte, die gräulichen und abscheulichen Gotteslästerungen des Papstthums mit Mund und Herzen zu verfluchen. Sie verkündete den demnächst bevorstehenden Untergang des Papismus. ‚Das Garaus des Papstthums‘, hieß es, ‚sei bis auf diese Zeiten gespart, da es auch noch eine Zerfleischung der scharfen Nägel und reißenden Klauen gewahr werden und ein neues Löwengebrüll dem Eselsgeschrei

¹ Vgl. die Belege bei Hurter, Geschichte Ferdinand's II. Bd. 9, 295. 105.

² Vgl. die Belege bei Klopp, Tilly 1, 16.

ein Ende machen werde¹. Aber alle diese Ausbrüche des rohesten Fanatismus dürfen uns, entwickelt Carl Adolph Menzel, nicht dazu bestimmen, den dreißigjährigen Krieg für einen Religionskrieg zu halten. ‚Der dreißigjährige Krieg zwischen protestantischen und katholischen Staaten,‘ sagt Menzel, ‚der gewöhnlich für einen Religionskrieg gehalten wird, war kein Streit um Kirchenthümer, sondern um Fürstenthümer und Königreiche.‘

Denselben Standpunkt der Beurtheilung nahm schon Leibniz ein, der in den Vorarbeiten zu einer politischen Denkschrift aus dem Jahre 1671 in kurzen, schlagenden Worten ein Gesammturtheil über den dreißigjährigen Krieg ausspricht. Nachdem er erörtert, daß es von der höchsten Wichtigkeit für jede Regierung sei, nicht Haß auf sich zu ziehen, fährt er fort: ‚Das einzige Heilmittel gegen diesen öffentlichen Haß ist die Gerechtigkeit, entweder das Wesen derselben, oder der Schein. Der Schein, sage ich; denn bisweilen ist dem Ungerechten der Schein der Gerechtigkeit förderlich, wie ja die Römer sich zu Schiedsrichtern der Streitigkeiten zwischen Königen und Staaten machten, und dann unter dem Scheine der Gerechtigkeit Alle zugleich sich unterwarfen. Wenn dagegen der Anschein der Gerechtigkeit fehlt, auch wenn das Wesen derselben vorhanden ist, folgt dennoch öffentlicher Haß und zieht die Verwirrung der richtigen Politik nach sich. Wie es ja glaublich ist, daß die Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III. als gute und sehr friedliebende Fürsten, wie sie waren, im Anfange, so viel an ihnen lag (wenn auch vielleicht böse Rätthe Anderes betrieben haben mögen), gewißlich nur die Vertheidigung ihrer Erblande, die Verfolgung ihrer Feinde, des

¹ Vgl. C. A. Menzel 3, 287.

Mansfeld, des Halberstädters, des Durlachers, die durch ganz Deutschland ihre Schlupfwinkel suchten, im Sinne hatten. Sie sind nachher, als Feind an Feind sich reihte, nur wider Willen zu weiteren Fortschritten fortgezogen worden. Allein aus ihren unerwarteten Erfolgen selbst und aus der spanischen Verwandtschaft erwuchs gegen sie die Meinung ungeheurer Entwürfe und diese Meinung reizte nicht bloß protestantische Könige und Fürsten, sondern fast das ganze Europa gegen sie in die Waffen.¹

Auf deutschem Boden hatte zuerst der Dänenkönig Christian, dann der Schwedenkönig Gustav Adolph, zur Förderung ihrer Eroberungspläne, den Religionskrieg gepredigt. Ausländische Geschichtschreiber, unter ihnen der Deutsch-Schwede Chemnitz, bemühten sich dann, diese Anschauungen über den Krieg als Religionskrieg weiter zu verbreiten. Sie wurden den Deutschen, die den Pappus und Leibniz vergaßen und über ihre eigene Geschichte die Urtheile der Fremden aufnahmen, allmählich geläufig, und sagten besonders dem Zeitalter philosophischer Aufklärung zu, in welchem man die positiven Religionen in ihren Wirkungen schwarz und immer schwärzer malte. Dadurch erschienen die Erregenschaften der ‚Aufklärung‘ in desto strahlenderem Lichte. Die gerühmte Toleranz des ‚Zeitalters der Vernunft‘ stand erst in voller Glorie da, wenn man die verachteten und verspotteten Jahrhunderte des Kirchenglaubens als Jahrhunderte eines blutigen Fanatismus brandmarkte. In diesem Sinne hatten die Encyclopädisten und Friedrich II. über den dreißigjährigen Krieg geschrieben. Schiller eignete sich

¹ Vgl. Vierteljahrsschrift (Stuttgart) Jahrg. 1862, Heft 3, 377—379.

deren Urtheile und die Anschauungen der früheren fremden Historiker an, und sie beherrschen seine ganze Darstellung, obgleich er oft von den in den Kriegssereignissen zur Geltung gekommenen politischen Triebfedern und Interessen spricht.

Schiller's Buch hat durch den großen Einfluß, den es ausgeübt und noch fortwährend ausübt, mehr als irgend ein anderes in Deutschland den Wahn, daß der grauenhafte Krieg ein Religionskrieg gewesen, allgemein verbreitet, und alle Resultate neuerer Forschung, die den Wahn widerlegen, werden erst langsam zum Gemeingut der zahlreichen Kreise des gebildeten Publikums werden, und langsamer noch zum Gemeingut der Jugend, die so vielfach bloß aus oberflächlichen, nach traditioneller Schablone angefertigten Compendien in unseren Schulen Geschichte lernt.

Freilich hat Schiller, als er für Götschen's Damenkalender in aller Eile seine Geschichte des Krieges schrieb, nicht daran gedacht, daß man sein Buch zu einem classischen Werk stempeln würde, und weniger noch absichtlich Wirkungen hervorrufen wollen, die sein Buch in der That erzeugt hat. Aber diese Wirkungen sind nun einmal vorhanden und sie sind ungemein schädlich für unser religiöses sowohl wie nationales Leben. So lange man, nach Schiller's Vorgang, den dreißigjährigen Krieg als einen Religionskrieg betrachtet, in welchem nicht protestantische und katholische Fürsten, denen die Religion nur zum Vorwande diente, sondern Protestanten und Katholiken einander mit blutigem Hasse gewürgt haben, — denn Schiller spricht fortwährend, wo von Fürsten verschiedener Confessionen die Rede ist, von den Confessionen selbst, — als einen Krieg ferner, in welchem die ausländischen Mächte mit deutschem Blute zum Segen Deutschlands gefochten: so lange flößt man auch der Gegenwart noch Parteihaß und confessionelle

Erbitterung ein, und verhindert die Erstarkung jenes jedem großen Volke nothwendigen Nationalgeföhls, welches die inneren Zwistigkeiten selber ausfechten will und sich mit Entrüstung gegen jede Einmischung des Auslandes erhebt.

Der dreißigjährige Krieg, an welchem unsere Nation nur grauenvoll leidend Antheil genommen, war kein Religionskrieg, sondern ein Krieg gegen Kaiser und Reich. Er wurde zum Ruine Deutschlands von deutsch-feindlichen Mächten protestantischer und katholischer Confession geführt, und zwar geführt mit deutschem Blute. Er war so unsäglich unheilvoll in seinen Wirkungen vorzüglich durch die Sondersucht, den Verrath und die ganze Niedertracht deutscher Fürsten. Treffend spricht dieß der Protestant Barthold in seiner ‚Geschichte des großen deutschen Krieges‘ aus. ‚Durchdrungen,‘ sagt er, ‚von einem fast qualvollen Gefühl für das Unglück Deutschlands, welches der dreißigjährige Krieg und der westphälische Friede verschuldete, habe ich die schwere Aufgabe übernommen, im Einzelnen und durch gewissenhafte Erörterung der vermittelnden Ereignisse nachzuweisen, wie „die erste Theilung Deutschlands“ nicht durch die Kriegsthaten der Fremdlinge herbeigeführt ward, sondern wie unsere verblendeten Vorfahren allein ihrer eigenen Macht unterlagen, indem die fremden Kronen, mit unüberbotener Geschicklichkeit der Kraft- und Hülfsmittel einer schänd-eigennütigen Partei im Innern sich bemeisternd und den frommen Irrwahn für sich benutzend, unser starkes Volksganze erst nach unzähligen Wechsel, mehr als einmal von des Reichs Grenzen verjagt, in Fesseln schlagen konnten . . . ‘ Frankreich blieb ‚der eigentliche Feind Deutschlands‘; es machte ‚durch seine Diplomatie und durch sein Geld den schwedischen Heerführern und Staatslenkern allein möglich, mit deutschem Blute

über Deutschland zu siegen', und stützte sich ,auf Weimars gesinnungslose Söldlinge und Hessens verkaufte Schaaren'. Barthold beruft sich für seine Darstellung auf seine ,deutschstaatsbürgerliche Gesinnung', welche ,keine kirchliche Partei nimmt', weil es sich nur angeblich um kirchliche Fragen handelte, und als Gegner die Genossen einer Ansicht herausfordert, welche das Heil Deutschlands auf spröde Vereinzlung selbstmächtiger Staaten und auf die Widerstandsfähigkeit der Fürsten dem Reichsoberhaupte gegenüber begründen'.

Dieselbe ,deutschstaatsbürgerliche Gesinnung' aber, welche sich gegen die schwedische und französische Eroberungspolitik ausspricht, verlangt auch, daß man gleichmäßig das Treiben der Spanier auf deutschem Boden verurtheile. Schiller's Behauptung, daß ,hinter den Pyrenäen von unwissenden Mönchen und ränkevollen Günstlingen Europens Schickjal gesponnen wurde', ist eine leere poetische Floskel. Aber der Dichter zweifelt mit Recht, ,ob der Beistand', den die Spanier leisteten, ,der schimpflichen Abhängigkeit werth war, womit die deutschen Kaiser denselben erkaufte'. Wenn auch Spinola eine eben so gute Mannszucht aufrecht erhielt, wie Tilly, so waren doch im Reiche unbesoldete spanische Hülfsstruppen vorhanden, die der Sache des Kaisers, sowohl bei katholischen wie bei protestantischen Ständen, zu ungeheurem Schaden gereichten. Sie betrachteten die deutschen Gebiete, gleichviel ob deren Fürsten für oder gegen den Kaiser fochten, als erobertes Land, und plünderten wie Räuberhorden¹. So meldete der Kurfürst Johann Schweikard von Mainz im Jahre 1621 dem Kaiser: van

¹ Wir erfahren dieß aus zahlreichen unverdächtigen Zeugnissen, welche Hurter in seiner Geschichte Ferdinand's II. aus dem k. k. Staatsarchiv beibringt.

Esseren, ein Flamländer in spanischen Diensten, der sich ‚kaiserlicher Commissarius‘ nannte und an der Spitze der Civilverwaltung stand, ‚hat sich eines weitaussehenden, im Reich unerhörten Dominats unterfangen, etlichen Grafen mit dem Kerker, selbst mit dem Galgen gedroht, Schuldige und Unschuldige gleichgehalten, Jedermann gebrandschatzt. Durch seine Contributionen bringt er G. M. mehr Schaden als Nutzen‘¹. Dieser van Esseren verfuhr mit seinen Helfers- Helfern ganz in der Weise der bekannten Obercommissäre der französischen Republik. Er nöthigte das Landvolk, die ihren Herren zukommenden Gefälle ihm einzuliefern, legte den Bauernhöfen Brandschatzungen auf. Wie er ‚die Aeblichen feindselig und geringschätzig behandelte, so quälte er die Unterthanen in mannigfacher Weise. Denjenigen des Grafen Philipp zu Solms wurden 4000 Thaler Steuer auf- erlegt, um einem ertödteten Körper, wie er sich ausdrückte, noch mehr Blut auszupressen‘. Die in Kreuznach von den Spaniern eingesetzte Regierung, an deren Spitze van Esseren stand, ‚veranstaltete einen gewaltsamen Einfall in die Trier’schen Lande zur Fortschleppung aller Vorräthe. Unterthanen, die anderswohin sich gezogen, wurden die Güter confiscirt, Rentmeistern das Geld, welches sie ihren Herren eingeliefert, nochmals abverlangt‘. Der Reichshofrath konnte ‚von Uebergriffen sprechen, deren weder der geächtete Pfalzgraf, noch irgend einer seiner Vorfahren je sich schuldig gemacht hätten, die den Unkatholischen ein böses Exempel und den Katholischen Anlaß zum Nachdenken gäben‘. Darum stellten im Jahr 1627 die katholischen Stände dem Kaiser vor, daß durch Spaniens rechtloses Eingreifen ‚die Ehre des heil. Reiches gefährdet sei‘².

¹ Hurter 9, 63 ff.² Bei Hurter 9, 543.

Spanien hatte es, so gut wie Schweden und Frankreich, auf Eroberungen in Deutschland und besonders auf den Besitz der Unterpfalz abgesehen. Es gerieth darüber in Streit mit dem Herzog Maximilian von Bayern, der ebenfalls nur aus selbstjüchtigen Absichten dem Kaiser Beistand leistete und die ganze Pfalz annexiren wollte. Diese Rivalität katholischer Mächte wirkte höchst lähmend auf den Lauf des Krieges und den Erfolg der kaiserlichen Sache. Maximilian von Bayern, obgleich im Bunde mit dem Kaiser, hat ebenso gut gegen ihn gewirkt, wie der protestantische Reichstheil¹. Sein Gegner Wallenstein hat allerdings, nach Ausweis aller gründlichen Forschungen, nur egoistische Zwecke verfolgt und als Söldnerfürst grausam gehaust; er hat in seinem Kampfe gegen Maximilian und die ganze Fürstenaristokratie weniger für die Rechte des Kaisers als für seine eigenen gestritten, aber man darf sich doch in der Beurtheilung dieses Kampfes nicht auf Seiten des Fürstenthums stellen, welches sich zum Verderben des Reiches ungesetzlich vergrößerte, und nicht bloß den Friedländer, sondern vorzüglich das von ihm vertretene kaiserliche Princip unterdrücken wollte.

Als Maximilian von Bayern die Kriegsleitung übernahm, konnte er bekanntlich nicht einmal mit der ihm eingeräumten vollen Gewalt², wonach weder dem Kaiser, noch

¹ Mag man auch die glänzenden geistigen Eigenschaften Maximilian's, und seine Sittenstrenge, Mäßigkeit und Sparsamkeit gern anerkennen, so wird man ihm doch, wenn man nicht vom liguistischen, sondern vom kaiserlichen und deutsch-nationalen Standpunkt die Geschichte beurtheilt, keineswegs die bewundernde Anerkennung zollen können, die er bei katholischen Historikern wie Hurter und Billermont gefunden.

² dem directorium plenarium, absolutum et liberum.

irgend einem Mitgliede des Kaiserhauses der geringste militärische Einfluß verblieb, zufriedengestellt werden. Der von den Unionsfürsten und von Holland, von Türken und Tataren bedrängte Ferdinand mußte ihm, unter Verpfändung seiner sämtlichen Güter, die Erstattung jeglichen Schadens und für etwaigen Gebietsverlust ein österreichisches Erbland zur Entschädigung zusagen. Er presste sogar dem Kaiser das Versprechen ab, daß er ‚nicht nur pro hypotheca, sondern jure proprio‘ im Besitz aller Gebiete bleiben sollte, die er im Reiche erobern würde, und verlangte später die Unterordnung der kaiserlichen Truppen unter die Befehlshaber der Liga¹. Sein Plan, den Kaiser von aller Macht zu entblößen und alle militärischen Streitkräfte Deutschlands im Namen der Liga zu beherrschen, wurde durch Wallenstein behindert. Maximilian fürchtete mit den liguirten Fürsten die neue kaiserliche Armada wie einen böswilligen Feind, durch den ‚die heilsamen wohlverfaßten Reichsjakungen, so jederzeit die rechte norma und forma gewesen‘, umgestürzt, das heißt die Kaisermacht auf Kosten usurpirter Fürstenrechte vergrößert würde. In der Reichsritterschaft und in der Masse des Volkes zeigten sich lebhaftere Sympathien für den Kaiser und sein Heer. Selbst Tilly, der für eine ganz andere Mannszucht sorgte, als Wallenstein, sprach es aus, daß ‚die Unterthanen den kaiserlichen Truppen lieber hundert und tausend Thaler gäben, als den seinigen nur zwanzig oder dreißig‘². Aber die Fürstenpolitik siegte, als der Kaiser nicht bloß den übermüthigen Wallenstein entließ, sondern zugleich in unbegreif-

¹ Hurter bietet im neunten Bande seiner Geschichte Ferdinand's reichliches Material zur Begründung der Annahme, daß Maximilian von Bayern an der Fortsetzung des Krieges große Schuld getragen.

² Vgl. Hurter, Zur Geschichte Wallenstein's 124

licher Verblendung sein Heer opferte, gerade in derselben Zeit, als Gustav Adolph in Deutschland gelandet war. Weil das Heer zu einem großen Theil aus Söldnern bestand, die Jedem dienten, der Sold in Aussicht stellte, so war die Entlassung dieser Söldner gleichbedeutend mit einer Uebergabe derselben an den Feind. Der Sieg der Liga in Regensburg war eine Niederlage des Reiches. Die Siege der Fürstenpolitik sind überhaupt in unserer Geschichte immer Niederlagen der nationalen Sache gewesen. Ferdinand stand nirgends so fest auf dem Boden des Rechtes, als wo er den ‚illegalen Ujurpationen‘ der Reichsdynasten, die gegen Verfassung und Herkommen ihre Macht erweitert hatten, ein Ende machen und dem Schattenbilde des altherwürdigen Kaiserthums Wesenheit verschaffen wollte.

Wir finden unter den größeren deutschen Fürsten jener Zeit nur Einen Mann, der mit dem Vollgeföhle eigener Tüchtigkeit und Macht das Bewußtsein seiner rechtlich begründeten Stellung zum Kaiser verband und die Ehre des Gesamtvaterlandes den Interessen der Landeshoheit und der fürstlich-territorialen Sonderpolitik vorzog: wir meinen den von Schiller unbeachtet gelassenen edlen Erzbischof Johann Schweikard von Mainz. Von der stillen Glut männlicher Ueberzeugungen erfüllt, warmen Herzens, strenge gegen sich und milde gegen Andere, bewährte Schweikard während seines langen Regiments in den verwickeltsten Verhältnissen Kraft und Maß, diese zwei edelsten Eigenschaften des deutschen Charakters. Er ging immer mit freudigem Muth von Neuem an's Werk, wie oft auch seine Stimme der Mäßigung und Versöhnung bei Feinden und Freunden ungehört verhallte. Seine Stellung in der Liga war ächt konservativ und kaiserlich. Schon in den ersten Jahren des Krieges sah er die schweren Verhängnisse der kommenden

voraus, tief betrübt über die Geschichte Deutschlands, welches man zum gelobten Lande aller Eroberungsjüchtigen machte. Mit aller Entschiedenheit wehrte er sich gegen die Einmischungen des Auslandes, sprach seine Entrüstung über den rechtlosen ‚Dominat‘ der Spanier aus, forderte, im Gegensatz zu dem reichsverrätherischen Trierer Kurfürsten Christoph von Sötern, kühnen Angriff gegen Frankreich, warnte vor Uebertragung der Kur an Bayern, durch die man einen neuen Crisapfel unter die streitenden Parteien werfe, und vor gegenreformatorischen Ueberstürzungen in Böhmen¹. Gleichzeitig bot er aber seine ganze Streitmacht auf gegen das Treiben der Revolutionsmänner, die alle Grundlagen des Gemeinwesens und der Kirche erschütterten und nur ein Recht wollten, dessen einzige Basis der Erfolg, dessen einziges Mittel die Gewalt war. Schweikard wollte offene Action, keine verzwickten Auswege; er wollte ernstes Thun, keine subalterne Vielgeschäftigkeit, die, ohne ein richtiges Zeitmaß für wesentliche und unwesentliche Dinge zu besitzen, Kleinigkeiten abmacht und thatenlos ausgeht. Sein ganzes Wesen wurde gehoben und verklärt durch seine lebendige Frömmigkeit und Liebe zur Kirche, durch jene religiös-begeisterte Anschauung und Betrachtung der menschlichen Dinge, die allen innern Zwiespalt hebt, den Werth des Lebens nur nach dem mißt, was des Lebens werth und beim rastlosen Wirken und Schaffen den Erfolg Gott anheimstellt, vor dem sie sich in Ehrfurcht und demüthiger Anbetung beugt.

Den Wahn, daß der dreißigjährige Krieg ein Religions-

¹ Vgl. die Belege bei Hurter, Geschichte Ferdinand's 9, 66. 155. 163. 176. 219. 224. 358. 454.

krieg gewesen, hat Schiller besonders gefördert durch die Dichtgestalt, in die seine dichterische Phantasie den Schwedenkönig Gustav Adolph gekleidet, und durch das Nachbild, welches er von dem General Tilly entworfen hat.

Wie Schiller den schwedischen Eroberer auffaßte, kann man aus einigen Stellen seiner Briefe an Körner entnehmen. Letzterer schlug dem Dichter einmal die Abfassung eines großen epischen Heldengedichtes vor. ‚Ich zerbreche mir den Kopf,‘ schreibt Körner am 2. November 1791, ‚um Dir einen Stoff vorzuschlagen. Friedrich’s (II.) Geschichte hat gewisse wesentliche Mängel, um derentwillen ich sie nicht für tauglich halte. Ich wünschte einen Stoff von allgemeinem, nicht bloß nationalem Interesse für das bessere Publikum...‘ Schiller geht auf den Plan des Freundes ein, zieht aber doch einen nationalen Gegenstand für das Heldengedicht vor. ‚Kein Schriftsteller,‘ antwortet er, ‚so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein mag, wird in der Vorstellungsart seinem Vaterlande entfliehen...‘, zudem würde ‚das Interesse der Nation an einem nationalen Gedicht auch in Betracht kommen‘. Friedrich II. schien ihm jedoch kein passender Gegenstand für ein nationales Gedicht. ‚Ich kann diesen Charakter,‘ sagt er, ‚nicht lieb gewinnen; er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisierung an ihm vorzunehmen.‘ Dagegen hielt er zu dieser Riesenarbeit der Idealisierung für ein nationales Heldengedicht den Schwedenkönig Gustav Adolph für geeignet. ‚Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationalem und politischem noch am meisten gattet, und wo ich mich meiner Lieblingsideen noch am leichtesten entledigen kann, steht Gustav Adolph oben an. Gerade das, was Du mir vorschlägst, bestimmt mich für diesen Stoff.‘ Das Gedicht, welches den

Schwedenkönig als einen nationalen deutschen Helden feiern sollte, ist nicht fertig geworden, aber die ‚Niesenarbeit der Idealisierung‘ hat Schiller gleichwohl an dem Kriegshelden versucht, nämlich in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges. In dieser Geschichte hat sich der Dichter in der Charakteristik Gustav Adolph's ‚seiner Lieblingsideen entledigt‘, und durch sein vielgelesenes Buch in weiten Kreisen jene falschen Vorstellungen verbreitet, welche in dem fremden Eroberer einen für Deutschlands Wohl begeisterten Fürsten erblicken wollen. Erst durch Schiller ist Gustav Adolph in Deutschland populär geworden. ‚Julian,‘ antwortet Körner auf obigen Brief, ‚hätte wegen des Costüms gewisse Vortheile vor Gustav Adolph . . . Du wirst sagen, Julian sei uns jetzt zu fremd; aber wie Vielen ist es nicht auch Gustav Adolph.‘ Der Schwedenkönig war damals noch keine populäre Figur.

Gustav Adolph ¹ hatte lange Jahre, schon bevor er ohne Kriegserklärung in deutsches Reichsgebiet einbrach, den deutschen Krieg als das große Ziel seines Lebens verfolgt. Nachdem er den böhmischen Aufstand willkommen geheißen, dann im Jahre 1624 schon bereit gewesen, zu den Waffen zu greifen, sprach er im Jahre 1627 den Abgeordneten der Generalstaaten seinen schweren Kummer aus über die Fortschritte des Kaisers, aus welchen für das ‚gemeine Wesen‘ großer Nachtheil erwachse. ‚Wir Alle,‘ sagte er, ‚ich, die Hochmögenden, und andere Fürsten müssen bei Zeiten darauf Acht haben und fernerm Unheil zuvorkommen. Der erste und hauptsächlichste von allen Gründen, die eigene Sache wahrzunehmen, ist die günstige Gelegenheit. Noch ist es Zeit.‘ Für das ‚gemeine Wesen‘ der fremden Na-

¹ Vgl. Janssen, Gustav Adolph in Deutschland. Frankf. 1865.

tionen und für das, was die deutschen Fürsten ihre ‚Freiheit‘ nannten, lag allerdings eine große Gefahr in den Fortschritten Ferdinand's, der Deutschlands Centralgewalt kräftigen und dadurch die deutsche Nation zur Schiedsrichterin Europas erheben wollte. Insbesondere war Schwedens Macht bedroht, seitdem der Kaiser, um das gesunkene Ansehen des Reiches in den beiden Meeren wieder herzustellen, an die Errichtung einer deutschen Reichskriegsflotte dachte. Das erkannte Gustav Adolph. Er wollte den Kaiser von der Ostsee fern halten, und zwar fern halten durch einen Angriffskrieg. Aber selbst in Schweden rieth man ihm ab. Sein Kriegsrath betonte, erzählt der officiële schwedische Historiker Chemnitz, daß der Kaiser noch keine rechtmäßige Ursache zum Kriege gegeben habe; auch der schwedische Senat wollte Anfangs auf den Plan des Königs nicht eingehen. Aber der König blieb fest in seinem Entschlusse. Als ihn einer der Senatoren darauf hinwies, daß sich die Deutschen, falls er Sieger wäre, nicht mit ihm verbinden würden, antwortete er: ‚Wenn ich Sieger bin, so sind sie meine Beute.‘ In diesem Sinne trat er als ‚Befreier‘ in Deutschland auf. Weder in seinem Manifeste, welches er zur vermeintlichen Rechtfertigung seines Einfalls erließ, noch in seinen Verhandlungen mit dem Kaiser oder mit den Kurfürsten spricht er auch nur ein Wort über die Religion oder eine, ihm später angedichtete Befreiung des Protestantismus. Darum betonte auch der schwedische Kanzler Oxenstierna im Jahre 1644 im Reichsrath zu Stockholm, daß Pommern und die Seeküste die ‚vornehmste Ursache gewesen, welche seine selige Majestät in die Waffen brachte‘.

Ganz anders faßt Schiller den ‚friedliebenden Helden‘ Gustav Adolph auf. ‚Gustav Adolph,‘ sagt er, ‚war der

einzigste Fürst in Europa, von welchem die unterliegende Freiheit Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, der durch die stärksten politischen Gründe dazu aufgefordert, durch erlittene Beleidigungen dazu berechtigt und durch persönliche Fähigkeiten dieser gewagten Unternehmung gewachsen war. Die persönlichen Aufforderungen zum Krieg wurden bei Gustav durch die wichtigsten Staats- und Gewissensgründe unterstützt, und verstärkt durch die dringendsten Einladungen aus Deutschland. Von wem diese ‚dringendsten Einladungen‘ ausgingen, sagt der Dichter nicht. Er bemerkt dagegen später, im Widerspruch mit sich selbst, daß erst lange nach Gustav's Einbruch der Landgraf von Hessen-Cassel der erste deutsche Fürst gewesen, der sich ‚aus freien Stücken‘ mit dem Schwedenkönig gegen den Kaiser verband. Damit fällt die Annahme des Dichters: ‚die protestantischen Fürsten schienen nur die Ankunft eines Befreiers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyrannei abzuwerfen und sich öffentlich für Schweden zu erklären‘, als grundlos zusammen. Der Kurfürst von Sachsen hatte dem Schwedenkönige sagen lassen, daß er sich mit dem Kaiser gegen jeden Fremden vereinigen werde; der Pommernherzog Bogislaw und dessen Stände ließen ihn flehentlich bitten, daß er sie und ihr Land mit seiner ‚Befreiung‘ verschonen möge; der Kurfürst von Brandenburg bat ihn um Neutralität. Sogar die Herzoge von Mecklenburg, die vom kaiserlichen Hofe so schwer beleidigt waren, und die Gustav Adolph besonders schützen zu müssen vorgab, wollten nicht mit ihm gegen Ferdinand in Verbindung treten, sondern erwarteten den Austrag ihrer Sache von dem Rechtspruche des obersten Richters des Reiches. Die ‚dringendsten Einladungen‘ zum Kriege gegen Deutschland gingen von Richelieu aus, der dem Schwedenkönige französische Subsidien zu-

sicherte. Gustav Adolph wurde von keinem protestantischen Fürsten willkommen geheißen, wie er von keinem herbeigerufen worden. Aber dieß durfte der König nicht im schwedischen Reichsrathe sagen. Er gab vielmehr dort in seiner salbungsvollen Abschiedsrede unter den Gründen des Krieges auch an: ‚Der Kaiser verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub, und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hülfe, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben.‘

Der Dichter theilt diese salbungsvolle Rede mit, welche mit einem Psalmverse schloß, und schildert dann Gustav's Ankunft in Deutschland. ‚Er glaubte sich gegen Ferdinand,‘ sagt er, ‚der ihn in Preußen zuerst feindlich angegriffen, der hergebrachten Formalitäten überhoben, und fing ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten an.‘ Aber so lagen die Dinge nicht. Ferdinand hatte nicht die Schweden angegriffen, und hatte sogar, als Gustav eine Stadt auf deutschem Reichsboden, nämlich Stralsund, besetzte, noch immer sich in keinen Kampf mit Schweden einlassen wollen, sondern den Frieden dem Kriege vorgezogen. ‚Gegen die europäischen Fürsten,‘ fährt Schiller fort, ‚rechtfertigte er (Gustav) sein Betragen in einem eigenen Manifest, in welchem alle schon angeführten Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, hergezählt wurden.‘ Schiller nennt dieses Manifest eine Rechtfertigung, Friedrich II. dagegen, dem man keine Vorliebe für das Haus Oesterreich zuschreiben wird, nennt es ein ‚Meisterstück königlicher Sophistik‘. In der Beurtheilung Gustav Adolph's weichen der deutsche Dichter und der königliche Historiograph wesentlich von einander ab. Friedrich nennt die Gründe, um deren willen

der Schwede den Krieg unternahm, frivol, und ruft dabei aus: ‚Ist es recht, für solche Dinge, wie Gustav Adolph sie vorbrachte, das menschliche Geschlecht dem Blutvergießen zu weihen, um den Ehrgeiz und die Laune eines einzigen Menschen zu befriedigen!‘¹

Sahen die Protestanten in Deutschland den Schwedenkönig wirklich als einen ‚Befreier‘ an, so mußten sie ihn willig unterstützen. Aber Niemand unterstützte ihn. Noch im Juli 1631 meldete er klagend nach Stockholm, daß seine Schaaren auf Rauben und Plündern angewiesen seien, und seinem Schwager, dem Pfalzgrafen Johann, theilte er in einem vertraulichen Schreiben mit, daß er nur durch die Geldunterstützungen Frankreichs zur Fortführung des Krieges im Stande sei². Schiller spricht anders. Er rühmt ‚bereitwillige‘ Unterstützungen an den Schweden, und hebt besonders hervor, daß dieser sich ‚alle Herzen‘ gewonnen habe durch die strenge Disciplin, die er im Heere aufrecht erhielt. ‚Die Barbareien der Kaiserlichen,‘ sagt er, ‚dienten dazu, dem menschenfreundlichen Könige alle Herzen zu gewinnen. Der schwedische Soldat bezahlte Alles, was er brauchte, und von fremdem Eigenthume wurde auf seinem Durchmarsche nichts berührt.‘ Und vorher heißt es: ‚Ganz Deutschland hat die Mannszucht bewundert, durch welche sich die schwedischen Heere auf deutschem Boden in der ersten Zeit so rühmlich unterschieden . . . Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten der Soldaten, wie über die kriegerische Tapferkeit. Jedes Regiment muß zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um seinen Prezdiger schließen . . .‘ Die Schilderung ist schön, aber die

¹ Oeuvres de Frédéric le Grand 2, 35.

² Vgl. Janssen, Frankreichs Rheingelüste 43 ff.

historische Schilderung der ‚Mannszucht‘ gibt ein anderes Bild. So sagt der schwedisch gesinnte Chemnitz: ‚Es kamen dem Könige je länger je mehr Klagen vor, daß die Insolenz bei seinen Soldaten, namentlich bei den Reitern so groß geworden, daß sie das Land mit Rauben, Plündern und allerhand Gewaltthaten ganz erfüllten, daß sie die Salvogarden ohne Scheu verletzten, Kirchen und Schulen öffentlich beraubten, und nichts unterließen, was am Feinde als böse war getadelt worden.‘¹ Diese Schilderung stimmt mit der erwähnten Klage, die Gustav Adolph nach Stockholm schickte. Wie sich die Schweden in protestantischen Ländern betrug, ersieht man aus einem Briefe des protestantischen Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig vom Jahre 1632. ‚Meine Landleute werden von der undisciplinirten Soldatesca,‘ schrieb derselbe über das schwedische Heer an Gustav Adolph, ‚gleich wilden Thieren gejagt, gemartert und erschossen. Die Weibsbilder werden barbarisch geschändet, die Kirchen beraubt, überall solche Unthaten verübt, daß sich die Sonne davor entsetzen und verdunkeln möchte.‘

Schiller's Grundirrthum liegt in der Anschauung, daß der fremde Eroberer ein Befreier des protestantischen Deutschlands, gleichsam ein kriegender lutherischer Geistlicher in königlichem Gewande gewesen, der in Wehr und Waffen gegen Glaubenszwang und Gewissensdruck austrat und zugleich in Wehr und Waffen ein Prediger seines Glaubens war.

Das Bild, welches der Dichter von seinem Helden eines Religionskrieges entworfen, steht um so leuchtender vor den Augen des Lesers, weil er gleichzeitig Tilly, den Hauptgegner des fremden Eroberers, als einen Mann von ‚blindem

¹ Chemnitz, Schwedischer Krieg 127.

Religionseifer und blutdürstigem Verfolgungsgeist', als ein Scheusal in Menschengestalt darstellt.

Tilly's Fanatismus und Blutdurst offenbarte sich, nach Schiller's Darstellung, besonders bei der Zerstörung des protestantischen Magdeburg, wo der Feldherr angeblich die grausame Wuth des Söldners sich entfesseln ließ. ‚Kommt in einer Stunde wieder,‘ läßt Schiller den Feldherrn den für die Stadt um Schonung bittenden Offizieren seines Heeres sagen, ‚kommt in einer Stunde wieder, ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit Etwas haben.‘ Diese Schilderung hat vorzüglich den Namen Tilly's gebrandmarkt, und nach den Worten eines unbefangenen protestantischen Forschers¹ ‚bei der protestantischen Bevölkerung Norddeutschlands es wie ein Axiom festgestellt, daß Tilly ein Bluthund war. Und der Haß und die Erbitterung gegen den Namen des Feldherrn geht von ihm über auf die ganze Partei, die er vertrat. ‚Magdeburgs Zerstörung,‘ fährt derselbe Forscher fort, ‚gilt gemeinlich als der Gipfelpunkt der Leiden des dreißigjährigen Krieges; aber nicht minder ist die landläufige Tradition über die Art und Weise dieser Zerstörung der Gipfelpunkt des Wahns, daß der dreißigjährige Krieg ein Religionskrieg gewesen sei. Lassen wir erst diesen Wahn fallen, so wird der confessionelle Friede der Deutschen unter einander um ein Erhebliches erleichtert sein.‘

Die neueren Schriften von Heising und Bensen, vor Allem die Monographien von Willermont und Klopp haben auf Grund sorgfältiger Quellenstudien den ‚wahren Tilly‘ der Geschichte gezeichnet. Insbesondere ist jetzt der unumstößliche Nachweis geliefert, daß der Feldherr nicht nur keine Schuld

¹ Studien über Katholicismus u. s. w. S. 298.

getragen an der Zerstörung Magdeburgs, sondern daß er sich alle Mühe gegeben, die Stadt zu retten; daß er die Zerstörung derselben als ein schweres Unglück beklagte¹. Aber auch vor Schiller hatte Niemand den grauen Sieger in dreißig Schlachten zu einem Scheusal gemacht, wie ihn die Phantasie des Dichters dem Leser vorführt. So finden sich z. B. die angeführten grausamen Worte, die Tilly zu den Offizieren gesprochen haben soll, nur in dem Werk: *Soldat suédois*, welches im Auftrage Gustav Adolph's der calvinistische Professor Spanheim in Genf herausgab. Aber selbst Spanheim zweifelt an ihrer Richtigkeit, denn er fügt hinzu: Wenn es wahr ist². Schiller gibt die Worte ohne den Zusatz.

Bei der rhapsodischen Entstehung des Buches und der von Schiller selbst eingestandenen ‚Gefertigkeit‘, mit der es geschrieben worden, wird man es leicht begreiflich finden,

¹ Wir verweisen nur auf das Werk des Protestanten Karl Wittich: *Magdeburg, Gustav Adolf und Tilly*. Erster Band. Kritische Untersuchungen zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges mit Benutzung meist ungedruckter Quellen. Zweiter (Quellen-) Band, erste Hälfte. Berlin 1874. ‚Daß Tilly,‘ sagt der Verfasser unter Anderm 1, 207, ‚verleumdet ist, wie wenige Männer der Geschichte, ist eine Thatsache, die in populären Darstellungen noch immer ignorirt werden mag, die indeß von der kritischen Wissenschaft längst anerkannt worden. Er war der grausame Wütherich nicht, als welcher er zumal in Hinblick auf Magdeburgs trauriges Geschick zwei Jahrhunderte in der Tradition gelebt hat. Seine persönlichen Eigenschaften, seine Uneigennützigkeit und Pflichttreue, seine überzeugungsvolle Hingebung, seine Schlichtheit und Sittenreinheit und mit Einem Worte die strenge Ehrenhaftigkeit dieses Mannes sind neuerdings mehr und mehr gewürdigt worden . . .‘

² Vgl. Klopp, die Katastrophe von Magdeburg 1631. Freiburg 1874.

daß sich in der Beurtheilung einzelner Thatsachen und Persönlichkeiten Widersprüche eingeschlichen; aber diese Widersprüche sind so häufig und bisweilen so grell, daß wir wenigstens auf einige derselben verweisen müssen, da man unseres Wissens darauf noch nicht aufmerksam gemacht hat. So wird z. B. auf S. 116 die Politik des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen in einem höchst ungünstigen Lichte dargestellt und seine Hinneigung zu Oesterreich aus ‚Parteieifersucht gegen die Pfalz, den Eingebungen seines Hofpredigers, der von Oesterreich erkaufte war, und dem Verdruß, von den Böhmen bei der Königswahl übergangen worden zu sein‘, hergeleitet. Auch fügt der Dichter hinzu, daß der ‚lutherische Fanatismus nimmer es dem reformirten vergeben konnte, daß so viele edle Länder, wie man sich ausdrückte, dem Calvinismus in den Rücken flogen, und der römische Antichrist nur dem helvetischen Platz machen sollte‘. Dagegen wird eben dieselbe Politik des Kurfürsten wenige Seiten später als eine weise Politik gepriesen und Johann Georg erhält ein großes Lob. Es heißt nämlich: ‚Unangesteckt von dem Schwindel ritterlicher und religiöser Begeisterung, welcher einen Souverän nach dem andern dahinriß, Krone und Leben an das Glückspiel des Krieges zu wagen, strebte Johann Georg dem solideren Ruhme nach, das Seinige zu Rath zu halten und zu verbessern. Wenn seine Zeitgenossen ihn anklagten, daß er mitten im Sturme die protestantische Sache verlassen . . ., daß er der gemeinen Sache als ein unzuverlässiger Freund nicht viel weniger geschadet habe als ihre erklärtesten Feinde: so war es die Schuld dieser Fürsten, welche sich Johann Georg's weise Politik nicht zum Muster nahmen.‘ Als später nach langen Kriegsjahren — nachdem, wie Schiller selbst sagt, ‚das Elend in Deutschland zu einem so ausschweifenden Grade gestiegen,

daß das Gebet um Frieden von tausendmal tausend Zungen ertönte, und auch der nachtheiligste noch immer für eine Wohlthat des Himmels galt' — der Kurfürst Johann Georg mit dem Kaiser zu Prag Frieden schloß, erfährt dieser Friedensschluß den herben Tadel des Dichters. Der Kurfürst, sagt er, 'ließ die gemeine Sache im Stich, und weniger besorgt um das Loos seiner Mitstände und um deutsche Freiheit, dachte er nur darauf, seine eigenen Vortheile, wär's auch auf Unkosten des Ganzen, zu befördern'. Und doch hat der Dichter unmittelbar vorher angegeben, daß diese Mitstände Kursachsens ihre 'deutsche Freiheit' dazu anwendeten, um 'Deutschlands Rechte an diese (Frankreichs) treulose, habgüchtige Macht, die unter der Larve einer uneigennütigen Freundschaft nur nach Vergrößerung strebte, zu verkaufen'. Man kann keine stärkeren Widersprüche zusammenhäufen, als sie sich in Schiller's Buch in Bezug auf den Frieden zu Prag, die Stellung der erobersüchtigen Fremden zum Kaiser, und die Stellung der deutschen Fürsten zu den Fremden und zum Kaiser vorfinden.

Und wie will man folgende Widersprüche heben? Auf S. 130 wird der bekannte Mordbrenner Mansfeld zu denjenigen 'Helden' gezählt, die zum Schwerte gegriffen, um 'Deutschlands Freiheit' gegen den Kaiser Ferdinand II. zu vertheidigen; dagegen heißt es bald darauf von ihm und Christian von Braunschweig, daß nur der Krieg ihr Zweck gewesen, 'gleichviel, für wessen Sache sie kriegten', und daß Mansfeld sich vergeblich bemüht habe, in die Dienste des Kaisers zu treten. An einer Stelle wird von Christian von Braunschweig gesagt, daß er, 'von jugendlichem Uebermuth getrieben', sich ein beträchtliches Heer erworben, 'welchem die Vertheidigung Friedrich's' von der

Pfalz, und der deutschen Freiheit den Namen leihen mußte, und daß dieses Heer wie eine ‚Räuberbande‘ seinen Weg, wie gewöhnlich mit der schrecklichsten Verheerung bezeichnet habe, und von ‚Freund und Feind vertrieben‘ worden sei. Dagegen werden schließlich Mansfeld und Christian von der Kriegsbühne entlassen mit der Phrase, es wären ‚zwei Männer, der Unsterblichkeit werth, hätten sie sich so über ihr Zeitalter als über ihr Schicksal erhoben‘.

Widersprüche liegen auch in Schiller's Urtheil über Ferdinand II., dem er S. 86 die ‚gewaltsame Ausrottung der protestantischen Religion in seinen Erbländern‘ zur Last legt, dagegen S. 101 zuerkennt, daß er ‚ohne Geräusch und, man darf hinzufügen, ohne Grausamkeit‘ das ihm nach dem von Protestanten aufgestellten Satz: ‚cujus regio ejus religio‘, zustehende Reformationsrecht ausgeübt habe; dem er an dieser Stelle ‚einen bewunderungswürdigen Muth, eine lobenswerthe Standhaftigkeit‘ nicht abspricht, während er später, wie wir hörten, dem Leser Schrecken einflößt vor Ferdinand's ‚kriechender Andäctelei, die sich vor der Gottheit zum Wurme erniedrigt und auf dem Nacken der Menschheit trozig einherwandelt‘!

‚Ich habe diesen Herbst,‘ schrieb der große Historiker Barthold Georg Niebuhr am 15. Januar 1809, ‚Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen und einmal über das andere die Hände erstaunt zusammengeschlagen, nicht durch das Werk getroffen — o keineswegs, sondern durch Bewunderung über die Möglichkeit, daß eine solche Schrift, die nicht einmal erträglich gut geschrieben ist, und deren Erzählung nie fortströmt, sondern holpert und stolpert,

zu einem classischen Werk gestempelt ist. Die Zeit wird freilich Recht üben, und das Ding unter die Bank stecken.¹

¹ Lebensnachrichten über V. G. Niebuhr 2, 82. Dieses Urtheil Niebuhr's ist um so beachtenswerther, weil der große Historiker sonst seiner Verehrung für Schiller warme Worte leiht. Vgl. seinen Brief an Savigny vom 19. Febr. 1830 in den Lebensnachrichten 3, 252.

III. Schiller's kleinere historische Abhandlungen 1789 bis 1797.

In allen historischen Arbeiten des Dichters prägen sich, wie natürlich, seine religiösen Ansichten aus. Es lassen sich deshalb erstere nur vollständig würdigen, wenn man sich über letztere Rechenschaft abgelegt, letztere aber nur dann unbefangen beurtheilen, wenn man sie mit der vorausgegangenen allgemeinen religiösen Entwicklung Schiller's in Beziehung gesetzt hat. Denn abgesehen von der Theologie, sagt irgendwo Johannes von Müller, offenbart sich in keiner Wissenschaft der Einfluß der religiösen Anschauungen so sehr als in der Geschichtschreibung, 'die man in ihrem tiefsten Gehalt nur würdigen kann, wenn man die Geschichtschreiber selbst in ihrem Verhältniß zu den höchsten Fragen des Lebens studirt'.

Schiller war von frommen Eltern erzogen worden. Nur mit Mühe kann man in den Briefen seines Vaters die aus vollem Herzen strömenden Ermahnungen lesen, durch die er dem Sohne einen lebendigen Glauben an den Erlöser und ein festes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung einzuprägen sucht. In dem Morgengebet¹, welches er abgefaßt hatte und jeden Morgen verrichtete, sprach er

¹ Vgl. die Citate bei Palleste 1, 14—15.

unbewußt katholische Anschauungen über Freiheit und Gnade und Rechtfertigung aus. Unter den Bildern der Religion empfing das Gemüth des Dichters seine frühesten Eindrücke. ‚Es war ein Lieblingsgang des Knaben,‘ erzählt seine spätere Frau, ‚bei Lorch auf einen Berg zu steigen, auf dessen Höhe eine Kapelle stand und wohin die frommen, eifrigen Christen die zwölf Stationen der Leidensgeschichte auch symbolisch reuevoll zurücklegten.‘ Seine Schwester Christophine schreibt: ‚Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieben Kindesgesicht zu sehen; die frommen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm das Ansehen eines Engellöpschens.‘ Die Mutter pflegte den Kindern Sonntags das Evangelium zu erklären, über welches gepredigt wurde. ‚Einst,‘ sagt Christophine, ‚da wir mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag und die Mutter theilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emaus Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor.‘ Schiller hat im spätern Leben, als der Glaube an den Welterlöser längst aus seinem Herzen verschwunden war, eine tiefe Ehrfurcht beibehalten vor diesen frommen Eindrücken der Jugend, denen er sein fortwährend reines Gemüth und seinen gesunden Haß gegen alle weiche Sinnlichkeit und Verkommenheit des Zeitalters gewiß nicht am wenigsten zu danken hatte.

Als Jüngling empfing der Dichter noch eine mächtige

religiöse Einwirkung durch Klopstock's Messias und versuchte seine poetischen Talente in biblischen Stoffen.

Aber bald trat eine Wendung ein.

Die Erinnerungen an den Superintendenten Zilling in Ludwigsburg, dessen geistlicher Hochmuth nur von seinem Verfolgungsgeiste übertroffen wurde, und vor dem er so oft in dem catechetischen Unterricht gezittert; der ‚religiöse Gamaschendienst‘ auf der Militär-Akademie, wo er studirte; der Einfluß rationalistischer Lehrer, und die Lectüre französischer und englischer Deisten entfremdeten ihn immer mehr dem positiven Christenthum. Neue Sympathie für dasselbe in seinem Herzen zu erwecken, war die damalige protestantische Theologie keineswegs im Stande. Diese Theologie hatte den ganzen Entwicklungsproceß des Christenthums nach der Zeit der Apostel als eine fortgehende, immer wachsende Deformation dargestellt, bis in der ‚Reformation‘ eine Wiedererweckung der völlig erstarrten Religion stattgefunden. Sie hatte die ganze Geschichte des Christenthums vor der Reformation ‚wie einen Todtenacker betrachtet mit verwitterten und versunkenen Leichensteinen und modernden umherliegenden Gebeinen‘. So fielen bald, als der Glaube an ihre eigene Berechtigung und an die Irrthumslosigkeit der symbolischen Bücher erloschen war, als von Theologen selbst die Blößen und Widersprüche des reformatorischen Lehrbegriffs schonungslos aufgedeckt wurden, alle Stützen des christlich-religiösen Bewußtseins. Mit dem Glauben an die göttliche Leitung der Kirche ging auch der Glaube an ihre göttliche Gründung verloren. König Friedrich II. von Preußen sprach sich in einer öffentlichen Schrift unumwunden dahin aus, daß die traditionelle protestantische Vorstellung von der Kirchengeschichte, wonach diese als ein ‚großes von Schurken und Heuchlern auf

Kosten der betrogenen Massen aufgeführtes Drama anzusehen', die eigentliche Ursache seiner Verachtung des Christenthums sei ¹.

Schiller verwarf allen positiven Gehalt des Christenthums, behielt nur noch eine ästhetische Würdigung der kirchlichen Formen bei, und wendete seitdem alle Kräfte an, sich selbst und das Menschengeschlecht durch philosophische Ausbildung und durch eine Religion der Kunst zu veredeln. ‚Die gesunde und schöne Natur,‘ wäunte er, ‚braucht keine Moral, kein Naturrecht — ja sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten.‘² Es war vergebens, daß der Vater ihn zum christlichen Glauben und zur Demüthigung des Herzens zurückrief. Vergebens schrieb er ihm am 23. September 1784, daß er sich ‚in Geduld üben, Vertrauen auf Gott fassen, ihn ernstlich mit Beugung des Herzens um seine Hülfe anflehen, und nicht suchen sollte, sie sogleich zu erzwingen, sondern sie unter anhaltender Demüthigung erwarten‘. Der Vater nennt ihn ‚mit vielen Verstandeskräften begabt, doch dabei an dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, sehr irreführend‘. Und der Vater sah richtig: dem Sohne fehlte die Zufriedenheit; er war nicht glücklich bei der Abwendung seines Herzens von den Lehren des Christenthums. Dieß zeigen seine Briefe. Am 10. Februar 1785 schreibt er aus Mannheim an Körner: ‚Menschen, Verhältnisse, Erbreich und Himmel sind mir

¹ Vgl. die kurze, treffliche Darlegung der angeedeuteten Verhältnisse bei Döllinger, Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat 387—397, wodurch die betrübende Erscheinung erklärt wird, daß damals viele ‚der edelsten und begabtesten Männer der Nation‘ sich von den Lehren des Christenthums abwandten.

² Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 1, 187.

zumider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund... Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgange, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eigenes Herz wieder genießen lernen, und mein ganzes Dasein in einen lebendigen Schwung bringen... Bei Ihnen werde ich glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei.' Aber Freundschaft und Liebe allein können nicht das Herz des Menschen, konnten am wenigsten das große Herz Schiller's ausfüllen. Drei Jahre später heißt es in einem Briefe aus Weimar vom 7. Januar 1788: ‚Das Abarbeiten meiner Seele macht mich müde, ich bin entkräftet durch den immerwährenden Streit meiner Empfindungen...‘ Er suchte nach einer Auctorität, aber er fand Niemanden, dem er sich gläubig unterordnen konnte. So war ihm Wieland zu wenig consequent, als daß er dessen Ueberzeugungen zu den seinigen machen, oder die Form seines Geistes auf Treu und Glauben annehmen möchte... ‚Du weißt nicht,‘ schreibt er weiter an Körner, ‚wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist — und Alles dieß nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von Neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen. Eine philosophische

Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüthen drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich dir die Launen eines Augenblicks gebe. So war ich noch bei Euch, ohne es mir selbst klar zu machen, so bin ich fast die ganze Zeit meines Hierseins gewesen.' Am 20. August 1788 lauten seine Worte: ‚Herz und Kopf jagen sich bei mir immer und ewig; ich kann keinen Moment sagen, daß ich glücklich bin, daß ich mich meines Lebens freue . . . Seit sechs und acht Jahren bin ich ein so äußerst abhängiger Mensch von tausend Armseligkeiten geworden, die ich mir nicht vergeben kann, und bin ich nicht Herr meines Schicksals? . . . Du wirst fragen, was ich denn eigentlich will? Das weiß ich selbst nicht. Aber ich fühle, daß ich noch nicht in dem Elemente schwimme, für das ich eigentlich gehöre . . . Ein Bißchen mehr ruhiges Blut machte mich zu einem glücklichen Menschen; ich fühle, daß ich in mir selbst die Ressourcen zum Leben reichlich hätte, aber es muß irgendwo bei mir versehen worden sein. Es will nicht gehen.' Am 9. März 1789 beklagt er, daß sich so viel Misanthropie in seine Denkart gemischt, daß er den frohen Glauben an die Menschen verloren habe. So kehrt nach sechs Jahren das Geständniß wieder, welches er am 4. Januar 1783 in einem Briefe an Henriette von Wolzogen abgelegt hatte: Gutherzige Menschen kämen leicht in das Extrem des Menschenhasses, und er selbst habe die halbe Welt mit den glühendsten Empfindungen umfaßt und am Ende gefunden, daß er nur einen kalten Eisklumpen in den Armen gehalten¹.

Zur Zeit seiner Hoffnungslosigkeit, von der er in den obigen Briefen an Körner spricht, schrieb er seine Geschichte

¹ Schiller's Beziehungen zu seinen Eltern u. s. w. 396.

des Abfalls der Niederlande und dichtete seine ‚Götter Griechenlands‘. Die Einleitung zu dieser Geschichte ist für seinen damaligen religiös-philosophischen Standpunkt ebenso bemerkenswerth, wie das Gedicht für seinen damaligen religiös-poetischen Idealismus. Er will in seinem Werke ein schönes ‚Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt‘ aufstellen, um ‚in der Brust seines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken‘, aber er erklärt es für ‚nicht erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten‘. Seinen Standpunkt bodenloser Atomistik bezeichnet er noch genauer mit den Worten: ‚Der Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen, ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall.‘ Aber er ist sich weder klar, noch entschieden. Was er hier Zufall nennt, hat er wenige Zeilen früher ‚des Fatums unsichtbare Hand‘ genannt, und wenige Zeilen später heißt es: ‚Wenn die einzelnen Handlungen der Begebenheit, aus deren Verkettung sie wunderbar erwuchs, nur an sich edle Kräfte, schöne und große Handlungen waren, so ist die Begebenheit groß, interessant und fruchtbar für uns, und es steht uns frei, über die kühne Geburt des Zufalls zu erstaunen, oder einem höheren Verstand unsere Bewunderung zuzutragen.‘ Man möchte glauben, daß er selbst Furcht gehabt habe vor der Lehre von dem Zufall, die er verkündete, und deßhalb durch Accommodation sich zu helfen gesucht habe, denn diese Furcht vor den Consequenzen destructiver Sätze wandelt edle aber irregegangene Geister häufig an. Soviel ist unzweifelhaft, daß er damals noch keinen Begriff der Teleologie gehabt, daß er die Geburt des Zufalls anstaunte, und nicht befähigt war, ‚Hoffnung in sein Dasein

zu verflechten', da er kein Walten einer höhern Vorsicht in menschlichen Dingen annahm. Damals hätte er seinem Vater nicht mehr die Freude machen können, die er ihm im Jahre 1785 durch die Aeußerung gemacht hatte: ‚daß er allen Segen von Oben erwarte'. Unbefriedigt von dem poesielosen Rationalismus seiner Zeit, sprach Schiller mit der Behmuth eines Menschen, der nicht die rechten Quellen kennt, um seine Sehnsucht zu stillen, in den ‚Göttern Griechenlands' seinen Ingrimm aus, ‚gegen die Popf- und Kartoffelprediger, gegen den hölzernen Verstandesmechanismus und langweiligen Unglauben der Zeitgenossen'. ‚Nur der kann,' sagt Perthes, ‚vornehm gegen Schiller sich ereifern, der nicht weiß, wie dem zu Muthe ist, der sich ausstreckt nach dem Umgang mit dem lebendigen Gott und nichts findet in seiner Zeit als den kalten, in astronomischer Erhabenheit thronenden Götzen des Verstandes.'¹ Schiller kannte nicht das katholische Glaubens- und Cultus-system mit seiner lebendigen Vermittlung der diesseitigen und jenseitigen Sphäre, mit seinen reichen Mitteln zur Beruhigung und Erheiterung des Gemüthes. Er kannte nicht die katholische Heiligenverehrung, die das Göttliche mit dem Menschlichen, das Irdische mit dem Himmlischen fortwährend im engsten Bunde zusammenschließt und das göttlich Eine in seiner Erscheinung auf Erden reich und mannigfaltig macht. Darum wollte er im Heidenthume suchen, was ihm das rationalistisch verflachte und verarmte protestantische Christenthum seiner Zeit nicht bieten konnte,

¹ Friedrich Perthes' Leben (Gotha 1857) Bd. 3, 302. Vgl. Stolberg's Urtheil über die ‚Götter Griechenlands' bei Janssen, Fr. Leopold Graf zu Stolberg bis zu seiner Rückkehr zur Kirche (Freiburg 1877) S. 201—203.

und beklagte den Untergang der, wie ihm schien, heitern und poesievollen hellenischen Götter- und Weltanschauung¹.

Als Schiller ein Jahr nach Abfassung seiner niederländischen Revolution mit begeisterten, feurigen Worten seine Antrittsrede in Jena: ‚Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte‘ schrieb, hatte er bereits seine atomistischen Ansichten in der Betrachtung der Weltbegebenheiten aufgegeben. Körner freute sich am 17. November 1789, daß Schiller sich nicht ‚geschämt‘ habe, ‚sogar des teleologischen Princip‘ zu gedenken. Allein die Abhandlung zeigt, daß seine Teleologie nur in der Annahme eines gewissen, vernunftmäßigen Verlaufes des geschichtlichen Processes bestand, wie er sich denselben vorgestellt, und seine Ansichten waren noch so unbestimmt, daß er am Schluß der Abhandlung aus seinem Idealismus in einen willkürlichen Empirismus zurücksinkt. Obgleich er die christliche Religion als das ‚wichtigste Factum für die Weltgeschichte‘ erklärt, so findet er doch ‚weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch bei dem Volke, bei dem sie aufkam, aus Mangel der Quellen einen befriedigenden Erklärungsgrund ihrer Erscheinung‘. Ueberhaupt bleibt ihm die ganze Weltgeschichte ein ‚Aggregat von Bruchstücken‘, und nur der ‚philosophische Verstand‘ erhebt das ‚Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßigen, zusammenhängenden Ganzen, indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindemittel verkettet‘. Der ‚philosophische

¹ Vgl. Daumer: Aus der Mansarde (Mainz 1860), Heft 1, 155–164. ‚Schiller findet in den ‚Göttern Griechenlands‘, sagt Julian Schmidt (Schiller und seine Zeitgenossen 67) den christlichen Cultus zu finster und trübselig . . . Offenbar schwebt ihm hier die protestantische Kirche vor, denn auf den katholischen Cultus . . . würde diese Polemik nicht passen.‘

Verstand' operirt aber nur deshalb, weil es ihm schwer fällt, sich zu überreden, daß diese Folge von Erscheinungen, die in seiner Vorstellung so viel Regelmäßigkeit und Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verläugnen; er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge, das heißt, er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt und ein teleologisches Princip in die Weltgeschichte'. Er construirt also den gesammelten Stoff, wie Schiller anderswo sagt, 'aus sich heraus zur Geschichte', construirt ihn aber nicht, wie es später Hegel und andere Philosophen gethan, nach philosophischen Kategorien, sondern nach dichterischen Inspirationen, construirt ihn vermittelst 'künstlicher Bindungsglieder'. Nach Schiller muß demnach der Geschichtschreiber ebenso verfahren, wie der Dichter verfährt. Es stimmen deshalb mit dieser Anschauung die Worte, die er am 30. März 1789, zu derselben Zeit, als er obige Abhandlung schrieb, zur Erklärung seines Gedichtes: 'Die Künstler', an Körner richtete. 'Die moralischen Erscheinungen,' sagt er, 'die Leidenschaften, Handlungen, Schicksale, deren Verhältnisse der Mensch im großen Laufe der Natur nicht immer verfolgen und übersehen kann, ordnet der Dichter nach künstlichen, das heißt, er gibt ihnen künstlich Zusammenhang und Ordnung.' 'Diese Handlung begleitet er mit Glückseligkeit, jene Leidenschaft läßt er zu diesen oder jenen Handlungen führen, dieses Schicksal spinnt er aus diesen Handlungen oder diesen Charakteren u. s. w.' Der Geschichtschreiber leidet keine 'Aggregate von Bruchstücken', wie das 'durch Kunstwerke geübte Gefühl für Ebenmaß keine Fragmente mehr leidet', sondern jede einzelne Leidenschaft oder Handlung als den Theil oder das Glied eines Ganzen denkt.

Dieses Gefühl für Ebenmaß hat nun, weil es in der wirklichen Welt Mißverhältnisse fand, die Poesie von einem zweiten Leben, ‚die Poesie von einer Unsterblichkeit‘ geschaffen. Die ‚Unsterblichkeit ist ein Product des Gefühls für Ebenmaß, nach dem der Mensch die moralische Welt beurtheilen wollte, ehe er diese genug überschaute‘. Darum glaubte auch Schiller damals nur an eine Unsterblichkeit auf Erden, wo, wie er am Schluß seiner geschichtlichen Antrittsrede sagt: ‚die That lebt und weiter eilt, auch wenn der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte‘. Ein Vergleich dieser Rede mit den Schriften Kant's: ‚Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht‘ (1784), und ‚Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte‘ (1786), zeigt uns, daß der Dichter diese Schriften vielfach benutzt, aber nicht überall richtig verstanden hat¹.

Nicht die Religion, sondern die Kunst ist nach den Anschauungen des Dichters die Bildnerin unseres Geschlechtes. Sie allein bedingt und begünstigt jeden Fortschritt menschlicher Gesittung. Die höchste Stufe dieser Gesittung hat Schiller's eigenes Zeitalter erreicht. Wie der Dichter in den ‚Künstlern‘ die Zeitgenossen als die ‚reifsten Söhne der Zeit‘ preist, die ‚in thatenreicher Stille frei durch Vernunft‘ wandeln, so ist auch in seiner Antrittsrede das jüngste Geschlecht für ihn das reifste in der Geschichte. Er bezeichnet sein Jahrhundert als das eigentlich ‚menschliche‘, als das ‚Zeitalter der Vernunft‘, in welchem der Friede ‚durch einen

¹ Ueber das Verhältniß Schiller's zu Kant vgl. das Genauere bei Tomaszek 141 ff. Zweiten hat es sich in seiner früher citirten Schrift zur besondern Aufgabe gemacht, ‚das Verhältniß Schiller's zu Kant in allen seinen wissenschaftlichen Bestrebungen zur Anschauung zu bringen‘.

ewig geharnischten Krieg gehütet' wird, und — so schreibt der Dichter am Vorabende der französischen Revolution — ‚die europäische Staatengesellschaft in eine große Familie verwandelt' scheint. Um das Glück dieses ‚Zeitalters der Vernunft' herbeizuführen, haben alle früheren Zeiten ihre Kräfte angestrengt, auch das Mittelalter, welches aber in seinen Augen im Allgemeinen nur ein Jahrtausend roher Barbarei gewesen ist. ‚Die Hierarchie mußte in einem Gregor und Innocenz alle ihre Greuel auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß und des geistlichen Despotismus schreiender Skandal einen unerschrockenen Augustinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben...‘ ‚Der Müßiggang der Mönche mußte für das Böse, das ihre Werkthätigkeit schuf, von ferne einen Ersatz zubereiten, und der profane Fleiß in den Klöstern die zerrütteten Reste des Augustinischen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunst hinhalten!'

Diese damals landläufigen Ansichten über das Mittelalter erörterte Schiller des Nähern in dem Aufsatz ‚Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter', den er als Einleitung zum ersten Band der historischen Memoiren schrieb. Im Mittelalter, heißt es hier, habe der ‚Genius der Welt' ein Jahrtausend ‚in der Finsterniß gesponnen'. ‚Eine traurige Nacht hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelassene Dunkel desto schrecklicher zu zeigen.' Aber der ‚Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt', oder wie er, an traditionelle Worte anknüpfend, bald darauf sagt: ‚die ewige Ordnung' war nicht vom Steuer der Welt entflohen. ‚Die Sitten vertraut sie dem Schutze eines verwilderten Christenthums, und vergönnt dem mittlern Geschlecht, sich an diese

wankende Krücke zu lehnen, die sie dem stärkern Engel zerbrechen wird.' Auch das Uebel, auch die ‚Thorheit und Raserei‘ der Kreuzzüge hat guten Zwecken gedient, denn sie hat dem ‚vereinigten Elend der geistlichen Einförmigkeit und der politischen Zwietracht‘ ein Ende bereitet. Durch sie sah sich, meint er, ‚der römische Hierarchy‘, der ‚Feind der heiligsten Freiheit‘, der seine Donner aus der ‚unerschöpflichen Rüstkammer der Anarchie und des Bürgerkrieges‘ geholt hatte, in seinen Hoffnungen getäuscht; sein Thron, das Schreckbild des Aberglaubens und der Zwietracht, sinkt zusammen, dagegen findet der Bürger seine Menschheit in Asien wieder! Die Nacht des Mittelalters ging vorüber, als sich im sechzehnten Jahrhundert ‚das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Heldenmuth gattete‘, als die ‚Bemunft ihr Panier entfaltete‘ und ‚ein noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit führte‘! Die Verurtheilung der Kreuzzüge, wie sie sich bei Schiller findet, stützt sich auf das Vorgehen Gibbon's, Voltaire's und der französischen Encyclopädisten, welche ihren ganzen Fanatismus über eine Bewegung ausschütteten, die eben von jener Macht ausgegangen und geleitet war, deren Zerstörung man als das eigentliche Ziel des ‚philosophischen Krieges‘ betrachtete. Erst die reifere Forschung hat durch Wilken und Michaud ein unbefangenes Urtheil über die Kreuzzüge festgestellt¹. ‚Die Begeist-

¹ Wenn man auch in den letzten Jahren alte Vorurtheile gegen dieselben wieder aufgesucht und mit einem wissenschaftlichen Gewande umkleidet hat, so wird es doch nach den grundlegenden Werken der beiden genannten Historiker nicht mehr gelingen, die schonungslose, wegwerfende Verurtheilung, die im vorigen Jahrhundert zum guten Tone gehörte, von Neuem in unsere Literatur einzubürgern. Vgl. Kampschulte: Ueber Charakter und Entwicklung der Kreuzzüge in der

rung und Gesinnung der Kreuzfahrer,‘ sagt Niebuhr, dem man gewiß keine romantische Ueberschwänglichkeit zur Last legen wird, ‚ist für mich wahrhaft groß.‘ Niebuhr betrachtete es als ‚das allergrößte Unglück für Europa‘, daß die Kreuzzüge mißlangen¹.

Aber Schiller's hochklingende Rhetorik über das Mittelalter, die trotz aller Dichterbegeisterung und trotz einzelner treffender Bemerkungen im Allgemeinen nur auf der dürftigsten Anschauung der Vergangenheit beruhete, machte, wie er am 16. Mai 1790 an Körner schrieb, ‚Sensation‘. Der Dichter that sich auf sie so viel zu Gute, daß er am 3. November 1789 in einem Briefe an Caroline von Beulwitz die Ueberzeugung aussprach: ‚Niemand in der deutschen Welt hätte jetzt gerade das schreiben können als ich.‘ ‚Nie habe ich so viel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt und nie dem Verstande so schön durch die Einbildungskraft geholfen!‘ Und doch hatte damals schon Johannes von Müller als wirklicher Historiker auf Grund seiner Quellenstudien das reiche Leben des Mittelalters unpartheiisch beurtheilt, und sich im Jahre 1782 in seinen ‚Reisen der Päpste‘ im Interesse der politischen Freiheit und der historischen Gerechtigkeit des von der ‚Aufklärung‘ geschmähten Papstthums angenommen. Während Schiller die Päpste, als die Urheber der Knechtschaft und der Barbarei, der Verachtung der akademischen Jugend in Jena und des ganzen deutschen Publikums preisgab, hatte Johannes von Müller, bekanntlich ebenfalls Protestant, auf die Frage: ‚Was ist der Papst?‘ die Antwort gegeben: ‚Ein Bischof war der Papst. Und er war der heilige Vater, der oberste Priester,

der große Kaliph — nach Abulseda — aller Königreiche und Fürstenthümer, aller Herrschaften und Städte in dem Lande gegen Abend, welcher die wilde Jugend unserer Staaten durch Gottesfurcht gezähmt hat.' Und an einer andern Stelle, in den ‚Reisen der Päpste‘ sprach sich Müller dahin aus: ‚Die Päpste lebten in finsternen Zeiten, welche uns aber Alles gegeben, was wir nützen, und anstatt blutige Trümmer und morastige Wälder, viele kraftvolle Staatskörper auf uns hinuntergesandt haben. Vorher, als der Imperator auch der erste Pontifex war, war die ganze gesittete Welt in Schande, Barbarei, Tod und Ruin verfallen . . .‘ Der in Schiller's Augen so verabscheuungswürdige Gregor VII. war für Müller ‚standhaft wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet, streng in seinen Sitten‘. ‚Kühn,‘ sagt er, ‚gebrauchte Gregorius die Zeit, stiftete aber die Hierarchie und Reichsfreiheit; er gab der zerstreuten Geistlichkeit ein Band, viele tausend Menschen, die keine Macht hatten als Worte, erhob er aus dem Staub, und erleichterte das Joch, das die alten Franken auf die deutschen Provinzen gelegt.‘ Müller erkannte als Historiker, daß in keiner Periode der Weltgeschichte die Herrschaft der Ideen stärker gewesen, als im Mittelalter, und daß keine Periode so viele großartige Charaktere aufzuweisen hat, als die ‚Jahrhunderte des großen Gregor und Innocentius‘. Aus gleichem Grunde hatte lange vor Müller auch Leibniz, der Großmeister aller Wissenschaften, die Meinung ausgesprochen, man müsse, wolle man ‚das goldene Zeitalter wieder zurückführen‘, zur Schlichtung der Streitigkeiten unter den Fürsten ‚in Rom ein Tribunal errichten und den Papst zum Vorsitzenden desselben machen, wie er denn in Wahrheit einst der Richter unter den christlichen Potentaten gewesen

ist¹. Sogar Spittler, der nach einem Briefe an Meusel vom 25. December 1776 in dem mittelalterlichen Clerus nur ‚Schurken und Otternezücht‘ erkennen wollte, hatte, wie seine Werke zeigen, eingesehen, wie einseitig der flache Rationalismus in seinem Urtheil über das Mittelalter zu Werke gegangen war.

Schiller's Geschichtsconstructions, die später in dem philosophischen Idealismus Fichte's ihr Gegenbild fanden, waren meist bloß geistvolle Luftgebilde, weil sie bei sehr flüchtigen Studien auf den Eingebungen des Moments, auf poetischen Inspirationen beruhten, weil ihnen gelehrtes Arbeiten und positive Kenntnisse fehlten.

Während der Dichter, wie uns insbesondere sein Briefwechsel mit Goethe zeigt, bei seinen poetischen Werken mit größter Energie und Gewissenhaftigkeit arbeitete, begnügte er sich bei seinen historischen Studien mit einer raschen Aneignung des bereitliegenden Materials und suchte das hastig Gewonnene schnell für den Druck zu verwerthen. Als er sein Drama ‚Wallenstein‘ schrieb, trieb er, nach einem Briefe an Körner vom 21. November 1796, ein ‚genaues Studium der Zeitgeschichte‘ und wurde mit den ‚Schwierigkeiten dabei recht bekannt‘. Dagegen hatte er, als er wie im Fluge sein Geschichtswerk über den dreißigjährigen Krieg abfaßte, und den geschichtlichen Wallenstein darstellte, dieses ‚genaue Studium‘ nicht für nothwendig erachtet. ‚Die Arbeit ist leicht,‘ schrieb er über seine Geschichte des Krieges am 24. December 1789 an Körner, ‚da der Stoff so reich und die Behandlung bloß auf die Liebhaber zu berechnen ist.‘

Dies blieb Grundsatz des Dichters auch bei seinen historischen Vorlesungen.

¹ Oeuvres de Leibnitz 5, 65.

Er mache ‚alle Tage eine ganze Vorlesung‘, meldet er am 10. November 1789 an Körner, und schreibe ‚jeden Tag fast zwei gedruckte Bogen, ohne die Zeit, die auf Lesen und Excerptiren hingehet‘. Dennoch klagte er später demselben Freund am 19. December 1794, daß die ‚Vorarbeiten zu einer historischen Production äußerst abschreckend‘ seien, und daß, wie er aus Erfahrung wisse, ‚bei keiner Arbeit so viel Zeit weggeworfen‘ würde.

Für die Dichter ist deshalb Schiller stets als Muster zu empfehlen. Unsere Poesie würde nicht so inhaltlos geworden sein, wenn viele Epigonen der Dichtkunst das ernste Studium, welches er auf seine Dichtungen verwendete, sich zum Vorbild genommen hätten.

Dem Historiker dagegen darf Schiller nie zum Muster dienen. Der Dichter hat, wo man sich in der Geschichtschreibung in willkürlichen Constructionen und einem sentenziös aufgeputzten falschen Pragmatismus nach ihm richtete, vielfach schädlich gewirkt. Man entschlug sich, nach seinem Vorgange, gründlicher Forschung, wandte einen schnell zusammengerafften Stoff auf currente Tagesfragen an, und verirrte sich allmählich immer mehr in jene kranken Systeme, die in der thatsächlichsten aller Wissenschaften nicht Thatsachen, nicht positive Belehrung, sondern nur die Begründung subjectiver Ansichten suchten, und später sogar die reiche Fülle des historischen Lebens in philosophische Formeln einzwängten. Gewiß hat die philosophische Behandlung der Geschichte um die neuere Geschichtschreibung sich dadurch Verdienste erworben, daß sie alle Seiten menschlicher Bildung in Betracht gezogen und auf den tiefern Zusammenhang der Dinge eingegangen ist; aber die aprioristischen Systeme, welche die Geschichte nach speculativen Ideen oder Kategorien willkürlich construirten, üben auch heute noch

einen verderblichen Einfluß aus. Der Umfang des Wissens ist bedeutend größer, die Forschung ist ungleich tiefer geworden, und man hat in der Geschichtschreibung die bloß künstlerisch-ästhetischen oder philosophischen Gesichtspunkte meistens aufgegeben; dafür aber geht man vielfach in eben so aprioristischer Weise von politischen Gesichtspunkten aus, betrachtet die geschichtlichen Dinge mit einem bereits fertigen Urtheil über die für die Gegenwart ersprießlichste politische Entwicklung, und sucht für bestimmte politische Bestrebungen geschichtliche Stützen. Hat man doch neuerdings die deutsche Geschichte förmlich zu einer bloßen Propädeutik für politische Theorien des Augenblicks machen wollen. Manche moderne Historiker stehen noch heute auf Schiller's Schultern. Und wer von den Vielen hätte ihn in seinem Formtalent, seiner blendenden Eloquenz, seinen effectvollen Antithesen, seinen starken Lichtern und Schatten erreicht, wer könnte mit ihm wetteifern in seinem Virtuosenthum auf dem Instrumente der Sprache?

Aber wer in geschichtlichen Werken auch die glänzendsten Talente bekundet, um auf das Gemüth und die Phantasie des Lesers zu wirken, hat doch kein Anrecht auf Anerkennung als Historiker, wenn seine Darstellung nicht den objectiven Thatbestand feststellt, der nur durch lange Arbeit und durch die sorgsamste Durchforschung der Quellen erkannt werden kann. Und daran fehlt es bei Schiller. ‚Bei seinem außerordentlichen Talent,‘ bemerkt treffend Julian Schmidt über die historischen Abhandlungen des Dichters, ‚sich das nie Gesehene auszumalen, z. B. eine Charybde, den Jöhn u. s. w., traute er seiner Eingebung zu viel zu und handelte in gutem Glauben, wenn er auch das als wirklich vortrug, wovon er nicht das Mindeste wußte. Dieß Selbstvertrauen, das ihm später als Dich-

ter sehr zu statten kam, machte seine Stellung als Lehrer freilich bedenklich.¹

Wie ‚bedenklich‘ Schiller’s Lehrthätigkeit wurde, wie sehr er in den historischen Vorträgen seiner ‚Eingebung‘ folgte und wie wunderbar er als ‚schöpferischer Kopf‘ mit dem ‚gesammelten Stoff‘ verfuhr, um die Geschichte ‚zu befruchten‘, zeigen insbesondere seine Vorlesungen: ‚Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde‘ und ‚die Sendung Moses‘, die er in Jena hielt und die zuerst im Jahre 1790 in der Thalia erschienen.²

‚Es ist wohl,‘ sagte der Dichter in einer Anmerkung zum ersten Abdruck der erstern Vorlesung, ‚bei den wenigsten Lesern nöthig zu erinnern, daß diese Ideen auf Veranlassung eines Kant’schen Aufsatzes in der Berliner Monatschrift entstanden sind.‘³ Vergleicht man diesen schon früher erwähnten

¹ Schiller und seine Zeitgenossen 224.

² ‚Das Etwas über die erste Menschengesellschaft war durch einen Aufsatz Kant’s veranlaßt, verdankt diesem selbst aber sehr wenig. Weit abhängiger war Schiller in dem Aufsatz über die Sendung Moses‘ von dem freimaurerischen Buche Reinhold’s über die hebräischen Mysterien als Grundlage der freimaurerischen Ceremonien und Zeichen; aus ihr entnahm er das sämmtliche als Thatfache behandelte Material, die Namen und Stellen älterer Schriftsteller und die hauptsächlichsten Gesichtspunkte, während Reinhold seinerseits von einem Buche Warburton’s (The divine legation of Moses demonstrated) abhängig war. Indes sind beide Aufsätze Schiller’s, wenn auch ohne eigenes Studium abgefaßt, doch sein selbstständiges Eigenthum durch Auffassung und Darstellung.‘ Goedeke im Vorwort zu den kleinen historischen Schriften in Schiller’s Sämmtl. Schriften, Bd. 9, VII. Die Abhandlungen über Lykurg und Solon stammen nicht von Schiller her, worüber Näheres bei Goedeke VII—XII.

³ Unmöglich können wir mit Tomaschef 125 in Schiller’s Ab-

Aufsatz des Königsberger Philosophen ‚Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte‘ mit Schiller's Arbeit, so kann man die Art, wie die Phantasie mit dem Dichter spielte, recht erkennen. Im schärfsten Widerspruch mit der heiligen Urkunde stellt Schiller die Hypothese auf, daß der erste Mensch als vernunftloses Thier ‚am Leitbände des Instinctes‘ in's Leben eingetreten sei und ein ganz thierisches Leben geführt habe. ‚Aber der Mensch war zu ganz was Anderem bestimmt . . . Er selbst sollte der Schöpfer seiner Glückseligkeit werden‘, er sollte den Stand der Unschuld, in welchem er nur von sinnlichen Trieben beherrscht ward, verlieren, aber von Neuem auffuchen lernen durch seine Vernunft. ‚Aus einem Paradies der Unwissenheit und der Knechtschaft sollte er sich zu einem Paradies der Erkenntniß und Freiheit hinaufarbeiten, einem solchen nämlich, wo er dem moralischen Gesetze in seiner Brust ebenso unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Instincte gedient hatte.‘ Das moralische Gesetz, von dem Schiller spricht, ist Kant's kategorischer Imperativ, der die Stelle Gottes und seiner Gnade vertreten soll. ‚Wenn wir,‘ sagt er weiter, ‚jene Stimme Gottes in Eden, die dem Menschen den Baum der Erkenntniß verbot, in eine Stimme seines Instincts verwandeln, so ist sein vermeintlicher Ungehorsam gegen jenes göttliche Gebot nichts anders als ein Abfall von seinem Instincte, also erste Aeußerung seiner Selbst-

handlung ‚einen Aufwand von Scharfsinn‘ entdecken. Viel richtiger wird sie von Julian Schmidt 230 als ein ‚äußerst wunderliches‘ Product bezeichnet. ‚Es klingen,‘ sagt Schmidt, ‚zwar einzelne Worte der Bibel heraus, aber im Uebrigen überläßt sich der Dichter ganz frei seiner Phantasie.‘ Ein gediegener, von uns mehrfach benutzter Aufsatz über Schiller's kleinere historische Schriften findet sich im Aprilheft des 8. Bandes des ‚Katholiken‘.

thätigkeit, erstes Wagstück seiner Vernunft, erster Anfang seines moralischen Daseins! Dieser Abfall vom Instinct, ist ohne Widerspruch die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte. So hat also der Dichter, nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde das Gegenheil von dem herausgebracht, was in der Urkunde steht. Aber auch hier befällt ihn von Neuem die Furcht vor seiner eigenen Lehre, denn er will nicht, daß diese Lehre in's Volk eindringe. ‚Der Volkslehrer hat ganz Recht, wenn er diese Begebenheit als einen Fall des ersten Menschen behandelt, und, wo es sich thun läßt, nützliche moralische Lehren daraus zieht; aber der Philosoph hat nicht weniger Recht, der menschlichen Natur im Großen zu diesem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünschen.‘ Was also der Eine als ‚Fall‘ darstellt, soll der Andere als ‚Riesenschritt‘ darstellen — und Beide stellen richtig dar. Schiller's Auffassung findet noch jetzt Bewunderer; sie ist für Palleske¹ ‚ebenso undogmatisch als tapfer‘.

Nachdem der Dichter so den vermeintlichen Sündenfall für den Philosophen glücklich entfernt hat, überläßt er sich, nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde¹ ferneren Phantasien und leitet, man weiß nicht aus welchen Gründen, aus der Uebertretung des Instinctes eine vollständige Veränderung in der Natur und dem Verhältniß der Dinge her. Es erwacht Feindschaft zwischen den Menschen und den Thieren und zwischen den Menschen unter einander; aus einem Rechtsstreit über das Mein und Dein entsteht der erste Todtschlag, indem ein übermüthiger Hirt seine Heerde in das Feld eines Ackerbauers treibt. Die sogenannten ‚Kinder Gottes‘, die nicht, wie die Schrift sagt,

¹ Schiller's Leben und Werke 2, 142.

die gottesfürchtigen Menschen, sondern nach Schiller im Gegentheil die lasterhaften Söhne der Reichen sind, unterdrücken und quälen die ‚Kinder der Menschen‘, das heißt die Guten und Unschuldigen, und veranlassen eine allgemeine Unordnung. Diese überhandnehmende Unordnung in der ersten Gesellschaft würde sich endlich wahrscheinlich mit Ordnung geendigt haben . . . wenn nicht eine fürchterliche Naturbegebenheit plötzlich alle Schritte, welche das Menschengeschlecht zu seiner Verfeinerung zu thun im Begriffe war, gehemmt hätte. Die Sündflut war also nicht, wie die Schrift uns lehrt, eine Strafe der Sünde, sondern ein betrübendes Ereigniß, welches den Fortschritt der Cultur gehindert hat.

Hat Schiller demnach durch seinen philosophischen Versuch, die Bibel ohne Gott zu erklären, in allen seinen Behauptungen über die erste Entwicklungsgegeschichte der Menschheit das Gegentheil von dem ausgesprochen, was die Bibel lehrt, so kommt er in seiner ‚Sendung Moses‘ mit seiner neuen Exegese auch für die spätere Zeit zu neuen Resultaten.

Wir verdanken, entwickelt er, der Mosaischen Religion einen großen Theil der Aufklärung, der wir uns heutigen Tages erfreuen, weil wir durch sie die Lehre von dem einzigen Gott erhalten haben, die, Anfangs nur ein Gegenstand des blinden Glaubens unter dem Volke, endlich in den helleren Köpfen zu einem Vernunftbegriff gereift ist. Aber weder Moses noch sein Volk, setzt er weiter auseinander, kannten diese Lehre, denn diese ist in dem ‚Kopfe eines ägyptischen Priesters aufgekeimt‘, und der ‚glückliche Finder‘ hat sie ‚fähigen Subjecten‘ mitgetheilt. Aber man hielt sie, als eine gefährliche Wahrheit, aus Staatsrückichten geheim, und so blieb sie ‚ausschließendes

Eigenthum einer kleinen geschlossenen Gesellschaft¹, von deren Mysterien der Dichter das Genauere kennt und mittheilt. Zur Zeit, als Moses in diesen Geheimbund aufgenommen wurde, näherte sich dieser wahrscheinlich schon seinem Verfalle, wie uns einige Spielereien schließen lassen, die ihm der hebräische Gesetzgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunstgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geist der ersten Stifter war noch nicht daraus verschwunden, und die Lehre von der Einheit des Welterschöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten'. Diese Lehre, und die Unsterblichkeitslehre, welche man schwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Mysterien der Isis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenstand geheimer Wissenschaften machte; welche Kenntnisse ihn nachher in den Stand setzten, Wunder zu wirken und im Beisein des Pharaos es mit seinen Lehrern selbst oder den Zauberern aufzunehmen, die er in Einigem sogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf bewies, daß er ein aufmerksamer und fähiger Schüler gewesen und zu dem letzten höchsten Grad der Anschauung gekommen war'. Darum ist es für den Dichter auch wahrscheinlich, daß Moses vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Mysterien und des Staates gewidmet habe'. Außer den Künsten der Zauberei, die er später für Wunder ausgab, hat Moses auch die äußeren Einrichtungen des Gottesdienstes, den er den Israeliten vorschrieb, von den Aegyptiern gelernt. So ließ er zum Beispiel die Bundeslade nach dem Vorbilde des Sarges des Serapis anfertigen, einer Art von Lade, die von einer be-

¹ etwa eines Freimaurerordens.

sondern Priesterkaste, Kistophoren genannt, herumgetragen wurde; die Cherubim über der Bundeslade waren eine Nachbildung der ägyptischen Sphinx.

Nun folgt die Flucht des Moses vom Hofe und dessen Aufenthalt in der arabischen Wüste, wo er, in dem Kleide eines Hirten einen feurigen Regentengeist, und nach Art des Propheten Mahomet, einen rastlosen Ehrgeiz mit sich herumtrug. Sein Herz war voll Erbitterung, und nichts zerstreute ihn in dieser menschenleeren Wüste, bis er sich — man erkennt Schiller als Dramatiker — über sein Schicksal erhob und die Idee faßte: „Ich will dieses Volk erlösen.“ Um aber diese Erlösung zu bewerkstelligen, mußte er sich, wie später Mahomet, als Gesandten Gottes ausgeben und aus einer göttlichen Mission die Kenntnisse herleiten, die er in Wahrheit in dem ägyptischen Freimaurerorden gewonnen hatte. Aber da es schwer war, den Hebräern, die von dem wahren, im Kopfe eines ägyptischen Priesters entsprungenen Gotte natürlich Nichts wußten, diese Kenntniß beizubringen und da sie sogar diesen „wahren Gott“, zu dem sie nach den Worten der heiligen Schrift in der Angst ihres Herzens seufzten, in ihrer Lage nicht einmal brauchen konnten, und da Moses anderseits, einen fabelhaften Gott ihnen nicht verkündigen wollte, weil er diese widrige Rolle verachtete, so blieb ihm, nichts Anderes übrig, als ihnen seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen. Diese letzten Worte sind auch im ursprünglichen Texte mit gesperrter Schrift gedruckt.

Und was Moses wollte, um die Wahrheit mit Hülfe des Betrugs zu verbreiten, gelang ihm trefflich. Durch seine Zauberkünste und Gaukeleien gewann er das Vertrauen des Volkes, bewog den Pharao, der in seinem Leben noch niemals solche Leistungen in der Zauberei gesehen hatte, die

Hebräer zu entlassen, und spielte diesen dann die Comödie über das Gespräch im Dornbusche vor, welche ‚alle Requisite hatte, die sie haben mußte, um den Hebräern Glauben daran einzulößen, und dieß war Alles, was sie sollte‘.

Welche Stellung nimmt nun Moses nach Schiller in der Weltgeschichte ein?

‚Moses ist der Erste, der es wagte, das geheimgehaltene Resultat der Mystereien, die Idee von dem höchsten Wesen nicht nur laut, sondern sogar zur Grundlage eines Staates zu machen. Er wird also zum Besten der Welt und Nachwelt ein Verräther der Mystereien. Freilich konnte er seinen Hebräern mit dieser neuen Religion nicht auch zugleich den Verstand mitgeben, sie zu fassen, und darin hatten die ägyptischen Epopten einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchstens nur blind daran glauben.‘ Mit diesen Worten schließt der Dichter seine Abhandlung.

Die zwei Abhandlungen Schiller's über die erste Menschengesellschaft und über Moses zeigen am offenkundigsten, mit welcher Willkür der Dichter seine Quellen behandelte, und was bei ihm der Satz zu bedeuten hatte: ‚der Historiker müsse den gesammelten Stoff aus sich heraus zur Geschichte construiren‘. In den besagten Abhandlungen aber ist diese Willkür doppelt betrübend, weil sie sich ohne irgend welche gründliche Vorstudien in ärgerlichster Weise an den heiligen Urkunden vergreift, und ihre Wirkung ist doppelt gefährlich, weil der Dichter seine Phantasien in den Zauber einer hinreißenden Darstellung zu kleiden mußte.

Wie aus einem Briefe an Körner vom 26. November 1790 hervorgeht, glaubte Schiller zur Zeit, als er die Abhandlungen geschrieben, ‚der erste Geschichtschreiber in Deutschland werden zu können‘, und der katholische Coadjutor

Dalberg in Mainz spendete seinem Talente als Historiker ein reiches Lob. Während Shafespeare, schrieb Dalberg an den Dichter am 2. November 1790, die geist- und lebensvollen Kinder seiner Phantasia in ein Drama und Robertson die Bruchstücke seines sammelnden und forschenden Geistes in eine Geschichte schmelze, vereinige er (Schiller) Beides: Bildungskraft und Forschungsgeist¹. ‚Man hat mir,‘ heißt es in einem Briefe Schiller's an Körner vom 12. Januar 1791, ‚auf Veranstaltung des Coadjutors in Erfurt die Ehre angethan, mich zu einem Mitglied der hürmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften aufzunehmen.‘ Dalberg versprach dem Dichter auf Grund seiner Arbeiten eine Anstellung in Mainz. ‚Es waren heitere Tage,‘ schrieb später Caroline von Wolzogen über eine Zusammenkunft mit dem Coadjutor zu Erfurt, ‚und wir malten uns für die Zukunft oft ein herrliches Leben aus in der schönen Gegend von Mainz, unter unserm edlen Freund und Beschützer Dalberg.‘² Als die deßfalligen Unterhandlungen wegen der französischen Revolutionswirren in's Stocken geriethen, finden wir den Dichter in einer eigenthümlichen Resignation. ‚Die mainzischen Aspecten,‘ meldet er seinem Freunde Körner am 17. November 1792, ‚werden sehr zweifelhaft für

¹ Vgl. Clemens Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft (Gotha 1862) I, 359 ff. Der liberalisirende Coadjutor erscheint, unserer Auffassung nach, in diesem Werke in einem wenig günstigen Lichte, und sein Bruder, der Canonikus Dalberg, tritt noch viel unworthelhafter auf in Dünker's Buch über Herber's Reise nach Italien. Dieser Canonikus war einer jener adelichen Pfründenverzehrer, die, von wenig erbaulichem Lebenswandel, ihre Stellen nur als Sinecuren betrachteten, und die die Kirche, Gottlob, zugleich mit den Pfründen verloren hat.

² Näheres bei Perthes am angeführten Orte.

nich; aber in Gottes Namen. Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu schaffen.'

Die französische Revolution, die wir eben berührten, wirkte auf die historischen Anschauungen des Dichters reinigend und berichtigend ein.

Wenn man bedenkt, daß zur Zeit, als sich Schiller's Genius entwickelte, im ganzen deutschen Reich kein öffentliches Leben existirte, die deutsche Kleinstaaterei weder politische Anschauungen noch Erfahrungen bieten konnte, und damit im Zusammenhang die gesammte Literatur sich von allen politischen Interessen abgewendet hatte¹, so kann man sich kaum wundern, daß Schiller den Staat für ein bloßes ‚Gedankenwerk‘, für ‚ein Geschöpf des Zufalls‘ erklärte, und keine Lust trug, sich irgendwie am ‚handelnden Leben‘ zu betheiligen². Da erfolgten plötzlich zur größten Ueberraschung des Dichters die Ausbrüche der französischen Staatsumwälzung. Noch am Vorabende der Revolution hatte er geglaubt, daß sein Zeitalter ‚in thatenreicher Stille frei durch Vernunft‘ fortschreite, daß die ‚europäische Staatsgesellschaft in eine große Familie verwandelt‘ sei. Er hatte in besangenen Urtheile sein eigenes Zeitalter für das ‚reifeste‘ der Geschichte, für das ‚Zeitalter der Vernunft‘ gehalten, zu dessen großartigem Aufbau alle früheren Zeiten ihr Material geliefert hätten. Nun sah er sich durch die blutigen Ereignisse in Frankreich und durch die Kriegsstürme, welche

¹ Vgl. oben S. 120 ff.

² Vgl. Schiller's Brief vom 27. November 1788 in Schiller und Lotte (Stuttgart 1856) S. 143.

alle Cultur zu vernichten drohten¹, in all' seinen Ansichten und Hoffnungen getäuscht. ‚Die neuerlichen Revolutionsspiele,‘ schreibt er am 17. August 1792 an Körner, ‚kommen mir immer kindischer und erbärmlicher vor. Niedrige Kniffe auf der einen, Strohsfeuer auf der andern Seite — ein ekelhaftes Schauspiel. Wie hat sich wohl die Armuth unseres Zeitalters an großen Männern deutlicher gezeigt.‘ Von Mitgefühl ergriffen für den unglücklichen Ludwig XVI., dachte er sogar daran, zu dessen Gunsten eine eigene Schrift zu verfassen, um auf die verwirrten Köpfe der Franzosen zu wirken. ‚Es gibt Zeiten,‘ schrieb er darüber an Körner am 21. December 1792, ‚wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein.‘ Aber bevor der Plan zur Ausführung kam, war schon das Urtheil über den König gefällt. Schiller wurde über die ‚elenden Schinderknechte‘ in Frankreich so empört, daß er nach einem Briefe an Körner vom 8. Februar 1793 keine Zeitung mehr lesen konnte. ‚Die französische Republik,‘ prophezeite er, ‚wird ebenso schnell aufhören, als sie entstanden ist. Die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen, und früher oder später wird ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen, woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Theile von Europa machen wird.‘²

Seit der französischen Revolution änderten sich des Dichters Ansichten über Revolutionen im Allgemeinen.

¹ Goethe sagte bekanntlich: ‚Franzthum drängt in diesen verstorrenen Tagen, wie ehemals Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.‘ Sämmtl. Werke 1, 362.

² Vgl. Schiller's Leben von C. v. Wolzogen 2, 109. Hoffmeister, Schiller's Leben 2, 343.

Wie er in seinen Jugendsichtungen für alle Ideale der Revolution, für eine allgemeine Freiheit und Brüderlichkeit geschwärmt, so hatte er in seinen ersten Geschichtswerken über den Abfall der Niederlande und den dreißigjährigen Krieg die progressivsten Freiheitsideen der Zeit mit einem historischen Gewande umkleidet, und die subjective Eigenmacht und das Princip der alleinseligmachenden Vernunft auch in politischen Dingen mit blendender Rhetorik gefeiert. Eine erfreuliche Metamorphose in seiner politisch-kirchlichen Denkart macht sich schon bemerklich in den in seiner ‚Allgemeinen Sammlung der Memoiren‘ 1791—1793 erschienenen Abhandlungen: ‚Historische Einleitung zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully‘ und ‚Geschichte der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrich’s IV. vorangingen‘¹. Gleich im Eingange zu letzterer legt er das Geständniß ab, daß die kirchlichen Revolutionen des sechzehnten Jahrhunderts, die neuen religiösen Lehrsätze in Frankreich nur zum Unglück des Landes gedient haben. ‚Schon eilte Frankreich,‘ sagt er, ‚mit schnellen Schritten seiner Civilisirung entgegen. Die neuen Meinungen erscheinen, und gebieten diesem schönen Anfang einen traurigen Stillstand. Der Geist der Intoleranz und des Aufruhrs löscht den noch schwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus, und die schreckliche Jackel des Fanatismus leuchtet. Tiefer als je stürzt dieser unglückliche Staat in seine barbarische Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen ver-

¹ Sämmtl. Schriften, neunter Theil. Die ‚Geschichte der Unruhen‘ ist im Wesentlichen nur eine abgekürzte Uebersetzung von Anquetil’s *L’esprit de la Ligue, ou histoire politique des troubles de France pendant les XVI^e et XVII^e siècles*, 3 tom. Paris 1770. Aber Schiller macht auch Zusätze, und spricht seine eigenen Gedanken aus, wie gleich die ersten Seiten zeigen.

derblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz entflammt, und ein wüthender Religionseifer zu einem allgemeinen Brand vergrößert.' In den durch die kirchliche Revolution veranlaßten confessionellen Kämpfen war in Frankreich, wie im übrigen Europa, die Religion größtentheils nicht Zweck, sondern nur Mittel für politische Bestrebungen. So feurig auch das Interesse war, mit welchem die eine Hälfte Europens die neuen Meinungen aufnahm und die andere dagegen kämpfte, so eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für sich selbst ist, so waren es doch größtentheils sehr weltliche Leidenschaften, welche bei dieser großen Begebenheit geschäftig waren, und größtentheils politische Umstände, welche den unter einander im Kampf begriffenen Religionen zu Hülfe kamen. In Deutschland, weiß man, begünstigte Luther und seine Meinungen das Mißtrauen der Stände gegen die wachsende Macht Oesterreichs; der Haß gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquisitionsgericht vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Protestanten. . . Eine Reihe schwachköpfiger, zum Theil minderjähriger Könige, eine schwankende Staatskunst, die Eifersucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortschritte der neuen Religion in Frankreich bestimmen.'

Nachdem Schiller dann, an der Hand Anquetil's, die feindlichen Parteien in ihren Hauptrepräsentanten vorgeführt, zeigt er, daß das öffentliche Vorgehen der Lothringischen Prinzen gegen den Calvinismus, den mißvergünstigten Großen eine erwünschte Gelegenheit gegeben, die ganze reformirte Partei gegen das Ministerium in Harnisch zu bringen, und die Sache ihrer gekränkten Ehrsucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen protestantischen Kirche zu machen'. 'Nest also geschah,' sagt

er, die unglücksvolle Verwechslung politischer Beschwerden mit Glaubens-Interessen, und wider die politische Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hülfe gerufen. Die Mißvergnügten versammelten sich auf einem Schlosse des Prinzen von Condé, faßten den Plan, den König aus der Mitte seiner Minister zu entführen, und, da sich die ganze Unternehmung als eine Religionsache abschildern ließ, so hielt man sich der kräftigsten Mitwirkung der Calvinisten versichert. Der Prinz von Condé war das eigentliche Haupt der ganzen Unternehmung, aber er wollte noch unsichtbar bleiben, und gab deßhalb der Partei einen untergeordneten sichtbaren Anführer in der Person eines gewissen Renaudie, eines Edelmannes aus Perigord, der, Verbrechen halber längst schon die Rolle eines Flüchtlings hatte spielen müssen, der aber jedem kühnen Streiche gewachsen war und im Jahre 1560 die verbündeten Edelleute in Nantes versammelte. Schiller vergleicht nun die Verschwörung in Nantes mit dem einige Jahre später in Brüssel angezettelten Complot der niederländischen Großen, welches er in seinem Abfall der Niederlande geschildert hatte; aber wie verschieden ist sein jetziges Urtheil über die Revolutionspartei von jenem, welches er früher ausgesprochen! In Nantes, wie in Brüssel, betont er, ist es der rechtmäßige Oberherr, den man gegen die Annahmen seines Ministers zu vertheidigen scheinen will, während man kein Bedenken trägt, eines seiner heiligsten Rechte, seine Freiheit in der Wahl seiner Diener, zu kränken; dort wie hier ist es der Staat, den man gegen Unterdrückung sicher zu stellen sich das Ansehen geben will, indem man ihn doch offenbar allen Schrecknissen eines Bürgerkrieges überliefert¹.

¹ Bd. 9, 310, Zusatz zu Anquetil 1, 48.

In seiner Schilderung der Schrecknisse des Bürgerkrieges, wo das Ehrwürdige geschändet, das Heilige entweicht, das Unwandelbare aus seinen Fugen gerückt ist, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, macht Schiller das unbefangene Zugeständniß: ‚Aus dem Schooße der reformirten Religion ging der finstere grausame Geist hervor, der ihm, dem Bürgerkrieg, diese unglückliche Richtung gab, der alle diese Unthaten erzeugte... Der Charakter der ganzen Partei mußte mit diesem düstern und knechtischen Glauben verwildern. Jede Spur des Papstthums setzte den Schwärmergeist der Calvinisten in Wuth; Altäre und Menschen wurden ohne Unterschied seinem unduldsamen Stolz aufgeopfert... Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweiheten sie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott, und beflissen sich mit absichtlicher Grausamkeit, die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Muthwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verstümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen, oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber, und ließen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß so empfindliche Kränkungen zur schrecklichsten Wiedervergeltung reizten, daß alle katholische Kanzeln von Verwünschungen gegen die ruchlosen Schänder des Glaubens ertönten, daß der ergriffene Hugenotte bei den Papisten keine Barmherzigkeit fand...‘¹

An einer andern Stelle sagt er von den Hugenotten: ‚Ihre Mordgier öffnet sich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blute dieser Unschuldigen besleckt. Mit erfinderischer Wuth schärften sie durch

¹ Bb. 9, 291.

den bittersten Hohn noch die Qual des Todes, und oft konnte der Tod selbst ihre thierische Lust nicht stillen. Sie verstümmelten selbst noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den rasenden Geschmack, sich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein Anderer ließ eine Hydra auf seine Fahne malen, deren Köpfe mit Cardinalsbüten, Bischofsmützen und Mönchskapuzen auf das Seltsamste ausstaffirt waren. Er selbst war daneben als ein Herkules abgebildet, der alle diese Köpfe mit starken Fäusten herunterschlug. Kein Wunder, wenn so handgreifliche Symbole die Leidenschaften eines fanatischen rohen Hagens noch heftiger entflamnten, und dem Geist der Grausamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Ausschweifungen der Hugenotten wurden von den Papisten durch schreckliche Repressalien erwiedert...¹

Die Ereignisse der französischen Revolution machten binnen wenigen Jahren den Dichter zum entschiedenen Gegner jeglicher revolutionären Erhebung. Im Jahre 1795 sprach er am Schlusse seiner Abhandlung ‚Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen‘ seinen Unwillen aus über Jene, ‚die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Gräuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elend preiszugeben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen‘. ‚Die scheinbare Uneigennützigkeit von gewissen Tugenden,‘ fährt er fort, ‚gibt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht in's Angesicht zu trotzen, und Manchem spielt seine Phantasie den

¹ Bb. 9, 339—340.

seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus und vernünftiger als die Vernunft sein will.⁴

Schärfer noch tritt die Umwandlung seiner politischen Gesinnungen hervor in der Einleitung zu den ‚Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls Vieilleville‘¹, die er im Jahre 1797 in den Horen herausgab. Vieilleville, der als treuer Anhänger des alten Glaubens und des Thrones in den französischen Bürgerkriegen des sechzehnten Jahrhunderts eine hervorragende Rolle spielte, genießt die volle Bewunderung des Dichters, weil er ‚bis zur Strenge ein Freund der Ordnung und bei aller Liberalität der Gesinnung furchtbar und unerbittlich war gegen die Feinde des Gesetzes‘. ‚Er war dem Throne,‘ sagt er, ‚ob er gleich die Personen dreimal auf demselbigen wechseln sah, ohne Wanken mit gleicher Beharrlichkeit ergeben, und wußte denselben so innig mit der Person des Fürsten zu vermengen, daß seine pflichtmäßige Ergebenheit gegen den jedesmaligen Thronbesitzer alle Wärme einer persönlichen Neigung zeigte...‘ ‚Er bekannte sich zu der Klasse der Gemäßigten, die man unter dem Namen der Politiker zu verspotten glaubte; eine Klasse, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gährung das Schicksal gehabt hat, beiden Theilen zu mißfallen, weil sie beide zu vereinigen strebt.‘ Darum gefiel er dem Dichter.

Auch in der Beurtheilung des Mittelalters wurden die Anschauungen des Dichters viel unbefangener. In seiner zuerst als Einleitung zum dritten Bande der historischen Memoiren herausgegebenen Abhandlung: ‚Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den

¹ Nur diese Einleitung gehört dem Dichter an. Vgl. Goedeke 9, XVII—XVIII.

Zeiten Kaiser Friedrich's I. erscheint ihm allerdings die ‚Herrschaft der Päpste‘ für die menschliche Freiheit noch immer gefährlich und er spricht von den ‚Fallstricken ihrer verborgenen Staatskunst‘. Aber der päpstlichen Weltregierung im Allgemeinen zollt er ein so bewunderndes Lob, daß man Johannes von Müller zu hören glaubt. ‚Man sah,‘ sagt er, ‚Kaiser und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugsame Krieger im Drang der Umstände Rechte aufopfern, ihren Grundsätzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit weichen; so etwas begegnete selten oder nie einem Papste. Auch wenn er im Elend umherirrte, in Italien keinen Fuß breit Landes, keine ihm holde Seele besaß, und von der Barmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er standhaft über den Vorrechten seines Stuhles und der Kirche. Wenn jede andere politische Gemeinheit durch die persönlichen Eigenschaften derer, welchen ihre Verwaltung übertragen ist, zu gewissen Zeiten etwas gelitten hat, oder leidet, so war dieses kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Oberhaupte. So ungleich sich auch die Päpste in Temperament, Denkart und Fähigkeit sein mochten, so standhaft, so gleichförmig, so unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart schien in ihr Amt gar nicht einzuschießen; ihre Persönlichkeit, möchte man sagen, zerfloß in ihrer Würde, und die Leidenschaft erlosch unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinscheidenden Papste die Kette der Thronfolge abriß, und mit jedem neuen Papste wieder frisch geknüpft wurde, — obgleich kein Thron in der Welt so oft seinen Herrn veränderte, so stürmisch besetzt und so stürmisch verlassen wurde, so war dieses doch der einzige Thron in der christlichen Welt, der seinen Besizer nie zu verändern schien, weil nur die Päpste starben, aber der Geist, der sie be-

lebte, unsterblich war.' Für die Geschichtschreibung ist in derselben Abhandlung noch immer bedeutend die kräftige und markirte Schilderung der Normannen und ihrer Eroberungen, die von den großen Fortschritten Schiller's in der Zeichnung concreter Verhältnisse zeugt. Bemerkenswerth bleibt das Urtheil, welches der Dichter über den edlen, aber vielgeschmähten und als ‚römischen Kammerknecht‘ verachteten Kaiser Lothar III. fällt. ‚Lothar von Sachsen,‘ sagt er, ‚war ein eben so wohl denkender, als tapferer und staatsverständiger Fürst.‘ Die neueren Specialforschungen über den Kaiser haben dieses Urtheil vollständig bestätigt.

Erinnert man sich an die früher mitgetheilten Aussprüche des Dichters über mittelalterliche ‚Barbarei‘ und über den ‚Geist der Finsterniß‘, der damals vorherrschend gewesen, so müssen die Betrachtungen überraschen, die er nach der französischen Staatsumwälzung über das Mittelalter im Vergleich mit seinem eigenen Jahrhundert anstellte. ‚Man muß gestehen,‘ schreibt er im April 1792 in der Vorrede zu einer Geschichte des Malteserordens nach Bertot, ‚daß wir die Ueberlegenheit unserer Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind, auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnöthigte. Was wir auch vor jenen finsternen Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vortheilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten, stolz zu sein. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegt Vorurtheile, gemäßigterer Leidenschaften,

freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Cultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Blut der Begeisterung in unsern Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie des Charakters vernichtet. . . . Obgleich der Dichter nicht blind ist gegen die Vorzüge seiner eigenen Zeit, so sagt er doch: ‚Was der Verfasser der Einleitung zu nachstehender Geschichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet, jene praktische Stärke des Gemüthes nämlich, das Theuerste an das Edelste zu setzen und einem bloß idealischen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich sehr bereit zu unterschreiben . . . Die Menschheit war offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war, wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht.‘ Dann fährt er fort: ‚Es ist der christlichen Religion von berühmten Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Muth ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Templerordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für sein Verdienst schon von ferne zeigte. Der Muth jener christlichen Helden entbehrte diese Hülfe und hatte keine andere Nahrung, als

sein eigenes unerschöpfliches Feuer‘ ,Ein feuriger Rittergeist verbindet sich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisciplin, die strenge Selbstverleugnung, welche das Christenthum fordert, mit kühnem Soldatentrog, um gegen den äußern Feind der Religion einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden, und mit gleichem Heroismus ihren mächtigen Gegnern von innen, dem Stolz und der Ueppigkeit, einen ewigen Krieg zu schwören.‘ Und vorher: ,Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenchaar heimkehrt, und anstatt sich die siegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Berrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht, — wenn diese Löwen im Gefecht hier am Krankenbette eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt, — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes willen die Speise reicht, und sich keinem der verächtlichen Dienste entzieht, die unsere verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Nührung erwehren?‘¹

¹ Bd. 9, 393—399. Eine gleiche Bewunderung äußert der Dichter im Jahre 1795 in dem Gedicht: ,Die Johanner‘, welches er mit den Worten schloß:

„Religion des Kreuzes! Nur du verknüpfest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich.“

Schiller erkannte dem Mittelalter den Vorzug der Charakterkraft und Mannesstärke vor seinem eigenen Zeitalter zu, pries die praktische Stärke des Gemüths, ‚das Theuerste an das Edelste zu setzen‘, als die schönste Eigenschaft der von ihm früher verachteten Jahrhunderte; er fand die Quelle jener Kraft in dem Christenthum, und nach einem Brief an Goethe vom 17. August 1795 überhaupt ‚in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten‘. Dennoch nahm er damals bei seinem rastlosen Streben, um seinem Zeitalter die ihm fehlenden Eigenschaften des Gemüthes und des Charakters wieder zu verschaffen, keine Rücksicht auf diese Religion. Die großen Ereignisse seiner Zeit hatten, wie er einsah, ein ‚kleines Geschlecht‘ gefunden, und er wollte dieses Geschlecht heben mit der ganzen Kraft seines Genius und dem ganzen Adel seiner Gesinnung, aber heben lediglich — durch die Kunst¹.

Dies zeigt sich besonders in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, welche im Jahre 1795 in den Horen erschienen. Er sprach in denselben sein politisches Glaubensbekenntniß aus. ‚Ich muß gestehen,‘ schreibt er am 20. October 1794 an Goethe, ‚daß meine wahre ernstliche Meinung aus diesen Briefen spricht. Ich habe über den politischen Jammer noch nie eine Feder angefaßt, und was ich in diesen Briefen davon sage, geschah bloß, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu sagen;

¹ Goethe meinte in seinen Xenien:

‚Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.‘

aber ich glaube, daß das Bekenntniß, das ich darin ablege, nicht ganz überflüssig ist.'

Sein Gedankengang in diesen Briefen ist folgender.

In der französischen Staatsumwälzung haben die niederen und zahlreichen Classen des Volkes ihre rohen, gesetzlosen Triebe gezeigt und die civilisirten Classen haben den noch widrigern Anblick der Schlawheit und Verkommenheit gegeben, die um so mehr empören mußte, weil die Cultur selbst deren Quelle war. Weil nun der Staat diese Uebel hervorgerufen, so kann der Staat sie nicht aus sich selber heilen. Weil die politischen Verbesserungen nur aus der Veredlung des Charakters hervorgehen, der Charakter aber sich unter barbarischen Verfassungen nicht veredeln kann, so muß man zu diesem Zwecke ein vom Staat unabhängiges Mittel und Werkzeug aussuchen: man muß Quellen eröffnen, die sich bei aller politischen Verderbniß rein und lauter erhalten. Diese Quellen aber fließen in der schönen Kunst. Die Kunst ist ihm das Mittel zur Veredlung der Menschheit, und die Religion kommt dabei gar nicht zur Sprache. Wenn er früher in seiner schönen Abhandlung, Ueber Anmuth und Würde' die ästhetische Bildung nur als eine Vorstufe zur moralischen angesehen hatte, so erschien ihm jetzt die moralische nur als eine Nachhülfe der ästhetischen. In einem Briefe an Goethe vom 9. Juli 1796 ging er sogar so weit, zu behaupten, daß in der 'ästhetischen Geistesstimmung' die 'gesunde und schöne Natur keine Moral, kein Naturrecht, keine Gottheit, keine Unsterblichkeit' nöthig habe.

Schiller wollte die politischen Probleme der Zeit lösen, indem er seinen Weg durch die ästhetischen Probleme nahm, 'weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandelt'. Und weil die Schönheit vorzugsweise in der

hellenischen Welt zum Ausdruck gekommen, so theilte der Dichter immer noch jene unbedingte Bewunderung für das classische Heidenthum, wie sie sich durch die Humanisten, durch die Renaissance und die moderne Philosophie in Deutschland eingebürgert hatte. Im sechsten Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen beklagt er, im Vergleich mit dem Griechenthum, die späteren Zeiten. ‚Auseinandergerissen wurden jetzt,‘ sagt er, ‚der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zwecke, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. . . . Selbst der karge, fragmentarische Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbstthätig geben, sondern wird ihnen mit scrupulöser Strenge durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freie Einsicht gebunden hält.‘ Man ist deshalb viel zu weit gegangen, wenn man dem Dichter für seine Entwicklungsperiode seit dem Jahre 1792 eine positiv-christliche Weltanschauung zugeschrieben und die Behauptung ausgesprochen hat, er sei seit jener Zeit ‚seiner innersten Neigung, Gesinnung und Bestimmung nach Christ und Katholik gewesen‘¹.

Wie wenig Schiller auf dem Boden des positiven Christenthums stand und wie wenig er als Historiker trotz seiner geläuterten Einsichten, von welchen wir oben gesprochen, eine christliche Weltanschauung vertrat, zeigen seine prosaischen Schriften und seine Briefe auch seit dem Jahr 1792 mit einer Deutlichkeit, die keinen Zweifel übrig läßt. So schreibt

¹ Vgl. Daumer's Abhandlung: ‚Schiller und sein Verhältniß zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart‘ in dessen oben citirter Zeitschrift: Aus der Mansarde. 6. Heft.

er über Kant's Werk: ‚Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft‘ am 28. Februar 1793 an Körner: ‚Einer der ersten Grundsätze darin ist empörend für mein und wahrscheinlich auch dein Gefühl. Er behauptet nämlich eine Propension des menschlichen Herzens zum Bösen, das er das radicale Böse nennt . . . Der Logos, die Erlösung als philosophische Mythe, die Vorstellung des Himmels und der Hölle, das Reich Gottes und alle diese Vorstellungen sind auf's Glücklichsste erklärt.‘ Die Anschauungen des Freundes theilend, antwortet Körner ihm am 4. März: ‚Mit seinem (Kant's) radicalen Bösen werde ich mich schwerlich ausöhnen. Ich kenne keinen Satz der Dogmatik — selbst die Ewigkeit der Höllestrafen nicht ausgenommen —, der mir so verhaßt wäre . . . Bei Erklärung der christlichen Mythologie, das heißt der positiv-christlichen Lehren, hat Kant viel Wiß zeigen können. Doch ist auch in dem Stoff eine gewisse Biegsamkeit, die dergleichen Bemühungen erleichtert.‘ Ueber dasselbe Werk des Königsberger Philosophen, von dem er sich, abgesehen von dem Satz über das radicale Böse, förmlich ‚hingerissen‘ fühlte, schreibt Schiller am 30. März 1793 an Fischenich¹: ‚Die Erklärung, die Kant dem christlichen Religionsbegriff unterlegt, ist eben so treffend als überraschend. Freilich geht er damit so frei um, wie die griechischen Dichter und Philosophen mit ihrer Mythologie, und er ist so aufrichtig, sich auf sie zu berufen, um seine Freiheit damit gewissermaßen zu entschuldigen.‘ Im Jahre 1796 erklärte Schiller in seiner Abhandlung ‚Ueber sentimentale und naive Poesie‘ den Kirchenglauben der neueren

¹ Hennes, Andenken an Barthol. Fischenich u. s. w. (Stuttgart 1841) S. 30.

Nationen für eine Eingebung der ‚grübelnden Vernunft‘. Noch im Jahre 1797 hielt er, nach einem Briefe an Goethe, die Unächtheit des alten und neuen Testaments für entschieden. ‚Ihre Entdeckungen in den fünf Büchern Moses,‘ schreibt er an Goethe am 14. April 1797, ‚be-lustigen mich sehr. . . So viel ich mich erinnere, haben Sie schon vor etlichen und zwanzig Jahren mit dem neuen Testament Krieg gehabt. Ich muß gestehen, daß ich in Allem, was historisch ist, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich so entschieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an einem einzelnen Factum noch sehr raisonnabel vorkommen. Mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist; in allem andern, was mit einem eigentlichen Bewußtsein geschrieben ist, fürchte ich einen Zweck und einen spätern Ursprung.‘¹ Bei solchen Ansichten kann es uns nicht Wunder nehmen, daß dem Dichter noch im Jahre 1801 in seiner Abhandlung: ‚Ueber das Erhabene‘ die ganze Weltgeschichte nur insofern als ein erhabenes Object erscheint, als sie ‚den Conflict der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen und die Unabhängigkeit desselben von Naturbedingungen zeige, als sie ein Gemälde der in den Kampf mit dem Schicksal eingehenden Menschheit sei‘.

Die ‚Conversion‘ Schiller's, von der man gesprochen, fand nur in sofern statt, als der Dichter aus der Periode eines entschiedenen Unglaubens nicht bloß in die Zeit eines neu erwachten religiösen Bedürfnisses eintrat und in seiner spätern Entwicklung neben der Kunst auch die Bedeutung der Religion anerkannte, sondern auch ein tieferes Verständ-

¹ Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe I, 291.

niß der christlichen Vergangenheit gewann und eine sittlich-christliche Weltanschauung in seinen Werken ausprägte. In all' seinen bedeutenden Dichtungen der spätern Periode lassen sich antirevolutionäre Grundsätze und specifisch-christliche Sympathien nachweisen. Aber der Dichter blieb doch weit vom Glauben entfernt und erhob sich nie zur vollen Anerkennung der objectiven Wahrheit des Christenthums.

Unbefriedigt, wie wir früher auseinandersetzen, von dem, was ihm in den Jünglingsjahren als Christenthum geboten wurde, wandte sich Schiller vom Lichte des Evangeliums weg, und blieb während seines ganzen Lebens, ein Hauptrepräsentant jener Suchenden des Jahrhunderts, welche unermüdet den Spuren der verlorren Wahrheit nachgingen. Weil ihm die Quelle der Wahrheit unbekannt, so suchte er in sich selbst die Quelle, um seinen Durst nach Wahrheit und Selbsterkenntniß zu stillen. Wer ihn in seinem hohen, sittlichen Ernst und in den Kämpfen seiner starken männlichen Seele verfolgt, wird ihm alle Achtung zollen, die ein offenes, redliches und mit Selbstaufopferung verbundenes Streben verdient. Schiller's Leben lehrt uns, daß ohne lebendiges, positives Christenthum alles geistige Ringen und aller poetische Idealismus zur innern Befriedigung nicht ausreicht, daß aller Cultus des Ideals, nach Balzac's treffendem Ausspruch, nur eine unselige, menschliche Religion ist. Aber darin liegt für Jeden, der sich mit Schiller eingehend beschäftigt, das Erhebende und Beredelnde, daß er den Dichter in stetem Streite mit sich und der Welt, mit der Philosophie des Zeitalters und mit seiner eigenen Kunst immer reifer werden, und durch den rastlosen innern Kampf immer mehr den Wahrheiten des Christenthums sich nähern sieht. In seinen letzten Lebensjahren kehrte der Dichter nach langen Zweifeln und Irrthümern zur Ahnung dessen zurück, von dem

sein Gemüth in frommer Kindheit in wunderbaren Anklängen berührt worden¹. „Immer inniger wurde die Ehrfurcht, berichtet Frau von Wolzogen, mit welcher ihn gegen das Ende seines Lebens auf der einen Seite die unendliche Tiefe der Natur, auf der andern Seite die welthistorische Wirkung der Lehre Christi und die reine heilige Gestalt ihres Stifters erfüllte. Die Lehre des Erlösers ehrte er als den höchsten Ausdruck in der Menschheit.“

¹ Näheres bei R. Binder, Schiller im Verhältniß zum Christenthum. Stuttgart 1839.



In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeit- und Lebensbilder

von
Johannes Janssen.

Dritte vielfach umgearbeitete Auflage.

12°. (XXIII u. 535 S.) M. 6.

Das Werk enthält folgende Abhandlungen:

- I. Aus des Geographen Karl Ritter Leben und Briefen.
 - II. Zur Charakteristik des Naturforschers Alexander von Humboldt.
 - III. Anschauungen des russischen Dichters Joukoffsky.
 - IV. Eine Kulturdame (Caroline Michaelis) und ihre Freunde.
 - V. Der Philosoph Arthur Schopenhauer, aus persönlichem Umgang dargestellt.
 - VI. Erinnerungen an einen deutschen Capuziner.
 - VII. Politische und kirchliche Anschauungen der preussischen Diplomaten Nagler und Kochow.
 - VIII. Friedrich Christoph Dahlmann und sein Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm IV.
 - IX. Freiherr von Bunsen und sein Verhältniß zu Friedrich Wilhelm IV.
 - X. Friedrich Wilhelm's IV. politische und religiöse Gesichtspunkte.
 - XI. Gervinus über Deutschland und seine Zukunft.
-

In welchem Verhältniß diese neue Auflage zu der früheren steht, sagt der Verfasser in der Zueignung an August Reichensperger:

„Zum dritten Mal überreiche ich Dir, lieber Reichensperger, meine Beiträge zur vergleichenden Culturgeschichte, zu deren Sammlung Du vor vier Jahren mich veranlaßt hast. Das Buch erscheint dießmal in vielfach veränderter Gestalt. Die Selbstbekenntnisse des Fürsten Hermann von Bückler-Wuskau, die in ihrer Grauenhaftigkeit durch die erste und zweite Auflage meiner Schrift nun hinlänglich bekannt geworden, habe ich weggelassen, die Abhandlung über Caroline Michaelis und ihre Freunde und die über Arthur Schopenhauer wesentlich umgearbeitet, und insbesondere letztere durch Benutzung neuer Bücher bedeutend erweitert. Auch in den Aufsätzen über Alexander von Humboldt, über Bunsen und über die Denkschrift zum Frieden an das preußische Königshaus von Gervinus wirst Du manche Zusätze finden. Manche Aussprüche des Göttinger Professors Paul de Lagarde über die gegenwärtige Lage des deutschen Reiches und das moderne Schulwesen verdienen, trotz der sonderbaren religiösen Ansichten des Mannes, auch in den Kreisen unserer Gesinnungsgenossen eine größere Beachtung, als ihnen bisher zu Theil geworden ist. Was ich daraus angeführt, hat nur den Zweck, auf die betreffende Schrift aufmerksam zu machen.“

Freiburg im Breisgau.

Herder'sche Verlagshandlung.

